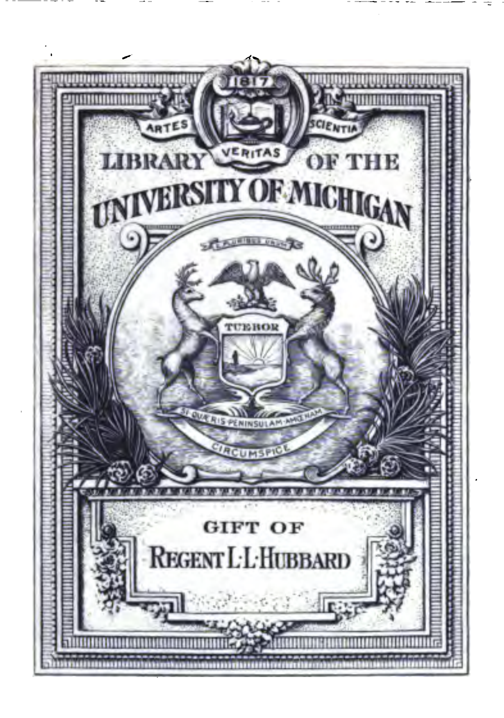
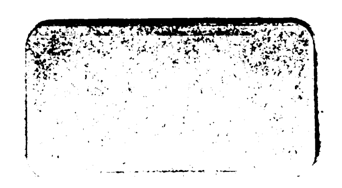
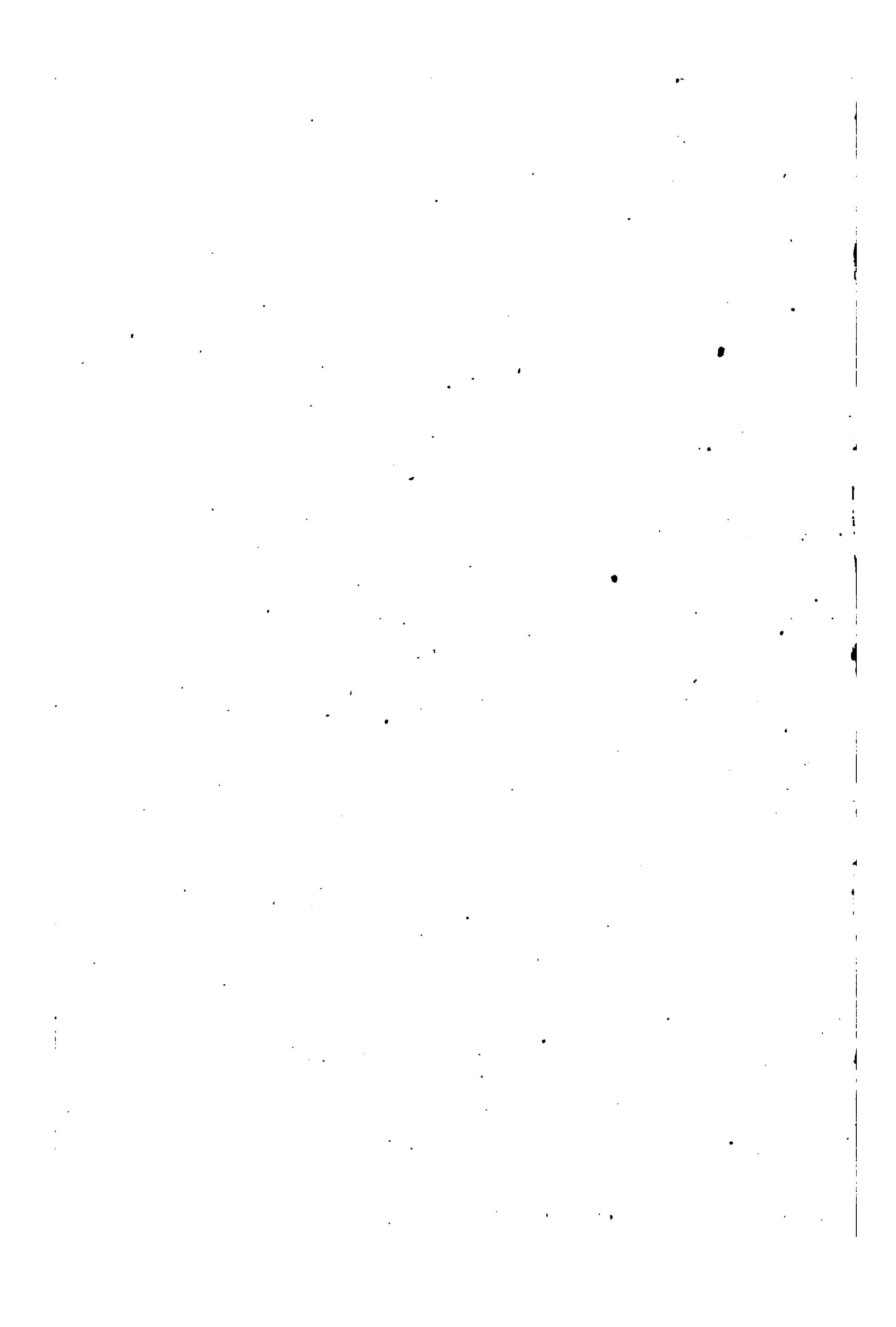

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD





Lebende Bilder

aus

Amerika

von

Theodor Griesinger.

Stuttgart.
Verlag von Wilh. Nitzschke.
1858.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Vorrede.

An Schriften über Amerika fehlt's nicht. Doch sind's fast lauter Reisebeschreibungen oder Reisehandbücher. Ueber das Leben in Amerika, besonders über das Leben und Treiben der Deutschen in Amerika habe ich noch nichts „Gedrucktes" finden können.

Dieses Werkchen, auf fünfjährige Anschauung gegründet, ist ein Versuch, ein Bild von dem Leben in Amerika zu geben. Landsleute, die Lust haben, auszuwandern, können drinn finden, was sie erwartet. Vielleicht, wenn ers richtig aufgefaßt, überlegt sich dann der Eine oder der Andere die Sache noch einmal!

Nachfolgen werden: „Newyorker Geschichten. Erzählungen aus dem Emigrantenleben;" — „Land und

Leute von Amerika;" — „Sodom und Gomorrha oder Newyork bei Tag und Nacht," und anderes Aehnliches. Möge das Publikum gnädig damit verfahren!

Stuttgart, im December 1857.

Theodor Griesinger.

Inhalt.

Seite
1. Der Einwanderer 1
2. Castle-Garden 9
3. Der Peddler 20
4. Heirathen in Amerika 26
5. Der Schneider 36
6. Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist . . . 41
7. Die Californier-Wittwe 50
8. Draußen Doctor juris utriusque — in Amerika Bierwirth 56
9. Der Grocer 65
10. Das Basement „mit freundlicher Bedienung" . . . 73
11. Der Temperenzler 81
12. Das deutsche Dienstmädchen 88
13. Eine amerikanische Eisenbahn 94
14. Der Schinder oder der deutsche Winkeladvokat . . 101
15. Die Wahrsagerin 109
16. Ein amerikanischer Sonntag 113
17. Der Runner 122
18. Der Junkshop 129
19. Stoppen, oder es ist nicht Alles Gold was glänzt . 136
20. Der Chatamstreetjude in Newyork 142
21. Die Mercerstreetdame in Newyork 148
22. Der Zeitungsschreiber 157
23. Der Exchangebroker 165

Seite
24. Die Kellnerin in Newyork 172
25. Der Künstler in Amerika 179
26. Ein Spielhaus 190
27. Der Colorist 199
28. Farm-, Land- und Lot-Association 204
29. Er macht sein Leben 215
30. Der Loafer 222
31. Der Boardingwirth 230
32. Das Tanzhaus 237
33. Heute Schneider — Morgen Pfarrer 245
34. Quacksalberei und Niedertracht 259
35. Der Fifth-Avenue-Mann 267
36. Die Intelligenz-Office 274
37. Der Emigrantenwirth 280
38. Die deutsche Arbeitersfrau in Newyork 286
39. German friend and Dutch Son-of-a-bitch 292
40. Der Bürgergardist 300
41. Der Pawnbroker 309
42. Wie man in Amerika arbeitet 315
43. Die Straßennymphe 322
44. Der deutsche Bettler 329
45. Und Fleisch grad gnug 338

1.

Der Einwanderer.

Er war ein unzufriedener Mensch.

Er war mit der Regierung nicht zufrieden, denn seine nach Weltfreiheit dürstende Seele konnte sich doch unmöglich mit einem „engeren“ Vaterlande zufrieden geben, obgleich es ihm eine Heimath und Schutz in derselben gewährte! — Er war mit dem Einkommen, seinem eigenen nämlich, nicht zufrieden, obgleich er sein Auskommen dabei hatte, aber ein Mann mit seinen Fähigkeiten durfte doch nicht in den vier Pfählen seines Geburtsortes versauren! — Er war mit der Religion nicht zufrieden, dem herrschenden Religionssystem nämlich, ob er gleich volle Freiheit hatte, von seiner eigenen Religion so viel oder so wenig, als er wollte, Gebrauch zu machen! — Er war vielleicht auch mit seinem Weibe nicht zufrieden, die er vor der Heirath für eine von den sieben fetten, und nach der Heirath für eine von den sieben magern Kühen (alles figürlich gesprochen), zu zählen Ursache hatte. — Kurz, er war unzufrieden; also fort in's Land der Zufriedenheit, nach Amerika.

Die Möbeln in die Auktion! Das kleine Gütchen verkauft! Wenn nicht viel gelöst wird, so ist's doch wenig;

Fort mit Schaden! In Amerika kommts doppelt und dreifach, ja hundertfältig wieder herein.

Fort nach Amerika! Die Base dort drinnen hat ja geschrieben, wie gut sie es habe! Der Vetter ist ja bereits Besitzer von Haus und Hof, die Capitalien gar nicht zu rechnen! Und wenn's der so weit gebracht hat, so muß es ihm, dem Einwanderer, doch zehnmal besser gelingen, denn er war ja dem armen Burschen, dem Vetter, schon in der Schule dreimal überlegen! — Fort nach Amerika! Im Buche von Fleischmann, oder irgend einem andern Autor, ist's ja zu lesen, schwarz auf weiß zu lesen, wie sich dort zwar die Kieselsteine nicht in Diamanten verwandeln, aber wie man Geld macht mit nur einem halben Kopfe, und Vermögen erwirbt mit dem Fleiße eines deutschen Maurergesellen!

Fort nach Amerika! — Es sind der Wege viel, die zum Glücke führen! Ueber Bremen oder Hamburg, über London oder Liverpool, über Rotterdam oder Havre! Es ist Alles eins, wenn man nur fortkommt! — Er kanns kaum erwarten, der Boden brennt ihm unter den Füßen, also — frischweg accordirt! — Lauter Postschiffe erster Classe! So steht's ja in der Zeitung. Da ist's gut wohnen! Proviant in Masse, Fleisch, Gemüse und sogar Bisquit. Das ist eine Küche! Es steht ja gedruckt in den öffentlichen Blättern, also kanns nicht fehlen.

Fort geht's zu Lande nach Bremen oder Hamburg, zu Lande und per Eisenbahn nach Havre, auch Havre de Grace genannt; fort geht's auf dem Rhein nach Rotterdam und über den Canal nach Liverpool und London, alles per Dampfschiff. Die Reise hat zwar ihre Widerwärtigkeiten, man schläft ein wenig gar zu eng eingepfercht auf den kleinen

Dampfbooten, und auf der Eisenbahn in der „Auswanderersclasse“ wird man auch von Wind und Wetter mehr mitgenommen, als man sich vorher dachte; aber — frisch auf zum fröhlichen Leben! Es geht ja nach Amerika. Es wird geraucht und getrunken und getrunken und gesungen; Wein und Bier gibt's in Hülle und Fülle und wenn die Wirthe, bei denen man unterwegs einkehrt, auch vielleicht ein Bischen sonderbare Rechnungen machen, — in Amerika gleicht sich ja Alles wieder aus! Also — ein neues Lied angestimmt, das Lied von der goldenen Zukunft!

Jetzt ist er eingeschifft. Es hat etwas Zeit genommen, bis Alles so weit kam und mancher Batzen und Gulden ging noch flöten, weil man vielleicht eine ganze Woche oder auch zwei warten mußte, bis das Schiff abging, aber — endlich ging es doch!

Jetzt ist er auf hoher See, und noch dazu im Zwischendeck. — Ein sonderbares Leben, das Zwischendecksleben! Da sind vielleicht zweihundert breite Bettstellen von rohem Holze, alle hart neben einander, aufgeschlagen, und in jede Bettstelle gehen vier Personen hinein. Ein Leben, wie auf der Arche Noah! Aber — man richtet sich ein, so gut oder so schlecht es geht. Man kocht und ißt, man trinkt und singt, man schläft und liebt; man führt ein Leben, wie Adam und Eva im Paradiese, denn Männlein und Mägdelein, — Alles ist Eine Heerde, in die sich bloß die Herren Matrosen hie und da als Wölfe bei Nacht und Nebel einschleichen.

Jetzt ist er auf hoher See! „Wenn's so fortgeht, so sind wir in drei Wochen in Newyork.“ So hat's der erste Steuermann ihm anvertraut; aber da kommt ein scharfes Lüftchen und zwar dummerweise gerade von Westen; das

Schiff fährt, wie der Leibhaftige, aber immer kreuz und quer und nicht vorwärts! — Vielleicht kommt auch einmal eine sanfte Windstille und die See ist so spiegelglatt, daß man d'rauf schleifen könnte, wenn's Eis wäre, aber, wenn das Schiff auch einen Tag lang still steht, — es thut nichts; morgen ist's wieder anders. Am Ende muß man doch einmal ankommen!

Jetzt ist er auf hoher See! Die Seekrankheit hat ihn ein wenig arg mitgenommen, denn sie ist ein gar unangenehmes Gefühl, diese Seekrankheit; allein es ist ja noch Niemand daran gestorben, und einmal muß doch das ewige Speien und Brechen aufhören! Was hat auch eine solche menschliche Schwäche für ihn zu bedeuten! Für ihn, der nach Amerika geht, nicht bloß um sich mit Amerika, sondern auch, um die Amerikaner mit seiner Gegenwart zu beglücken! — Hörst du sie Pläne schmieden, die Herren Auswanderer? Siehst du den Berliner dort, der seinen maulaufsperrenden Zuhörern frischweg deducirt, wie in Amerika noch der helle Unverstand zu Hause ist, welchen er, der Berliner, bestimmt ist, aufzuklären? Siehst du den jungen Herrn da drüben, mit der Brille auf der Nase, wie er ein geschriebenes Büchelchen aus der Tasche zieht und den Umstehenden erläutert, daß darin ein ganzer Schatz von Weisheit verborgen ist, mit dem er die neue Heimath zu überschütten gedenkt? — Sie alle, ohne Ausnahme, haben 'was in petto. Alle sind überzeugt, daß es ihnen nur vortrefflich gehen könne. — Also, ist die Kost auch schlecht und mangelhaft; frischweg zu den Vorräthen gegriffen, die man um theures Geld im Seehafen erkaufte!

Jetzt ist er vier, vielleicht gar sechs Wochen zur See.

Der mitgenommene Wein ist ausgetrunken, die Cigarren sind verraucht, die Schinken haben ein Ende genommen und — man ist auf die Schiffskost angewiesen. Ein Glück, wenn man täglich halbsatt bekommt! — Die Gesänge auf dem Verdeck werden seltener und hören am Ende fast ganz auf. Es ist kein Geschäcker und kein Lachen mehr; die Leute werden ernster und ernster. Der Süddeutsche schneidet ein schiefes Gesicht, denn das trübe Schiffswasser will ihm gar nicht munden. Der Berliner aber fängt an zu räsoniren: „Was? Ist das eine Kost, wie sie uns versprochen wurde? Die Rationen werden ja mit jedem Tag schmäler! Und das Schiff selbst, — ist das ein Postschiff erster Classe? Das ist ja bloß eine Barke, ein schlechtes, kleines, schieflaufendes Hundeloch von einem Schiffe! Im Zwischendeck, das so prachtvoll ventilirt sein sollte, wie der Agent uns vormalte, kann man ja kaum Luft schöpfen und dazu nicht einmal frische, und auf dem Verdeck wird man von den Matrosen hin- und hergestoßen, wenn man beim Segelziehen nicht selbst mit Hand anlegt, wie draußen in Deutschland von keinem Polizeidiener!" — So der Berliner, aber auch den andern Leuten will das Ding gar nicht mehr recht behagen, und manch' Frauenauge, das vor sechs Wochen noch so fröhlich gelacht, wischt sich jetzt heimlich eine Thräne ab. Der Mann aber denkt, er könnte sich doch möglicherweise übereilt haben, und allerhand Zweifel regen sich in seinem Innern, ob er nicht besser gethan hätte, zu bleiben, wo er war, und mit dem Wenigen zufrieden zu sein, das er draußen hatte, aber sicher und gewiß hatte, während die gebratenen Tauben Amerika's noch ziemlich hoch hängen, oder am Ende noch gar nicht einmal geschossen sind."

Jetzt ist er acht Wochen zur See und die Unzufriedenheit wächst. Erst treten Zwei oder Drei zusammen und flüstern miteinander; jetzt werden es Fünf und Sechs, bald ein ganzes Dutzend, und aus dem Flüstern wird ein laut Gerede. „Die Compagnie, bei der wir accordirten, hat uns nicht Wort gehalten; die Schiffsmannschaft ist brutal; der Capitän überschreitet täglich seine Befugnisse; wir sind gefoppt, geprellt; wir müssen uns beschweren."

Nun ist es heraus, das schwere Wort: „Beschweren muß man sich." — „Gleich, wenn wir nach Newyork kommen," so wird beschlossen, „gehen wir zum Consul; wir wollen doch sehen, ob man uns so mitspielen darf." — Es wird eine Schrift aufgesetzt, eine große Beschwerdeschrift, und Zwanzig, Dreißig unterschreiben sie. — Der Mensch ist so gerne geneigt, die Schuld, die er selbst trägt, auf Andere zu schieben, und — es erregt immer einige Zufriedenheit, wenn man einen gemachten dummen Streich einem Andern in die Schuhe schieben kann. Wären die Unzufriedenen zu Hause geblieben, sie hätten alle diese Drangsale nicht durchzumachen gehabt. Aber sie wollten es ja nicht besser! Jetzt ist freilich nichts mehr zu machen, als die Compagnie, den Capitän, und am Ende das Meer selbst zur Verantwortung zu ziehen!

Die Beschwerdeschrift ist aufgesetzt und unterzeichnet. Die Unterschriebenen fühlen sich in ihrer Würde. — „Ich werde heimschreiben und den Leuten sagen, wie sie künftig reisen sollen," setzt Einer hinzu, der weiß oder wenigstens glaubt, daß man auf seine Stimme was gibt im alten Vaterlande. — „Ich werde einen Bericht in unserer Zeitung veröffentlichen," meint ein Anderer, und wirft sich dabei in

die Brust, ohne daran zu denken, daß „seine Zeitung," d. h. das Lokalblatt seiner Heimath, vielleicht nur in einem Umkreise von sechs Meilen gelesen und gekannt ist.

Doch Alles nimmt ein Ende, so auch eine Seereise.

„Land! Land! Hurrah für Amerika!" In der Ferne sieht man einen blauen Streifen, der eher einem Nebel gleicht, als grünen Bergen; aber der Capitän und die Matrosen sagen: es sei Land, und die müssen es doch wissen! — „Hurrah für Amerika!"

Der Pilot ist bei Nacht und Nebel an Bord gekommen. Jetzt geht's in den Hafen. Und wunderbar! Wie aus den Wolken gefallen hat sich ein Bibel- und Traktätleinvertheiler eingefunden und bietet von seinen Vorräthen Jedermann gratis an und macht doch schlechte Geschäfte. Die Leute haben keine Zeit, an's Beten zu denken. Alles strömt auf's Deck. Die Irländer und die Deutschen vergessen ihren langen Hader auf der langen Reise; die Weiber wischen die Thränen aus den Augen; der Verfasser der Beschwerdeschrift schiebt dieselbe tief in die Rocktasche. — Amerika ist da; das Land der Bestimmung ist erreicht! —

Da liegt es nun am Dock, das Einwandererschiff (aus den Auswanderern aus Deutschland sind nämlich ganz natürlich Einwanderer nach Amerika geworden); die Einwanderer mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, mit all' ihren Klagen und Beschwerden, mit all' ihren Erinnerungen und Sehnsuchten sind am Lande. — Ein Paar Stunden, ein Paar Tage sind einige Dutzend von ihnen noch bei einander geblieben im Emigrantenhause. Dann haben sich auch die Letzten getrennt und Jeder ist seiner Wege gegangen, um sich vielleicht im Leben nie mehr zu sehen. Aus der

Klageschrift ist natürlich Nichts geworden, denn Jeder war froh, wie er frisches Obst, frisches Bier, frisches Fleisch sah! Aller Groll ist vergessen. „Mögen die Andern, die nachkommen, auch zusehen, wie sie durchkommen; wir haben's nunmehr überwunden!" So lautet's jetzt.

Der Frischeingewanderte ist noch einige Zeit lang nach seiner Ankunft leicht zu erkennen. Er geht, statt auf dem Trottoir, inmitten der Straßen und ist alle Minuten in Gefahr, überfahren zu werden. Er raucht, anstatt einer Cigarre, eine Pfeife und hat eine Kappe auf dem Kopfe, die er, wenn er in eine Wirthsstube tritt, pflichtschuldigst abzieht, worüber ihn Jung und Alt auslacht. Vierzehn Tage lang spricht er von Nichts, als von seiner Seereise. „Solch' einen Sturm, wie wir hatten, hat noch Niemand erlebt," meint er, und bekräftigt seine Meinung damit, daß er hinzufügt: „Der Capitän habe selbst so gesagt." — Jeder will am meisten auf der See durchgemacht haben.

Nach einigen Wochen fängt der Einwanderer an, zu begreifen, daß das Geld immer weniger wird, wenn man bloß ausgibt und Nichts einnimmt; ja, daß es sogar ganz ausgeht, wenn man sich nicht bald um Arbeit umthut. — Nach einigen Monaten weiß er aus Erfahrung, daß das Arbeiten in Amerika gerade so hart geht, wie in Deutschland. — Nach einigen Jahren findet er, daß er immer noch kein reicher Mann und daß ein Amerikanerthaler keine zwei Gulden dreißig Kreuzer, sondern eigentlich nur so viel, wie ein Gulden ist. — Nach zehn Jahren meint er, es wäre am Ende gescheidter gewesen, er wäre draußen geblieben, denn das „Millionärwerden" fängt an sich rar zu machen in Amerika. Er ginge auch jetzt noch gerne hinaus, wenn nur die Scham nicht wäre!

2.

Castle-Garden.

Deutsche und Irländer sind in der ganzen Welt zerstreut. Sie wandern aus nach Australien, wie nach Brittisch-Amerika, nach Brasilien, wie nach den Vereinigten Staaten, der andern kleinen Nester nicht zu gedenken. Warum sie auswandern, wollen wir hier nicht untersuchen; wahrscheinlich geschieht's, weil's ihnen zu Hause zu wohl ist; daß sie aber auswandern, und schaarenweise, völkerwanderungsweise auswandern, ist ein Factum. Und die Länder, wohin sie wandern, sind froh an ihnen, denn ihre Arme, ihre Beine, ihren Kopf und absonderlich ihr Geld kann man allda wohl gebrauchen. Brasilien sowohl als Brittisch-Amerika, Australien sowohl als die Vereinigten Staaten haben daher besondere Vorrichtungen getroffen zu ihrer Aufnahme und Versorgung. Aber was sind alle diese Vorrichtungen in Riojaneiro, in Quebeck, in Boston, in Montreal, in Philadelphia, in Adelaide, in Baltimore, in Melbourne— gegen die in Newyork! Es gibt nur Ein Newyork und in Newyork nur Einen Castle-Garden, für welch' letzteres, die Einzahl nämlich, die Einwanderer Gott danken dürfen.

Früher war Castle-Garden, zu deutsch „der Schloß-

garten", eine Art Wasserburg, oder ein Castell, aus nichts bestehend, als aus einem ungeheuren, runden, einstockigen, massiven, im Wasser an der Vereinigung des Hudson mit dem Meere erbauten Thurme, beinahe an der äußersten Spitze der „Manhattaninsel", auf der die große Stadt Newyork erbaut ist; und jetzt noch kann man die Schießscharten hart ober dem Wasserrande erblicken. Später als das „Castell" anderweitiger und besserer Hafenbefestigungen wegen „als solches" überflüssig wurde, verlieh die Stadt es einem Spekulanten, der das Anwesen als Conzertlocal benützte und — manche Berühmtheit, worunter die Sonntag und der Olebull nicht die Einzigen, hat dort die Newyorker „fashionable Welt", zu zwei Dollars die Person, mit Gesang und Virtuosität entzückt. Seit einigen Jahren haben die Emigrantencommissäre das Local gemiethet und dasselbe in eine großartige „Einwanderungsbeglückungsanstalt" verwandelt.

Newyork thut viel für die Einwanderer. Darum besteht auch eine besondere Einwanderungscommission, welche sich der armen Emigranten annimmt. Diese Commission bezieht das Kopfgeld von den Emigranten, zwei Thaler den Kopf — mit sammt dem Leib nämlich — und sorgt mit diesem Gelde für die Armen, die Kranken und diejenigen, die sich nicht selbst helfen können. Es sind deßhalb besondere Spitäler errichtet, worin alle die untergebracht werden, die noch keine fünf Jahre im Lande sind, und laut ärztlichem Zeugnisse eines Spitals bedürfen. Allein Spitäler kosten Geld, besonders in Newyork, wo man eigene Spitalrechnungen erfunden hat, — wie könnte also das Kopfgeld von zwei Thalern ausreichen? Ja, in jenem berühmten

Jahre langte das Geld freilich, als gegen 300,000 Emigranten anlangten; allein als die „Zufuhr“ unter 100,000 herabsank, da gab's nichts als Schulden über Schulden.

Die Emigrantencommissäre hielten daher Sitzung über Sitzung, aber sie konnten kein Geld heraussitzen.

Dazu kam noch ihre moralische Bekümmerniß, denn die Emigrantencommissäre sind meist fromme Leute und gute Christen. Wen mochte es aber nicht tief betrüben, wenn er sah, wie damals den armen Einwanderern in der Greenwichstreet mitgespielt wurde? Wenn er sah, wie Alles an diesen Schlachtopfern rupfte und zupfte? Wie es eine Hetzjagd war auf sie, an welcher sich Runner, Wirthe, Mäkler, Eisenbahnbeförderer und Gott weiß, was alles, auf gleiche Weise betheiligte?

„Sollte dem nicht abgeholfen werden können?“ dachten die Commissäre. „Muß denn das Geld der Einwanderer, wenn es nun doch einmal fort soll, Alles in der Greenwichstreet hängen bleiben? Könnte es nicht in einen andern Hafen gelenkt, und so unserer eigenen Geldnoth abgeholfen werden? Und wäre es denn so schwer, den Moralpunkt und das Heil der Einwanderer damit in Einklang zu bringen? Ist nicht jedenfalls besser für das Wohl dieser armen Menschen gesorgt, wenn — wir allein uns ihrer annehmen, statt daß sie bisher zu vier und fünf über dieselben herfielen?“

So ward der „Castle-Garden“ erfunden, „die Einwanderungsbeglückungsanstalt.“

Und das Mittel war probat, sowohl in Beziehung auf den Geldbeutel der Emigrantencommissäre, als auch in Beziehung auf das Gewand der Moralität.

Früher konnten die Emigrantenschiffe landen, wo sie wollten; jetzt müssen sie alle an Castle-Garden landen. Hier allein öffnet sich die Pforte zum Himmelreich Amerika, und es bleibt den Passagieren überlassen, sich vom Aussehen „der Pforte“ einen Schluß aufs „Himmelreich“ selbst zu ziehen!

Das Schiff kommt in den Hafen, sey's ein Segelschiff oder ein Dampfschiff, es hält gegenüber von Castle-Garden. Ein Dampfboot legt sich an. „Herunter mit den Passagieren! Herunter mit den Koffern! Hinüber nach Castle-Garden.“

Da sind sie nun in dem großen runden Thurme, wo die Sonntag früher sang, wo aber jetzt nichts zu sehen ist, als verschiedene irische und vielleicht auch einige deutsche Polizeipersonen, die umherstolziren, als wären sie die Herren der Welt, und gar nicht daran denken, daß sie von dem Gelde bezahlt sind, welches diese armen Emigranten hergeben müssen. Die Koffer werden alle in Einem großen Raum aufeinandergepflanzt und mit Marken versehen und die Einwanderer bekommen ihre Gegenmarke.

Jetzt gehts in den innern Raum, in die Rotunda. Die Einwanderer sind durstig und hungrig und möchten gerne zum Tempel hinaus in die Stadt. Aber nur nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht; — so schnell schießen die Preußen nicht!

In der Rotunda, mitten drin, eingefaßt von einem Stachetenzaun stehen zwei große Pulte und vor den Pulten sitzen ein Paar Herren, und vor denen muß jeder Einwanderer erscheinen. Die Herren auf der Linken sprechen englisch und vor diesen müssen die Irländer, Schotten u. s. w.

vorbeipassiren; die Herren auf der Rechten sprechen deutsch, und die sind expreß für die Deutschen da.

„Wo wollt ihr hinreisen?“ ist die erste Frage. „„Nach Detroit, zu Verwandten.““ „So ist's Recht. Hier habt ihr ein Eisenbahnbillet. Es kostet so und so viel Dollars die Person. Bekommt's bloß hier so billig.“ — Der Bauer sperrt Maul und Nase auf, daß man so aufmerksam auf ihn, so sehr auf sein Wohl bedacht ist, und zahlt mit größtem Vergnügen für sich und seine ganze Familie, wobei — natürlich nur in der Eile und keineswegs aus Absicht, — hie und da der kleine „Irrthum“ mit unterläuft, daß für Kinder gerade so viel berechnet wird, wie für erwachsene Personen. — Jetzt kommt eine andere Partie ans Brett. „Billete gelöst! Billete gelöst! Besinnt euch nicht lange. Fort nach Westen!“ Und so geht's am andern Pulte bei den Irischen und Engländern, ohne daß es ein Jota anders wäre. — Freilich geht's nicht immer so „leicht“ ab. Da sind Leute darunter, die partout nicht mit der Eisenbahn weiter reisen, sondern in Newyork bleiben wollen. „Habt ihr Geld?“ „„Ja.““ ist die Antwort. „Und ihr wollt in Newyork bleiben, wo kein Mensch derzeit seines Lebens sicher ist, wo Tausende vor Hunger in den Straßen sterben, weil sie keine Arbeit finden?“ sagt man ihnen und macht ihnen die Hölle so heiß und das arme Newyork zu einem solchen Sodom und Gomorrha, daß die Leute sich zur Weiterreise bequemen müssen, sie mögen wollen oder nicht. „Ticket's“, d. i. Eisenbahnbillete müssen abgesetzt werden! Das ist die Losung. — Wenn Einer sagt, er habe schon in Havre oder Rotterdam oder Hamburg oder sonst wo ein Billet gelöst, so muß er's zeigen und nach langem Besehen erklärt man

ihm, daß das Billet keinen Cent werth ist, oder daß er zu viel bezahlt hat und beschwindelt wurde, daß er daher besser thut, das Billet dem Hause der Havre oder Hamburger Agentur zurückzuschlagen und sich hier ein anderes zu kaufen, damit er in Gesellschaft seiner bisherigen Reisegefährten bleibt, und — was will der Mann thun? Er muß sehen, daß er „hier" ein Billet bekömmt! — Meint Einer, er werde sich später schon in der Stadt ein Billet lösen, — na, Herrje, mit dem wird umgesprungen! „Hier allein wird man nicht beschwindelt! Hier ist das Mecca und Jerusalem! Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andere Götter neben mir haben." Der Mann kommt nicht fort, er muß vorher kaufen. — Am besten kommt der weg, der kein Geld mehr hat. „Fort mit euch, macht, daß ihr hinauskommt, ihr Taugenichts", heißt's da und der Lümmel wird fortgestoßen. „Der ist gut genug für die Newyorker," meinen die Herren Eisenbahnpult-Inhaber, gegen deren Grundsätze es läuft, einen armen Schlucker ausnahmsweise gratis oder nur zu ermäßigtem Preise weiter zu senden.

Es ist ein hübsches Geschäft, das sie da machen, die Herren Inhaber der Westwärtsweiterbeförderungspulte. Zwar entschlüpft ihnen Mancher, der Geld hat und doch behauptet, keins zu haben, um den „Plackereien" zu entgehen. Zwar erklärt hie und da Einer, der nicht so gar sehr auf den Kopf gefallen ist, frischweg, „er bleibe vor der Hand in Newyork und kaufe sich ein Billet, wo er wolle," und sie müssen noch eine gute Miene dazu machen, wenn sie sehen, daß es ein entschlossener Mann ist, aus Angst, der Mann könnte etwas über die Castlegardenwirthschaft „veröffentlichen". — Allein das Alles sind Ausnahmen. Die große

Masse, mehr als neun Zehntheile, wenigstens von den Deutschen, kaufen sich hier Billete, und reisen mit der Erie- oder mit der Central-Eisenbahn weiter. Und keine kleine Einnahme macht das aus! Jährlich 160,000 bis 180,000 Einwanderer, das Billet im Durchschnitt 10 oder 12 Dollars.— Rechne es selbst aus, lieber Leser, wie viel das ausmacht.

Und rechne auch den Profit aus. Du kannst es leicht thun, du darfst nur zu einem andern Eisenbahnbureau in der Stadt gehn, es mag heißen, wie es wolle, und wenn du da hörst, daß für ein Billet nach der Stadt „So und So", für das man in Castle-Garden zwölf Thaler bezahlen muß, nur neun Thaler oder noch weniger gefordert werden, so weißt du genau, wie viel man in Castle-Garden Procente draufschlägt. — S'ist nicht zu wenig, denn fünfundzwanzig Procente sind's, kein Kreuzer mehr, keiner weniger! Und wer's nicht glaubt, darf nur die öffentlichen Blätter Newyorks nachsehen, wo all' diese Einzelheiten genau bis ins kleinste Detail nachgewiesen zu lesen sind.

Weißt du nun, lieber Leser, warum man sich der „lieben" Einwanderer so zärtlich angenommen und den Castle-Garden gemiethet hat?

Wie viel die zwei Eisenbahngesellschaften, die die beiden Pulte in Castle-Garden gemiethet haben, an die Herren Emigrantencommissäre „Abtrag" zu zahlen haben, ist allein ihnen, den Commissären und dem lieben Gott bekannt. Wenig wird's nicht sein; denn seit diese „süße" Einrichtung besteht, haben die Commissäre ihre Schulden bezahlt und haben noch Geld übrig — zu Dingen, zu denen es vorher nie langen wollte.

Ist's nicht gut so? Und wem schadet's? Den Einwan-

derern? — Die sind ja früher noch viel ärger gerupft worden und — das deutsche Geld muß doch fort, so oder so!

Aber die andern Eisenbahnen? — „Warum haben sie nicht auch so viel geboten, wie die Erie und Central!"

Doch, wenn die Herren Commissäre sich vielleicht mit einem kleinen „Aufschlag", etwa mit 5‰ begnügen würden, sollte man meinen, sie könnten auch auskommen?" „Dummheiten, man hat Ehrenausgaben und die Central und Erie wollen auch leben."

Ueberdieß, das Geld ist Nebensache. Der Anstand, die Sitte, die Moral sind die Hauptsache, und wird nicht hierauf gesehen in Castle-Garden?

Da hat man das Bild zweier großen Eisenbahngesellschaften, die mit einander rivalisiren, die Erie- und Centraleisenbahn. Steigern sie etwa einander oder schlagen sie sich im Herunterstempeln der Preise? Gott bewahre, sie bieten das Bild brüderlicher Einheit und Zärtlichkeit, und am Ende vom Monat theilen sie regelmäßig die Erndte der letzten 30 Tage. Zwei Griechen könnten nicht ehrlicher gegeneinander handeln! — Ist das nicht Anstand?

Da steht mit großen Buchstaben angeschlagen: „Geht in kein Wirthshaus! Hütet euch vor den Prellern und Dieben! Und wenn ihr ja in die Stadt hineinwollet, statt auf der Stelle abzureisen, so kommt zu mir, dem Emigrantencommissär und Präsidenten der deutschen Gesellschaft, Rudolph So und So; ich will euch rathen." — Die Leute haben aber Hunger und Durst und im ganzen Castle-Garden ist nichts zu haben als Brod und Caffé, den eine irländische Wittwe um gut Geld verkauft. Und die Leute sind müde und matt von der langen Seereise und möchten

gerne einmal wieder in einem ordentlichen Bette auf festem Boden schlafen, und im ganzen Castle=Garden gibt's kein Bett, sondern nur Bänke, die früher in dem Concertsalon als Sitze für die Zuschauer benützt wurden. So sind die Leute wohl gezwungen, in die Stadt zu gehen, aber damit sie nicht fehlgehen, haben die Commissäre einige besondere Wirthe aus den Hunderten auserlesen und mit Einlaßkarten in die „feste Burg" versehen, und diese Wirthe stehen pflichtschuldigst auf ihrem Posten, so bald ein Einwandererschiff anlangt, und bieten den „lieben Landsleuten" ihre „ausgezeichneten Localitäten" zu einem Dollar den Tag an. Es sind nur solide, ehrenwerthe Wirthe, diese „mit Einlaßkarten Versehene," und meist „Mitglieder der deutschen Gesellschaft". Und es ist eine pure Verläumdung, wenn Einer behauptet, diese Wirthe verstehen sich auf „Schmiralien," denn so fromme, nur auf das Wohl der Menschheit bedachte Herren, wie die Emigrantencommissäre, lassen sich nicht schmieren. Und wenn so ein Wirth zufällig ein Paar Mal in der Woche einige Dutzend Flaschen Wein mitbringt nebst etwelchen gebratenen Hahnen oder sonst „was zum gut Beißen" und die Angestellten im Castle=Garden damit regalirt, so ist das nur ein kleines Freundschaftsstückchen und gehört zum guten Ton. — Ist das nicht auch wieder feine Sitte?

Da hat sich ein Mann aufgepflanzt, nicht weit vom Ausgang, wo alle Einwanderer vorbeipassiren müssen, wenn sie in die Stadt wollen; und der Mann ist ganz schwarz gekleidet, fast wie ein Pfarrer oder ein sonstiger Pförtner des Himmelsthores und hat eine Menge Traktätchen und Neue Testamente vor sich liegen, in deutscher wie englischer

Sprache und vertheilt Alles gratis an die „lieben Landsleute", und fordert sie noch extra auf in wohlgesetzter Rede, weniger an die sinnlichen Freuden Newyorks, als an ihr Seelenheil zu denken, — ist das nicht Moral, spottbillige, christliche Moral?

So ist's! — Auf Anstand, Sitte und Moral wird viel gehalten, und Niemand wird mehr in Abrede ziehen, daß seit der Existenz des Castle-Gardens als einer „Einwanderungsbeglückungsanstalt" für das Wohl aller Neuangekommenen bestens gesorgt ist.

Zwar die Beförderung der lieben Landsleute per Eisenbahn in den sogenannten „Emigrantenzügen" dürfte hie und da Etwas zu wünschen übrig lassen. Sie ist etwas langsam, diese Beförderung, weil's eigentlich keine Passagierzüge, sondern Frachtzüge sind, an die man die Wägen für den Transport der Emigranten anhängt. Es kommt freilich meist vor, daß eine Reise mit dem Emigrantenzug doppelt und dreimal so lange dauert, als ein sonstiger Passagierzug. Auch die Transportwägen dürften vielleicht ein klein wenig der Verbesserung bedürfen; denn man will behaupten, daß in solchen Emigrantentransportwägen sonst, wenn gerade keine Emigranten da sind, Hornvieh und Schweine befördert werden! — Auch den Einwand hat man schon gemacht, daß, seit die Einwanderungsbeglückungsanstalt besteht, viele Geschäftszweige in Newyork Mangel an Arbeitern haben, weil die Einwanderer wo möglich Alle (die Armen, die Kranken und die Hülfslosen ausgenommen) in den Westen gesandt werden, der Eisenbahnbillete wegen. Und da meinten schon Viele in ihrer Einfalt, man sollte den Arbeitgebern Newyorks, den verschiedenen Meistern nämlich, gestatten, in den

Castle=Garden zu gehen und sich dort Gesellen in ihre Werkstätten zu holen. Allein solch ein Einfall ist mehr als einfältig; denn könnten dann nicht die Spitzbuben, die „Runner" *), sich für Schuhmacher= und Schneidermeister ausgeben und die armen Einwanderer beschwindeln? Ja es ist kürzlich der Fall vorgekommen, daß eine alte Dame vor dem Thore des Castle=Garden vorfuhr, um sich ein grünes Dienstmädchen zu holen, allein erhielt sie Einlaß? Gott bewahre. Konnte nicht das alte Mütterchen ein verkleideter Runner sein? Oder konnte nicht Einer sich unter ihrer Crinoline versteckt haben?

So bleibt der Castle=Garden hermetisch verschlossen für Jedermann, außer die Einwanderer selbst, die darin Angestellten und die mit Karten versehenen Wirthe. Ein Bruder darf nicht einmal hinein, um seine Schwester abzuholen, außer er erwirkt vorher einen Erlaubnißschein von einem der Herren Commissäre, wenn er einen finden kann nämlich.

Die Deutschen sprechen Castle=Garden aus wie „Kesselgarten". Es ist aber kein Kessel, sondern der schönste Punkt in ganz Newyork, mit einer Aussicht, die „unübertroffen" dasteht.

---

*) Siehe den Artikel „Runner"

3.

Der Peddler.

Der Peddler ist unter zehn Malen eilf Mal ein Jude.

Der Peddler ist übrigens kein Bettler, sondern ein Hausirer, der mit seinem Kram auf dem Buckel herumläuft, um ihn für gutes Geld los zu werden.

Heute kam er an, direkt von Bremen oder von Havre, der ehrliche Samuel oder Aaron oder Moses. Nun, er hat gespart auf der weiten Reise, er hat nicht nur Nichts zugesetzt, sondern er hat noch ein kleines Profitchen gemacht auf dem Schiffe mit Pfälzer Cigarren zu fl. 6 das Tausend, die er an seine Schiffsgenossen, denen der Taback ausgegangen war, zu 3 Pence, d. i. 9 Kreuzer, das Stück verkaufte. Da ist er nun in dem glorreichen Newyork, in dem Lande der Verheißung. Was nun? — Der ehrliche Samuel weiß es aus dem Fundamente.

Von seinem Kosthause geht er schnurstracks zu einem Glaubensgenossen. Er hat nicht weit zu gehen, denn der „Glaubensgenossen" gibt's gar viele in Newyork. Der Glaubensgenosse ist „gut ab" *), d. h. er hat einen hübschen

---

*) „Gut ab sein" heißt im Newyorker Deutsch „Wohlhabenheit besitzen."

Laden und eine Frau d'rinn mit vollem, offenen Halse, und ein zierliches Niéschen, das süße Rebeckche, mit den Gazellenaugen und den zarten Fingern, die so biegsam sind, daß sie aus 3 Ellen fast immer 4 herausbringen; — und außerdem sind in dem Laden eine Menge anderer Dinge, als Halsbinden, Unterleibchen, Hosenträger, Bänder, Handschuhe, Schnupftücher, Socken — eine ganze Garderobe.

„N'Gruß vom Aetti in Wankheim."

„„Ach der Sam! der Sam! Wahrhaftig und Gott, der leibhaftige Sam Ferkelche von Wankheim.""

So schreit der Vetter Glaubensgenosse, so die runde Frau Base, so das nette Niéschen!

Na, was das eine Freude ist! Der Sam war noch ziemlich klein, als sein Vetter „Gutab" die alte Heimath verließ; aber die Gesichtszüge lassen sich nicht verläugnen. Sam sieht in's Geschlecht. — Na, es ist eine große Freude; Sam setzt sich.

„Na, was könne wer thu' für dich, Sam?" sagt „Gutab." Und so gibt ein Wort das andere. Sam erfährt von „Gutab," wie dieser angefangen hat und schreibt sich's hinter die Ohren und nach 2 Stunden geht er nach Haus in sein Abstandsquartier, mit einem großen Pack unter dem Arm, und in dem Pack sind Unterhosen, Unterleibchen, Socken, Halstücher, Krägen, Hosenträger, Handschuhe und noch eine Menge anderer Dinge, alle nothwendig für's Leben, nothwendig für den täglichen Bedarf. Vetter „Gutab" hat's ihm nicht geschenkt, aber er hat ein Uebriges gethan; er hat sich hoch und theuer verschworen, an seinem Vetter nehme er keinen Kreuzer Profit; und darum hat er's ihm gegeben zum „Einkaufspreis," d. h. er hat nicht 50, sondern nur 25 Procent

darauf geschlagen. „Man muß doch Ebbes thun für seines Bruders leiblichen Sohn,“ hat er gesagt zu seiner Mammi, wie sie Abends gegangen sind in's Bett, zu schlafen den Schlaf der Gerechten.

Den andern Morgen ist Sam früh auf den Beinen. Er miethet sich ein einsames Dachstübchen für 2 Thaler den Monat. Er kauft sich einen Hausirkasten, damit er seine Waaren hübsch sauber d'rinn auslege und — nun geht's los! Von Haus geht's zu Haus, Trepp' auf, Trepp' ab; die Waare wird feil geboten! Von einem Bierhaus läuft er in's zweite, von einer Straße in die andere, — die Waare wird feilgeboten!

Freilich geht's hart im Anfang. Da wird er abgewiesen und dort fortgejagt. Aber Sam läßt sich's nicht verdrießen. Hat er an zehn Orten nichts abgesetzt, am eilften springt doch ein Sixpense heraus! Freilich kostet's manchen Tropfen Schweiß, denn im Sommer ist's gar heiß in Newyork; freilich werden die Füße durch und durch naß, denn im Winter ist's böse durchkommen durch den Morast der Straßen; freilich heißt's oft: „betrügerischer Jude, mach' daß du fortkommst;“ freilich wird ihm manche Thüre vor der Nase zugeschlagen, daß der Zipfel fast drinn stecken bleibt; freilich muß er sich manchmal auf die Schnelligkeit seiner Füße verlassen, wenn es heißt: „auf ihn, Sultan; pack an, er ist vom Geschlecht Mosis;“ — aber das macht Alles nichts; Abends, wenn er in sein Dachstübchen kommt, zählt er sein Geld und siehe da, er hat doch ein Paar Schillinge verdient. „Laß dich stoßen, laß dich puffen,“ hat ihm sein alter Vater, der Isaschar aus dem Stamme Levi, gesagt. „Aß dir Niemand ansieht, wie viel du hast bekommen Rip-

penstöße und Nasenstüber und Hundstritte, wenn du geworden bist a' reicher Mann." hat er gesagt, der Aetti!

Sam treibt's so 8 Tage, vielleicht auch 14 Tage. Seine Nahrung ist trocken Brod, sein Getränk ist Wasser. Er hat in 14 Tagen nicht mehr gebraucht, als sein christlicher Miteinwanderer in den ersten 24 Stunden.

Und gelernt hat er auch etwas. Er hat gelernt, welche Tage die besten sind für den Verkauf und welche Straßen die geeignetsten; er hat gelernt sprechen mit den Leuten und versteht bereits das „Yes" und „No" und hauptsächlich das „How much"*). Er hat erfahren, wo die Großhandlungshäuser liegen, von denen sein Vetter „Gutab" selbst einkauft, und — Monsieur „Gutab" macht keine 25 Procent mehr an ihm, trotz Mammi und Rebeckche.

Nach 3 Monaten ist Sam ein ganz anderer Mensch. Er ist selbst gut ab, wenigstens für einen Peddler, und erlaubt sich daher zu seinem trockenen Brod hie und da ein Stückchen Käse, nämlich amerikanischen, das Pfund zu 9 Kreuzer. Seine Baarschaft erlaubt ihm einen größeren Einkauf und er beschließt in die „Country" zu gehen. Die Country ist groß und es gibt immer noch Orte, durch die keine Eisenbahnen führen und wo die Leute so gutmüthig oder so einfältig sind, daß sie sich noch ein klein wenig anschmieren lassen. Sam findet sie, diese Orte, und die Farmer sind froh, den Peddler zu sehen, denn sie brauchen dann nicht den weiten Weg in die nächste Stadt zu machen. Sam aber ist noch froher, denn er verkauft mit 200

*) Yes heißt Ja; No heißt Nein und How much heißt „wie viel."

Procent Nutzen und hat das Nachtlager und Abendessen umsonst.

Freilich ist's jetzt mit den Unterhosen und Schnupftüchern und Socken und Hosenträgern nicht mehr gethan; er braucht auch Knöpfe und Nadeln, und Faden und Garn, und Spitzen und Litzen, und Schwämme und Kämme, und Stahlfedern und Bleistifte, und Fingerhüte und seidene Bänder; er braucht Alles und er hat Alles. Sam weiß sich zu helfen.

Am liebsten zieht Sam in die Neuenglandstaaten, nach Connecticut, Massachussets, Rhodeisland und wie sie alle heißen. Hier wohnen wenig oder gar keine Deutsche und Sam mag nichts mehr mit Deutschen zu thun zu haben, seit ihm das „Howmuchen," d. h. das Handeln mit Amerikanern, immer mehr klar wird. Sam's größte Qual sind die Hunde auf den Farmen und s'ist auffallend, aber es gibt keinen Hund auf amerikanischer Erde, der nicht beißt und bellt, wenn ein jüdischer Peddler kommt. — Sam möchte daher am liebsten nicht für einen Juden gelten, und verbittet sich von deutschen Landsleuten eine solche Anrede. Dem amerikanischen Farmer gegenüber gibt er sich für einen canadischen Franzosen aus, und der Amerikaner thut, als ob er's glaube — nur die verfluchten Hunde glauben's nicht; es ist nicht der Geruch eines canadischen Franzosen!

Sam reist nur bei Tage. „Die Nacht ist keines Menschen Freund," sagt Sam, „und für den Heldenmuth hat man die Soldaten." — Nach 2 Jahren reist Sam nicht mehr zu Fuße. Er liebt die Anstrengung nicht allzusehr und ein Wägelchen und ein Gäulchen sind oft billig zu bekommen. Und das Wägelche und das Gäulche machen sich

in 14 Tagen bezahlt, denn Sam führt jetzt auch Cigarren und Goldwaaren, — Cigarren von Havannah, Goldwaaren von Paris. Gott weiß, daß dieser Taback nicht in Havannah, sondern in der Pfalz gewachsen ist, und Sam weiß es auch, aber die Farmer und ihre Knechte wissen's nicht. Gott weiß, daß Sam's Parisergoldwaaren, seine Ketten, seine Brochen, seine Lockets, seine Uhren, seine Ohrringe Paris nie gesehen haben, wohl aber die berühmte Stadt Providence, allwo nichts als Gmünder Gold verarbeitet wird, mit nicht mehr als 6 und nicht weniger als 4 Karat, — Gott weiß es und Sam weiß es auch, aber die Farmersfrauen wissen's nicht und die jungen Burschen, die den Mädchen gerne ein „Andenken" hinterlassen, wissen's auch nicht. Diese Unwissenheit trägt dem Peddler viel Geld ein und man sieht daraus, daß auch Unwissenheit zu etwas gut ist.

So geht's einige Jahre lang, aber nicht länger; denn Eine große Unannehmlichkeit hat das Peddlergeschäft. Zweimal darf Sam sich nicht am nämlichen Orte zeigen. Sein Parisergold wird zu bald grau und schmierig und seine Havannahcigarren wollen alle nicht ziehen, vom Geruch gar nicht zu reden. Sam fürchtet die Prügel, er weiß, wie sie schmecken. Sam ist daher schnell entschlossen. Er gibt das Peddlen auf, kehrt, wenn er einige hundert Thaler gemacht hat, nach Newyork zurück, etablirt sich und heirathet Rebeckche.

Sam ist jetzt ein gemachter Mann. Er spricht bloß noch englisch, weil er das Deutsche ganz verlernt hat. Auf seinem Schilde steht nicht: „Sam Ferkelche;" Gott bewahre, es heißt: „Simmy Fairchield."

Sam hat sich amerikanisirt.

4.

Heirathen in Amerika.

Wenn Einer in Deutschland heirathet, so kennt er nicht bloß seine Braut, sondern auch die Schwestern und Brüder derselben, er kennt ihre Eltern und Großeltern und die Onkels und Tanten, und die ganze ehrenwerthe Verwandtschaft bis ins dritte und vierte Glied. Er weiß, wie das Mädchen erzogen worden ist, in welcher Umgebung, in welchen Verhältnissen, mit welchen Ansprüchen sie bisher gelebt hat; er weiß, wie's mit den Eltern steht; alle künftigen Erbschaften und Anwartschaften sind schon zum Voraus in Anschlag genommen und es läßt sich daher der künftige Lebensweg des jungen Paares mit ziemlicher Bestimmtheit zum Voraus berechnen, Kinder und Sterbfälle abgerechnet.— Vor dem Verspruchstag macht der Liebhaber pflichtschuldigst bei den Eltern der „Zukünftigen" seine Aufwartung; man weiß natürlich, was er will, und ist längst entschlossen, das Jawort zu geben, aber man bittet sich doch einige Tage Bedenkzeit aus, um sich die Sache nochmals zu überlegen. Endlich ist die Brautschaft fertig, die Heirath aber noch lange nicht. Prosit die Mahlzeit, man darf sich in einer gesitteten Gesellschaft nicht so übereilen. Ein Brautstand

von einem halben Jahre ist das Geringste, was der Anstand erfordert; ein Pfarrcandidat bringt's oft auf zehn Jahre! — Aber jetzt geht's endlich ans Heirathen. Huh, was eine Aussteuer Mühe kostet! Die Mutter der Braut hetzt sich seit Wochen ab, daß sie nur noch wie ein Schatten herumläuft. Man wird wohl die Copulation um einige Zeit verschieben müssen, denn der Schreiner oder die Weißzeugnähterin haben noch nicht abgeliefert! Doch, es kommt endlich zum Schlusse, der Pfarrer bekommt den Auftrag des dreimaligen Aufgebots. Er hat den Fall genau untersucht und es ist in der That kein Hinderniß vorhanden; weder in Religion, noch in Verwandtschaft, noch im Alter, noch in der beiderseitigen Zustimmung der Eltern—nirgends ist ein Hinderniß. Der Hochzeitstag ist da, die Copulation ist angesetzt. Welche Pracht in neuen Kleidern! Und die Brautjungfern und Brautführer — welche Lust und Freude! Was für ein Zug in die Kirche! Hunderte von Menschen strömen zusammen; — eine Hochzeit kann man doch nicht nur so vorübergehen lassen ohne nähere Notiz! — Der Pfarrer läßt's bei dem einfachen Copuliren nicht bewenden, es muß doch auch, wenn nicht eine besondere, stundenlange Predigt, doch eine Segenspendung in einer viertelstündigen Rede dazukommen, sonst würde ja das Brautpaar glauben, es sei nicht richtig verbunden. Endlich ist auch das vorüber, jetzt geht's an's Festessen und nach dem Essen an's Trinken und mit dem Trinken an die Toaste und nach den Toasten an's Tanzen, oh' — das Tanzen darf doch nicht vergessen werden? Es sind ja einige Dutzend junge Leute da, die müssen doch hüpfen und springen und sich im Kreise drehen und sich im Arme haben, denn sie wollen ja später

auch einmal Hochzeit machen! Die Alten können sich einstweilen beim Wein vergnügen und ihrer, nunmehr bald silbernen Hochzeit gedenken.

So ist's in Deutschland, und in manchen Gegenden ist man sogar mit einer eintägigen Hochzeit nicht zufrieden, sondern macht eine zwei- oder dreitägige daraus, und kommt nicht zu Athem, als bis die Füße sich nicht mehr regen können.

Wie ganz anders in Amerika! — Der Amerikaner ist kurz angebunden, er hat keine Zeit zum langen Herumflankiren. Er lernt ein Mädchen in der Gesellschaft kennen, oder im Theater, oder auf einem Balle oder auch im Hause der Eltern; er braucht eine Frau; er glaubt, die passe. Er sagt's ihr, sie sagt ja, den andern Tag lassen sie sich copuliren und gehen dann möglicherweise zu den Eltern, um diesen Anzeige davon zu machen. Vom „Kennenlernen" der Brautleute unter einander ist keine Rede. Das kommt hintendrein.

Noch schlimmer ist der Deutsche in Amerika daran. Wo in aller Welt soll er eine Frau hernehmen?

Der Deutsche in Amerika weiß wenig vom Familienleben. Er ist meist zu eng logirt, um viel Besuche annehmen zu können. Und dann — an der Arbeit darf kein Tag ausgesetzt werden, wenn man nicht einen Taglohn verlieren will. Sonntags aber, — nun am Sonntag muß man poculiren. Somit können sich die jungen Leute nur an öffentlichen Orten, in Wirthshäusern, bei Concerten, im Theater, bei Bällen kennen lernen. Und was lernt man da von einander kennen? — Alles, nur nicht, was eine Frau im Hauswesen ist. Und dann wie viel in Amerika

erzogene oder gar geborene deutsche Jungfrauen gibt es? Sind nicht die Alle schon längst amerikanisirt, und wollen keinen frisch eingewanderten Deutschen, besonders aber keinen Arbeiter? — Aber importirte deutsche Jungfrauen gibt's doch genug? Gar keine Frage, und was für Jungfrauen! Reise einmal mit einem Auswandererschiff nach Amerika, besieh' dir das Leben auf diesen Schiffen, gehe hinunter ins Zwischendeck, wo sie zu Hunderten Alle unter einander Bett an Bett nebeneinander schlafen, betrachte dir die Mädchen und wie schamhaft und züchtig sie sich schon nach der ersten Woche benehmen und vollends nach der zweiten, wenn sie mit den Matrosen bekannt geworden sind, — ei, wie vergeht dir die Lust, eine importirte Jungfrau zu heirathen! Und wenn sie auch „anständig" ankam, weißt du etwas Näheres von ihr? Kennst du ihre Verhältnisse? Wie sie aussieht, siehst du, wie's in ihr aussieht, muß erst die Zukunft lehren. Am Ende bist du gerade so gut daran, wenn du zu einer Heirathsstifterin gehst und um einen halben Thaler eines der weiblichen Daguerrotypbilder ausliesst, die allda zur „Schau" zu haben sind. Oder noch besser, du setzest in die Zeitung, daß du eine Frau suchst. Hundert gegen Eins, du bekommst ein Dutzend Anträge. Verlangst du gar vollends eine, die ganz ohne Vermögen sein darf und auch kein Wunder an Schönheit, so bekommst du zum mindesten ein doppeltes Dutzend Briefe. Nun lies aus. Es gibt ja Leute, die aus der Handschrift den Charakter zu erkennen vermögen, und wenn's nichts ist mit dieser Wissenschaft, was thut es? Eine „Katze im Sack" mußt du auf jeden Fall kaufen, also besinne dich, ob du eine schwarze einer grauen, oder eine graue einer gefleckten vor-

ziehst, besieh sie dir und dann — frisch drauf los! — Oder wenn du das auch nicht willst, so schreib' nach Deutschland und importire ein frisches Röschen und sorge dafür, daß sie mit einer „honetten" Familie herüberkommt.

Die Hauptsache ist natürlich: die Braut; das Copulirtwerden ist eine Kleinigkeit.

Du brauchst nicht zum Pfarrer zu gehen, wenn du das nicht liebst; ein Notar kann die Ceremonie ebenso gut vornehmen. Liebst du den Notar nicht, so ist jeder Richter zum Copuliren befähigt, und magst du nicht auf's Amt, so gehe auf's Rathhaus: jeder Aldermann (Stadtrath), oder der Mayor (Stadtschultheiß) selbst, ist mit Vergnügen bereit, euch zusammenzuschließen. In ein paar Minuten ist Alles geschehen. Du zahlst deinen Thaler und gehst mit deiner Frau davon. Von einem Hochzeitsschmause ist auch nicht die Rede, wenn nicht zufällig der Pfarrer, der dich copulirt, zugleich eine Wirthschaft gibt (was sehr oft der Fall ist) und darauf sieht, daß außer dem Thaler Copulationsgebühr auch ein Paar Flaschen Wein draufgehen.

Umstand und Aufenthalt gibt's gar keinen. Man frägt dich nicht nach deinem Alter und nicht nach deinem Vermögen; du brauchst weder einen Heimathschein, noch einen Bürgerbrief; deine Braut mag katholisch sein und du ein Jude, man kehrt sich nicht daran; von einem Aufgebot in der Kirche ist ebenso wenig die Rede, als von der Einwilligung der Eltern; bist du einundzwanzig und deine Braut wenigstens vierzehn, so geht's keinen Menschen etwas an, ob ihr einander nehmt oder nicht, und wenn du zehnmal ihr Onkel oder sie deine Tante wäre. Das wäre eine

schöne Geschichte, wenn man nach solchen „Lappalien" zu fragen hätte! Nicht einmal Handschuhe braucht man in Amerika zum Heirathen, und es ist Vielen schon zu viel, daß man sich überhaupt nur noch copuliren lassen muß, und die leben so zusammen und ihre Kinder sind doch legitim, weil ein Zusammenleben zwischen Mann und Weib vor jedem Richter so viel gilt, als wäre der Knoten in der Kirche geschlungen worden. Die Rechte der Weiber werden geschützt in Amerika!

So wäret ihr denn verheirathet. Es war in einer Viertelstunde vorbei. Jetzt richtet euch ein. Das Logis habt ihr, jetzt fehlt nur die Aussteuer. Aber — die bringt Niemand in Verlegenheit. Ihr geht in einen Möbelstore; das breite zweischläfrige Bett, das Bureau (Commode), die Sessel, der Spiegel und vor allem der Schaukelstuhl sind bald gekauft. Jetzt noch zu einem Blechschmid; ihr könnt unter hundert Kochöfen auslesen und alle sind mit dem zum Kochen nöthigen Geschirr versehen. In einer Stunde seid ihr fix und fertig eingerichtet und habt schon Alles im Hause. Der nächste Grocer liefert gespaltenes Holz, Kohlen und Alles, was ihr braucht. Habt ihr Morgens euch kennen gelernt, um zwei Uhr euch trauen lassen, so eßt ihr um sechs Uhr schon als Mann und Frau in der eigenen Wohnung zu Nacht.

Es geht flink in Amerika mit dem Heirathen! Ob's aber mit dem Glück in der Ehe ebenso flink geht, ist eine andere Frage. Gar viel hundert Mal kommt's vor, daß das Ding nicht recht klappen will. Die Leute passen nicht zu einander, und statt dem Himmel ist die Hölle in höchsteigener Person eingezogen. Das wird eine traurige Ge-

schichte geben für das lange übrige Leben! Zum Frühstück Händel, zum Mittag Katzbalgereien und zum Abendessen Prügel! Und so vielleicht ein Dutzend oder noch mehr Jahre lang! Herrliche Aussichten, das!

Mit Nichten. Wofür hätte man seine Füße, wenn man nicht mit ihnen davon laufen könnte? — Der Mann freilich thut's selten. Er muß seinem Geschäft nachgehen und kann seinen Aufenthalt nicht wechseln, wie ein Paar Handschuhe. Die Frau aber, die hat Zeit und Muße und meist auch den guten Willen dazu. Die packt auf und davon, und wenn du Abends vom Geschäfte nach Hause kommst, so findest du das Zimmer leer, deine Frau hat sich absentirt und als Begleitung die Möbeln mitlaufen lassen. Diese Nacht mußt du schon auf dem nackten Boden campiren; den nächsten Morgen aber gehst du in ein Bordinghaus und thust, als wenn du deiner Lebtage ledig gewesen wärest. Sei froh, wenn sie sonst weiter keine Ansprüche an dich macht! Scheiden lassen kannst du dich freilich nicht, denn nirgends in der Welt ist eine „gerichtliche Scheidung" schwerer, als in Amerika. Nur Ehebruch, bewiesener Ehebruch oder der Tod kann scheiden. — Der Deutsche freilich will schwer hieran glauben, er meint, wo die Heirath so leicht, müsse auch die Scheidung bequem sein. Er läuft zum Notar und verlangt einen Scheidebrief. Der gibt ihm auch einen, wenn beide Theile mit einander übereinstimmen, aber nur einen Scheidebrief von „Tisch und Bett", eine Vermögenstrennung und gegenseitige Abfindung. Zum Wiederheirathen berechtigt eine solche Scheidung so wenig, als gar keine Scheidung! — Viele Deutsche springen auch auf's Zeitungsbureau und lassen da einrücken: „heute ist mir meine

Frau So und So durchgegangen, kommt sie binnen drei Tagen nicht wieder, so betrachte ich mich als geschieden." Sie meinen, ein solcher öffentlicher Aufruf sei so viel werth als eine wirkliche Scheidung und man kann daher alle Tage ein Dutzend und mehr solcher „öffentlicher Aufrufe" in den Blättern lesen. Sie sind aber nicht mehr werth, als ein Strohhalm. Gehe hin, heirathe wieder und dann lasse dein altes Weib klagen, so wirst du ohne Gnade wegen Bigamie gestraft und die Strafe auf Vielweiberei ist — Zuchthaus.

Doch sei getrost, sie klagt nicht, so wenig als du klagst, wenn du hörst, daß sie sich zum zweitenmale verheirathet hat. Wie viel Tausende gibt's in Amerika, die zum zweiten- und drittenmale verheirathet sind und ihre ersten oder zweiten Ehemänner oder Eheweiber leben noch! Beide Theile sind froh, daß sie einander auf so wohlfeile Art los geworden sind und es fällt ihnen im Schlafe nicht ein, einander wegen so einer Kleinigkeit, als eine zweite Heirath ist, zu chicaniren. Willst du aber ganz vorsichtig zu Werke gehen, so übersiedle in einen andern Staat und nimm einen andern Namen an. Wer kümmert sich darum? — Und wenn auch eine Klage vorkommt, es gibt ja Advocaten und mit Geld läßt sich viel machen. Vielleicht gelingt es dir auch, die beiden Weiber, die erste und die zweite, mit einander zu versöhnen und du lebst dann mit beiden, eine Geschichte, die sich öfter zuträgt, als man glauben sollte. — Freilich, die noch in Deutschland angetrauten Weiber lassen sich nicht so leicht abspeisen und wenn du Eine draußen hast, und du mußt befürchten, daß sie nachkommt, dann laß das Heirathen in Amerika unter Wege. Besonders aber

hüte dich vor Eheversprechungen, denn die sind noch schlimmer, als eine wirkliche Heirath.

Ein Eheversprechen muß gehalten werden in Amerika. In Deutschland hast du's nicht so genau damit genommen. Was ist ein bloßes Versprechen! In Amerika aber ist's ein ander Ding. Habe einmal Umgang mit einem Frauenzimmer, führe sie aus auf einen Ball, an einen Vergnügungsort; sei zutraulich gegen sie und sage ihr, daß sie dir gefalle; bleib' dann den andern Tag weg und charmuzire mit einer Andern; ei, — wie schnell ist ein Verhaftsbefehl gegen dich da! Du wirst vor den Richter geführt und da steht sie schon, die schöne Klägerin, und schwört, daß du ihr deine Hand mit oder ohne Herz zugesagt. Was willst du machen? Auf ein Paar Jahre ins Gefängniß wandern? Oder heirathen? Du wählst natürlich das Letztere und der Richter schließt euch gleich zusammen vor der versammelten Menge und aus der Klage ist eine Hochzeit geworden. Die Irländerinnen sind besonders stark in diesem Artikel. Sie kennen das Gesetz und sind sehr drauf aus, geheirathet zu werden, besonders von Deutschen. Sie bieten dir alle Gelegenheit, vertraut mit ihnen zu werden, thue es, und — gefangen bist du. Kein Gott kann dich retten, außer wenn du beweisest, daß du schon eine Frau hast und dann mußt du — zahlen.

Ist aber eine Ehe zwischen Deutschen in Amerika schon so glücklich, wie prächtig ist erst eine Ehe zwischen einem Deutschen und einer Irischen! Die Sprache zwar, die lernt sich bald, aber — irische Gewohnheiten und deutsche Gewohnheiten! Zehnmal unter eilfmal ist sie betrunken, wenn du nach Hause kömmst, und wenn du alles Geld vor

ihr verbirgst, und wenn du dem Grocer sagst, daß du keine Schulden mehr für sie bezahlst, — sie versetzt ein Stück Möbel, ein Stück Kleid nach dem andern, nur um Schnaps damit zu kaufen. Und was kocht sie dir erst! Sauerkraut und Bratwurst? Gehorsamer Diener; zähes Beefsteak oder geschmorten Fisch. Das Essen ist in fünf Minuten fertig, und mehr als fünf Minuten für dich zu arbeiten, kannst du ihr doch nicht zumuthen? Sag' was zu ihr, kanzle sie ab, gib' acht, wie schnell sie ist mit der Zunge und dem „damned Dutschmann!" — Bei einer Irländerin helfen nur Schläge. — Heirathe aber vollends eine Amerikanerin, o du armer Deutscher, da bist du ganz verloren; denn in ihren Augen bist und bleibst du doch immer nur ein „verachteter Deutscher". — Natürlich Alles mit Ausnahmen.

So geht's den Deutschen in Amerika mit dem Heirathen. Lauter Luxus!

5.

Der Schneider in Amerika.

Der Schneider ist der glücklichste Mensch in ganz Amerika.

Das Erste, was er thut, wenn er ankömmt, ist, daß er heirathet; das Zweite, daß er nach Geschäft sieht.

Ein ordentlicher Schneidergeselle ist nie ohne „Schatz," auch hie und da „Feinsliebchen" genannt, — aber draußen, in Deutschland nämlich, verging's ihm, das Heirathen! Da mußte er die Woche durch für achtzehn Batzen, und wenn's hoch kam, für einen preußischen Thaler arbeiten, natürlich bei freier Kost und Antheil an einem Dachkämmerlein, — und wie mußte er arbeiten? Von Morgens früh bis Abends spät. Daher kam's auch, daß seine Sitztheile so dick und seine Aerme so dünn wurden. — Wie konnte er aber mit achtzehn Batzen wöchentlich heirathen? Und — wenn er's riskirt hätte, hätte man's ihn riskiren lassen? — Draußen hat der Pfarrer und der Schultheiß und der Gemeinderath auch was d'rein zu reden, und der Gemeinde ist's gar nicht einerlei, wenn Bettelkinder auf die Welt gesetzt werden! —

In Amerika ist das ganz anders. Sobald der Schnei=

dergeselle an's Land tritt, wird er von selbst Meister. Er geht sofort zu einem Kleiderhändler und deren gibt's Legion, producirt sich als Schneidermeister so und so, und frägt, wie viel der Herr Kleiderhändler für's Hosen- und Rockmachen zahle. Der Kleiderhändler ist sehr erfreut, den Herrn Schneidermeister kennen zu lernen, sagt, was er bezahlt und gibt dem „Meister" alsbald ein Dutzend Röcke zum „machen" mit. Sind die Röcke fertig, so bringt sie der Schneider in den Kleiderstore zurück, zieht den ausgemachten Lohn ein und läßt sich ein Dutzend neue Röcke geben, die er nach acht Tagen abermals fertig bringt. — So geht's Jahr aus, Jahr ein!

Und wie leicht geht das Arbeiten! Da ist kein Aufenthalt mit Messen und Zuschneiden, kein Aufenthalt mit Futter und Knöpfe einkaufen. Der Schneider bekömmt Alles fertig zugeschnitten; er bekommt so viel Dutzend Futter, Knöpfe, Faden, als er braucht, nicht mehr, nicht weniger. — Freilich gibt's auch keinen „Abfall." Er kann in Amerika dem Kappenmacher nicht so und so viel jährlich „abgeben;" er kann sich von einer Kundenhose nicht eine Weste herausschneiden und von einem Kundenrock langt's auch kein Jäcklein für seinen Buben. Aber — alle Vortheile kann Ein Land nicht haben, und bis er draußen Einen Rock fertig brachte, ist hier der Vierte schon abgebügelt.

Der liebste Tag ist dem Schneider der Sonntag Mittag. Morgens wird noch streng gearbeitet, denn die Röcke, die er am Montag abzuliefern hat, müssen heute schon fix und fertig sein. Aber — Mittags geht's los. Er selbst ist nagelneu und flott genug ausstaffirt, aber sein Weibchen, — wie sieht die erst aus? Na, wer die draußen gesehen

hat, als sie noch bei Sekretärs So und So diente, und wer die jetzt sieht! Ein Rosahut mit Blumen, eine schwarzseidene Mantille, ein Tibetkleid mit drei Garnirungen, Sammtstiefelchen, Glaçehandschuhe, gesticktes Schnupftuch, — na, was sagst du dazu? Und sie ist erst nicht zufrieden damit, ob's gleich für den Anfang schon recht ist; — zwei seidene Kleider müssen her, ein farbiges und ein schwarzes, und ein achteckiger Shawl muß her und eine ächte Crinoline von Kautschuk oder Roßhaar, nicht von Fischbein oder Bandeisen. So steht's mit der Schneidersfrau.

Aber sie verdient's auch, das liebe Weibchen, denn von Morgens früh an ist sie auf den Beinen. Jetzt sitzt sie neben ihrem Mann und hilft ihm nähen und Knopflöcher machen; d'rauf steht sie am Kochofen und macht im Flug das Mittagessen fertig. Und dazu singt sie und lacht sie und pappelt sie den lieben, langen Tag, wie wenn unser Herrgott den Sonnenschein nur für sie geschaffen hätte! — Ohne sein Weibchen ist der Schneider nur ein halber Mensch; er würde kaum zwei Drittheile fertig bringen.

Hat der Schneider am Sonntag mit seinem Weibchen einen Ausflug in's Land gemacht, oder in einem Concertsalon bei „sacred," Musik, Lagerbier getrunken — sie trinkt Punsch, — so ist dagegen der Montag sein Eigenthum. Die „fertigen" Röcke oder Hosen oder Westen werden fein zierlich zusammengefaltet und aufeinander gelegt; der Schneider macht sich selbst fertig und — an diesem Tag weiß die Frau schon, daß sie mit dem Mittagessen auf ihren Mann nicht zu warten hat. — Zuerst wird die fertige Waare abgeliefert, dann wird das Geld eincassirt, dann wird die neu übernommene Waare in einen Bündel gepackt und nun geht's

in's Wirthshaus. Ein Paar Kameraden sind schon da; man setzt sich zur „Kreuzmariage" oder zum „Gaigel" oder zum „Napoleonen," offenbar das Geistreichste unter allen diesen Spielen, wenn's auch Napoleon selbsten nicht erfunden hat. — An diesem Tage geht's ohne einen starken „Dusel" nicht ab. Die Frau zu Hause weiß es aber schon und grämt sich deßhalb nicht zu Tode; im Gegentheil, gegen Abend nimmt sie den Weg unter die Beine und sucht ihre Ehehälfte im Lagerbiersalon auf und führt ihn friedlich nach Hause. — Den andern Tag wird wieder d'rauf los genäht und d'rauf los gestochen, als ob's gar keinen Katzenjammer in der Welt gäbe!

So geht's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr.

Von Kindern ist der Schneider kein besonderer Freund. So ein kleiner Schreihals ist nur ein Hinderniß für's Geschäft. Die Frau hat 'was anderes zu thun, als Kindersäugen und „Babiesabwarten." Der Himmel ist ihm in dieser Beziehung auch günstig und selten gibt's einen Schneider in Newyork, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte; im Gegentheil, die meisten Schneiderehen sind kinderlos. — Den Grund hievon mögen Mediciner erforschen!

Hie und da läßt er sich dazu verleiten, ein „Kundengeschäft" anzufangen, und Röcke und Hosen auf Bestellung und nach dem Maaße zu machen, gerade wie's in Deutschland Sitte und Gebrauch ist; aber es will nicht recht gehen, — man muß zu viel in den Wirthshäusern herumlaufen, um Kunden zu bekommen, und — hie und da passirt's Einem auch, daß eine Rechnung unbezahlt bleibt, gerade wie in Deutschland. Früh oder spät kehrt daher der Schneider

immer wieder zu seinem früheren Geschäft zurück und wird „Shoparbeiter," d. h. näht zugeschnittene Kleider fertig.

Im Alter, wenn's mit der Arbeit nicht mehr so flink geht, wenn die Augen etwas nachlassen, wird er Flickschneider. Er miethet sich ein kleines Lädchen, besonders gern in der Nähe eines Hotels, und — an Arbeit fehlt's ihm nie, so lange noch Knöpfe abspringen und Hosen zerreißen. Die Frau aber ist auch da nicht unthätig und verdient so viel, wie er; denn sie bringt die „Flecken" heraus und stellt Rock und Hosen wieder wie neu her.

Sein größter Feind war bisher die Nähmaschine; in neuester Zeit aber hat er sich wieder etwas mit ihr ausgesöhnt. Ja, wenn er übrige hundert Thaler zusammengenäht hat, ist er im Stande und kauft sich selbst eine solche und verdient dann in der Woche statt sieben oder acht Thaler, seine zwölfe oder vierzehne.

Irische oder amerikanische Schneider gibt's sehr wenige. Die ganze Schneiderzunft ist deutsch.

6.

Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist.

Ein prächtiger Titel und nimmt sich herrlich aus auf einer Visitenkarte, noch herrlicher auf einem Schilde (neben der Hausthüre) mit goldener Schrift auf blauem Grunde.

„Doktor der Heilkunde, geprüfter Chirurg und approbirter Zahnarzt," so viel bedeutet jener famose Titel! Der Mann muß viel gelernt haben! Und in der That, so groß ist dieses „Vielwissen," so immens ist diese Gelehrsamkeit, daß der Inhaber eines solchen Titels oft und viel selbst vor seiner Hausthüre stehen bleibt und sein Vielwissen „auf dem Schilde" anstaunt.

In Newyork kommt auf jedes fünfzigste Haus eine deutsche Apotheke; und wenn's lauter Häuser wären, wie das in der neunten Ebene, wo auf einem Raum, fünfundzwanzig Fuß breit, vierzig Fuß tief und sechs Stockwerke hoch, fünfzig Schneiderfamilien zusammen wohnen, so wäre es gar nicht zu viel. So aber — bewohnt eine amerikanische Familie, wenn es anders möglich ist, immer ein Haus allein und es ist daher kein Mangel an Apotheken. Noch weniger ist ein Mangel an Doktoren, denn auf jede Apotheke kommt zum Mindesten Ein Dutzend, wenn nicht zwei.

— Und geschickte Doktoren findest du darunter, Doktoren, die in der That und Wahrheit auf deutschen Universitäten doktorirt haben und vielleicht auch hie und da ein besseres Zeugniß erhielten, als jenes berühmte: „zureichend mit Annäherung an unzureichend.“ Aber suchen mußt du sie, die geschickten Doktoren; denn Newyork ist nicht gerade „vollgepflastert“ mit ihnen; auch findest du sie nicht so leicht, denn sie haben keine langen Annoncen in der Zeitung und ihr Schildchen neben der Hausthüre ist so unscheinbar, daß du es fast übersiehst. Sie haben trotzdem genug zu thun und keine Zeit zu Firlefanzereien.

Ein ganz anderes Völklein ist die große Masse der Doktoren; es ist ein Völklein fast so zahlreich, daß man eine Grafschaft mit bevölkern könnte, wenn man nicht befürchten müßte, die Grafschaft würde zu bald aussterben, wenn sich die Herren Doktoren unter einander selbst behandelten! Mit dieser Masse haben wir es hier zu thun, nicht mit den „Ausnahmen!“ Denn nicht von den „graduirten“ Herren sprechen wir jetzt, die man suchen muß, weil nur „hie und da“ einer zu finden ist; sondern von jenen andern Doktoren, die in Hülle und Fülle, nicht leben, aber existiren und vorhanden sind, von den Doktoren mit den langen Titeln, mit den breiten Schilden und den fußhohen Annoncen! — Und deren gibt's Legion, nicht bloß in Newyork, sondern in ganz Amerika, denn das kleinste Städtchen zählt ihrer wenigstens ein Dutzend und noch mehr.

Sieh' dir ihn einmal an, den Herrn Doktor! Du würdest ihm „draußen“ keinen kleinen Finger anvertraut haben, ja dein Hund hätte ihn möglicherweise in einem Krankheitsfall refüsirt. Allein — in Amerika herrscht die freie

Kunst, und „Doktor sein“ kann, wer will, und ob jährlich ein Paar Tausend Menschen mehr oder weniger d'rauf gehen, hat Nichts zu sagen. Es gibt ja Menschen genug und die Einwanderung ersetzt den „Abgang“ doppelt und dreifach!

Du hättest ihm aber auch keinen kleinen Finger anvertrauen können in Deutschland; denn er war draußen noch kein Arzt, nicht einmal Chirurg, und vollends gar nicht einmal Zahnarzt. Nein, er war Schreinergeselle, Bäckergeselle, Goldschmidt, Hufschmidt, oder sonst etwas dergleichen; aber der Trieb nach etwas Höherem steckte in ihm, und so kaufte er sich, ehe er nach Amerika ging, einige alte Charteken über Materia medica; oder verschaffte er sich einige hundert Recepte eines Kaltwasserdoktors; oder machte er die Bekanntschaft eines Homöopathen und seiner homöopathischen Präparate, bestehend aus Brodkügelchen und aqua pura; oder wurde er mit einem klugen Schäfer vertraut, der ihn die Kunst der „Sympathie“ lehrte und Mittel gab „für's Blutstillen“ und „für die Schmerzen“ und gegen den Bandwurm. Vielleicht las er auch ein Büchlein über Elektricität und beschloß, die Leute elektrisch zu curiren, oder hörte er von der Bedeutsamkeit des Urins und nahm sich vor, nur Urinpatienten anzunehmen oder vielmehr seine Patienten alle zu „uriniren.“ — Jedenfalls graduirte er erst in Amerika und ein Glück für Amerika, daß er's that!

Das Examen wurde ihm leicht; er machte keines. Der Doktorschmaus kostete ihn auch nicht viel und — es stand ihm sogar frei, außer dem Titel „Doktor“ auch noch den Titel: Professor anzunehmen. In Amerika kann sich Einer heißen, wie er will.

Uebrigens wurde er nicht gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Amerika praktischer Arzt; sondern er ließ sich Zeit zur „Ausbildung.“ Er arbeitete vielleicht ein Paar Jahre lang auf seinem Handwerke irgendwo in einer Binnenstadt; oder trieb er Handel und Peddlerei auf dem Lande und „studirte“ nur in den Feierstunden. Er mußte es doch abwarten, bis seine Landsleute, und besonders die, mit denen er über See kam, ihn ein wenig aus dem Gedächtniß verloren hatten! Er mußte sich doch vorher von ihnen allen losschälen, damit er nicht Angst haben mußte, den andern Tag gleich an den Pranger gestellt zu werden!

„Aller Anfang ist schwer,“ sagte jene Frau, als sie zum ersten Male in die Wochen kam. Besonders schwer ist's aber, ein Recept zu schreiben, wenn man von den zu heilenden Krankheiten lediglich Nichts versteht und noch weniger Kenntniß hat von dem Bombastus-Paracelsus-Latein der Doktoren! Was ihn das Angstschweiß kostete! Und wie oft rannte er nach Hause, um sich in seinem Buche Raths zu erholen, nachdem er vorher gewohntermaßen seine „Brodkügelchen“ als „erstes Recept“ verschrieben hatte! Die „Brodkügelchen“ konnten ja doch nichts schaden! Und wie oft wäre es für die Kranken besser gewesen, sie hätten nie ein anderes Recept von ihm bekommen und gesehen, als das Brodkügelchen-Recept! — Wie oft stand er verzweiflungsvoll, wenn ein Kranker, den er vielleicht soeben „als außer Gefahr“ erklärt hatte, ihm und seinen Kenntnissen den Possen that, urplötzlich das Zeitliche mit dem Ewigen zu vertauschen! — Wie manchmal passirte es ihm, daß ein in der „äußersten Noth“ herbeigerufener College, der aber zufälliger Weise ein wirklicher Arzt war, ihn einen Salva

venia — Esel nannte und ihm einen Tritt vor den Podex gab, figürlich zu reden! — Das waren böse Tage, bis er das Ding mehr gewohnt war und sich in den Hocus Pocus eingeschafft hatte; denn — Uebung macht den Meister und jetzt macht er ein hoppocratisches Gesicht so gut, als Einer, der zehn Semester in Jena war.

Doch es sind nicht lauter gewesene Bäckergesellen und Hufschmiede, die neugebackenen Doktoren; im Gegentheil, die große Mehrzahl derselben stand „draußen“ auf einer höhern Stufe der Cultur und Wissenschaft, nämlich auf der Stufe des Bartscheererthums.

Ein Gerichtsdiener ist natürlich kein Richter, aber er schnappt doch manchen Brocken auf, den der Richter fallen läßt und viele Brocken geben auch einen Laib. Geht's dem Bartscheerer nicht auch so? Oder muß er nicht dabei sein, wenn z. B. Einer trepanirt wird, und vorher das Haar wegrasiren? Wird er nicht geholt, wenn Einer geschröpft werden muß? Ja, hat er nicht schon in Deutschland Recepte verschrieben, z. B. Laussalbe für jenes kleine Kind? Und hät nicht der Apotheker seine Handschrift respektirt und — die Laussalbe verabfolgt? Und — wird er nicht allüberall, besonders aber im Wirthshause, „Doktor“ gescholten und nie Barbier oder gar Bartscheerer?

Wenn der Barbier nach Amerika kommt, so steht er wie Herkules am Scheidewege, oder wie Bileams Esel zwischen den zwei Heubündeln: „Entweder eine Rasirstube eröffnen oder — Doktor werden;“ das ist die Frage. „Barbier, gemeines Handwerk!“ so räsonnirt der cidevant Bartscheerer. „Die Leute einseifen und rasiren, ihnen die Haare waschen und kämmen, — pfui Guguck! Ein sicheres Brod

mag's sein und auch seinen Mann ernähren, aber ein Bartscheerer bleibt ein Bartscheerer, — Ich werde Doktor!"
— Und also geschieht es.

Und es wird ihm gar nicht einmal schwer! Ist er denn nicht auch auf der „Universität" gewesen? Hat er nicht in Heidelberg oder sonst wo „studirt," d. h. die Studenten barbiert und sich hie und da als Lausjunge wegen Nasenweisheit einen Tritt vor den Hintern geben lassen? Spricht er nicht von Diesem und Jenem, der zu seiner Zeit auch auf der Universität war, als von seinem Studiengenossen, während er vielleicht alle Halbjahre einen Gulden Trinkgeld von ihm bekam für's „Nichtgeschnittenhaben?"
— An Frechheit und Geläufigkeit der Zunge übertrifft ihn nicht leicht Einer, und so wird's dem früheren „Barbutzen" nicht schwer, sich als „Doktor" zu legitimiren. Er hatte ja schon durch sein Handwerk einen kleinen „Hieb" von der Heilkunde, was Wunder, wenn er, durch einen praktischen „Faullenzer," durch einige Receptbücher unterstützt, in kurzer Zeit gar nicht mehr daran denkt, was er früher war und was er — eigentlich jetzt noch ist!

Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist! Englisch und Lateinisch unter einander! Das ist jetzt sein Titel, und seine Karte ist die zierlichste, sein Schild der größte, seine Annonce die längste! Von nun an ist er es, der am ärgsten über die „Stümper und Quacksalber" loszieht und der fuchsteufelswild wird, weil wieder so ein Bäckergeselle oder „Bändeljude" sich als „praktischer Heilkünstler" aufgethan hat! Er ist es, der bei jeder Gelegenheit über die Mangelhaftigkeit der amerikanischen Pharmacopoe und hauptsächlich darüber jammert, daß noch kein Medicinalcol-

legium da ist! Er ist es, der es wagt, in den Zeitungen das Publikum öffentlich vor Betrügern und Charlatanen zu warnen, die sich als Aerzte aufthun, ohne ein Universitäts-, ohne ein Staatsprüfungs-Zeugniß! — Es geht Nichts über eines Bartscheerers Unverschämtheit, besonders wenn er in Heidelberg „studirte!"

Doktor der Heilkunde, Chirurg und Zahnarzt! Den Accoucheur nicht zu vergessen! — Und der Accoucheur ist oft die Hauptsache; denn in Amerika gibt's gar arg wenig Hebammen und der Doktor muß das Kindlein holen und auch — waschen. Im Anfang war's ihm oft, als müßte er den kleinen Racker fallen lassen, und bei den Paar ersten Zangengeburten gingen die Wöchnerinnen regelmäßig d'rauf. Allein mit der Zeit kommt Rath und — jetzt sind Frauenzimmerkrankheiten seine Hauptpassion. Er zeigt's öffentlich an in den Zeitungen, daß er die Frauenzimmerkrankheiten auf der Universität „so oder so" zu seinem Hauptstudium gemacht habe, und daß er daher im Stande sei, auch „die Unheilbaren" zu curiren! — „Lieber zu viel, als zu wenig," ist sein Grundsatz. — Und — paßt er nicht vorzüglich zum Frauenarzt? — Versteht er nicht das Schwätzen und Salbadern aus dem Fundamente? Ist er nicht gefällig und zuvorkommend auch in Fällen, wo ein wirklicher Arzt den Kopf schütteln würde? Hat er nicht kürzlich einer „Schwangern," die aber lieber nicht schwanger gewesen wäre, erlaubt, sich am Fuße zur Ader zu lassen und ein heißes Senfbad dazu zu nehmen? Ja, hat er nicht die Aderlässe selbst vorgenommen und nachher — den Abortus entfernt? Und ist er nicht noch gefälliger gegen Frauen, die sich Kinder wünschen und leider keines von ihrem Manne

bekommen können? Weiß er nicht sogar Rath dafür, daß es das nächste Mal einen Buben gibt und kein Mädchen? — O, er ist ein Allerweltskerl, der ehemalige Bartscheerer und jetzige **Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist!**

Am wohlsten ist's ihm im Wirthshause, natürlich nicht unter Collegen oder sonstigen gebildeten Leuten — ein Glück, daß nicht zu Viele von dieser Sorte in Amerika herumlaufen — „aber unter Schuhmachern oder Schreinern oder sonstigen ehrlichen Handwerkern; denn da kann er krakehlen und großthun, gleich einem Zehnschlachten-Freischärler. Die können ihn ja nicht beschämen, wenn er von seinen „Studienzeiten" spricht; die können ihn nicht abstinken lassen, wenn er von seinen „Curen" und „Operationen" windbeutelt! — Ein Hauptspaß wäre es, wenn er es noch dahin brächte, Pferd und Wagen halten zu können. Dann gliche er in Allem dem wirklichen Arzte, natürlich immer die Kenntnisse ausgenommen.

Gegen einen wirklichen Arzt ist er sehr devot und kriechend. Er charwenzelt um einen solchen herum, als wäre er ein Kellner mit der Serviette unter dem Arme. Natürlich nimmt er die Aussprüche des „Arztes" als ein Orakel an; kommt er aber Abends in's Wirthshaus, so gibt er der Sache eine andere Wendung. Dann ist nicht der „Arzt" von ihm zum Concilium berufen worden, sondern umgekehrt, der Arzt hat ihn, den Barbutz, consultirt! Und wie wirft er sich in die Brust! Er und der berühmte Doktor So und So hielten Concilium! Und Er war der Berufene!

Wenn's ihm einmal passirt, daß ihn Einer daran erinnert, daß er eigentlich Nichts sei, als ein Pfuscher und

Medicaster, so langt er in die Tasche und zieht sein Zeugniß heraus; lesen läßt er's aber nicht, denn es ist ein Chirurgen-Prüfungszeugniß dritter Classe und berechtigte ihn in Deutschland zum Schröpfen, Aderlassen und Rasiren. Aber — es ist doch wenigstens ein großes Sigel darauf, und das schon imponirt den Leuten.

Nach der alten Heimath sehnt er sich nie zurück. Dort müßte er wieder rasiren. —

7.

Die Californier=Wittwe.

Die Californier=Wittwe hat ihre Heimath in Amerika und speciell in Newyork und Umgebung. In andern Welttheilen und Himmelsstrichen kommt sie nicht fort.

Sie ist entweder wirkliche Wittwe, oder Strohwittwe, oder gar keine Wittwe.

Die wirkliche Wittwe ist eine Frau von zwanzig bis vierzig Jahren, und heißt sich nur so lange Californier=Wittwe, als sie im Zustande der Mannbarkeit, d. h. der Heirathsfähigkeit ist. Ihr Mann hat sie vor Jahr und Tag verlassen, nicht etwa, weil sie nicht hübsch genug gewesen wäre, um ihm zu gefallen; sondern einfach deßwegen, weil er das Geld nicht auftreiben konnte, um ihre Putzsucht zu befriedigen. Er hat sie verlassen, nicht um auf immer auszubleiben, sondern nur auf so lange, bis er genug Gold ergraben, um modemäßig, d. h. nach der „Fashion“ mit ihr leben zu können. Vor einigen Wochen erhielt sie leider die Nachricht, daß er in den Goldminen gestorben und zu allem Unglück, e h e er den Stein des Weisen gefunden, gestorben sei. Dieses Letztere braucht aber das Publikum nicht zu wissen, im Gegentheil, sie hütet sich wohl, so Etwas laut

werden zu lassen. — Gewiß im Gegentheil, denn mit dem Tage, wo sie die Todesnachricht bekommt, wird sie — nicht etwa eine gewöhnliche Wittwe, sondern eine „Californierwittwe."

Sie kleidet sich in Schwarz und ihr Gesicht wird schmachtend. Vor Trauer hält sie es innerhalb ihrer vier Pfähle nicht aus, sondern sie muß ins Freie, unter die Menschen. Eine freundschaftliche Familie wird sich doch finden, die sie bei ihren Ausflügen unter ihre Fittiche nimmt, besonders wenn sie, die Wittwe, die Kosten dieser Ausflüge bestreitet. Ueberdieß fehlt's ja, Gott sei Lob, nicht an Kirchen, in denen man sich sehen lassen kann! Und natürlich fehlt die Californier-Wittwe nie in der Kirche; sie muß sich doch ausweinen! — Nach vierzehn Tagen stiehlt sich irgend ein rothes Bändchen oder Zipfelchen oder Tüchelchen zwischen den schwarzen Kleidern durch, und die Augen blicken wieder etwas heller, etwas weniger von „Thränen umflort." — Die Parthien, besonders die Landparthien werden häufiger, und es hat den Anschein, als ob nur die Trauer sie abhalte, einen Luxus zu entfalten, den eine Californier-Wittwe zu treiben das Recht hat. Wenn sie erscheint, so ist ein allgemeines Geflüster: „Wer ist das?" — „„Oh, es ist eine Californier-Witwe!"" — „Teufel, der muß ihr Mann ein Schönes hinterlassen haben!" — Die Herren drängen sich um sie. Der Wittwenschleier gibt einem netten Frauenzimmer ein so interessantes Profil, und nun vollends ein Wittwenschleier mit Californischen Reichthümern im Hintergrunde! Die Californier-Wittwe hat die Auswahl. Sie weiß wohl, wen sie sucht und sie hat sich auch vorgenommen, so lange zu suchen, bis sie den Rechten ge-

funden. Kann man es einer Frau mit Californischem Vermögen übel nehmen, wenn sie „eine standesgemäße" und hauptsächlich „vermögensgemäße" — wir sind in Amerika! — Auswahl zu treffen wünscht? Endlich hat sie ihn gefunden, den Mann, den sie braucht, und der im Geldpunkt auf derselben Stufe mit ihr zu stehen scheint. Der Wittwenschleier verschwindet nach kurzer Zeit und wohl ihr, wenn sie sich nicht getäuscht hat; der neue Herr Gemahl aber überzeugt sich in kürzester Bälde, wie viel an den hinterlassenen Californischen. Reichthümern ist, oder vielmehr nicht ist. Sehr unangenehm müßte es sein, — für die junge Frau wenigstens, — wenn der neue Gemahl in Folge dieser Entdeckung gezwungen wäre, selbst auch nach Californien zu gehen, weil er kein Geld besitzt, um den Aufwand dieses Haushaltes auch nur eine Woche lang fortzuführen. Denn eine Wittwe, die zum zweiten Male Californier-Wittwe wird, zieht schon nicht mehr so gut.

Eine ganz andere Erscheinung, als die „wirkliche" Californier-Wittwe, ist die Californier Strohwittwe. Ihr Mann ist zwar ebenfalls nach Californien gegangen, um Geld zu erwerben; aber er ist nicht gestorben, sondern lebt; ja, er lebt sogar so sehr, daß er gar kein Talent zeigt zum Sterben. — Es ist ein trauriges Dasein, dieses Wittwendasein, besonders wenn die Wechsel aus Californien so spärlich eintreffen, oder auch gar nicht eintreffen! Er schreibt zwar, der Mann, aus den Minen, oder von sonst woher; aber von den Briefen kann man nicht leben, nicht einmal von Liebesbriefen. Die Frau wird daher immer trauriger, und am Ende so traurig, daß ein „Freund" — welche verlassene Frau hätte nicht einen „Freund!" — nicht

umhin kann, darauf aufmerksam zu werden, und es für seine Pflicht hält, diesem Zustande ein Ende zu machen. Es könnte ja am Ende Melancholie oder gar eine noch gefährlichere Krankheit daraus entstehen! Seine Bemühungen, seine freundschaftlichen Darlehen, und besonders seine Tröstungen sind auch vom besten Erfolge, und — wenn der Mann nach einigen Monaten unversehens zurückkäme, so träfe er am Ende einen Familienzuwachs, der sich wohl naturgemäß, aber nicht canonisch erklären ließe. Doch, ruhig Blut! der Mann erscheint nicht unversehens und die Californier-Wittwe weiß sich zu helfen. Sie schreibt ihrem Mann im Goldlande die zärtlichsten Briefe und — zu gleicher Zeit in die Zeitungen eine Annnoce, daß eine „arme Wittwe", aus gewissen Gründen geneigt wäre, ein schönes neugebornes Knäblein oder Mägdlein an eine kinderlose, aber reiche Familie auf immer abzutreten. Die Briefe an den Gemahl ziehen, denn die Rückantwort zerschmilzt fast in Sehnsuchtsseufzern; und die Annonce zieht auch, denn es gibt ja immer Frauen, die keine Kinder bekommen, oder wenigstens nicht gerade zu der Zeit bekommen, wo sie „Grund" haben, ein „Frischgebornes" als ihr „eigenes" zu produciren, und wär's nur einer kleinen Erbschaft wegen! — Freilich wäre die Sache kürzer und bequemer abgemacht, wenn es Findelhäuser gäbe; aber in dem sittenreinen Amerika gibt's keine solche Beförderungsanstalten des Leichtsinns und — die Californier-Wittwe ist daher gezwungen, ihr Kind zu verkaufen, wenn sie es nicht lieber umbringen, oder sich selbst compromittiren will, welches Letztere in keinem Fall geschieht. — Nach Jahr und Tag kommt der Gemahl zu-

rück und die „treue“ Gattin fliegt ihm liebend in die Arme. Das Strohwittwenthum hat ein Ende.

Das ist die zweite Sorte Californier-Wittwen. Die dritte Sorte besteht aus solchen, die gar keine Wittwen sind; — ebenso wenig, als ihr Mann je in Californien war. Ein „jungfräuliches“ Mädchen von dreißig oder noch mehr Jahren will sich nicht recht passen, und dann um so weniger, wann sich während des langen Mädchenstandes ein oder zwei Kinderchen eingefunden haben, die doch nicht zu der Jungfrau „Mutter“ sagen können. Das Fräulein macht sich daher eines Tages auf und davon, fährt nach Newyork oder in ein renommirtes Bad, wenn's nämlich gerade Sommer ist, und wird „Californier-Wittwe“. — Eine gewöhnliche Wittwe schon hat das Recht, eigene Kinder zu führen, mit Embonpoint behaftet zu sein und die „dreißig“ hinter sich zu haben; eine Californier-Wittwe aber vollends darf ungenirt in der Welt herumreisen, ist befugt, allein Bälle und Parthien mitzumachen, und kann sich überhaupt Dinge erlauben, die einer „ansäßigen“ Wittwe, deren Mann man kannte, nicht anstehen. Deßwegen wurde sie „Californier-Wittwe“ und nicht gewöhnliche Wittwe. Uebrigens macht diese dritte Gattung von Californier-Wittwen keine allzuhohen Ansprüche. Es ist ihr weniger um einen Gemahl, als um einen Liebhaber zu thun. Sie ist auch nicht so scrupulös, zu verlangen, daß der Liehaber partout ein lediger Mann sein müsse. Ein Ehemann, dessen Frau auf dem „Sommersitze“ lebt, thut's auch. Geld aber muß er haben, und geizig darf er nicht sein. — Ihr Aufenthalt ist meistens das Wirthshaus. Die Annehmlichkeiten der Table d'hôte und die Bekanntschaften, die man da anknüpfen kann,

zieht sie allem Familienleben vor. — Hat sie ein Kind von Einem Jahr, so ist ihr Mann Ein Jahr in Californien; ist sie in gesegneten Umständen, so ist er erst vor zwei Monaten dahin abgegangen.

„Die Californier-Wittwe" war eine Zeitlang ein sehr gesuchter Artikel. Nach und nach aber hat sich der Titel etwas abgenützt, und die Damen vom Californischen Wittwenschlage müssen auf etwas Neues denken.

Männer von „Erwerbssinn," und Damen von Anstand gehen den Californier-Wittwen aus dem Wege. Für Zeitungscorrespondenten sind sie stets eine interessante Erscheinung.

8.

Draußen Doctor juris utriusque — in Newyork Bierwirth.

In Amerika hat Einer das Recht, Alles zu werden. — Dieß Recht hat auch der deutsche Doctor juris utriusque, wenn ihn das Unglück nach Amerika verschlägt. Allein er macht selten Gebrauch von diesem Rechte, denn er wird fast nie etwas Anderes als — Bierwirth.

Er thuts vielleicht nicht gerne, aber — es bleibt ihm nichts Anderes übrig! 'S ist übrigens keine so gar üble Beschäftigung, denn sieh' ihn dir einmal an, den deutschen Bierwirth in Newyork und in Amerika!

Er ist meist ein Mann von 30—60 Jahren, hat einen dicken Bauch, trägt einen Schnurrbart, führt hie und da eine Brille und gibt sich nie mit Glacéhandschuhen ab.

Seinen Aufenthalt hat er überall, hauptsächlich in den gangbaren Straßen, wo viel Deutsche verkehren. Im Uebrigen hat er's weiter gebracht, als ein Amphibium, denn er lebt theils unter, theils auf, theils über der Erde.

Wenn unter der Erde, so heißt man's ein Basement, d. h. einen Keller; wenn auf der Erde, so heißt man's

einen Store, d. h. einen Parterreladen; wenn über der Erde, so ist's ein Salon, d. h. ein Local im ersten Stock, zu deutsch auch „Belleétage."

Die Basementer, d. h. die Kellerwirthschaften wollen nicht mehr recht ziehen. Sie sind zu tief unten und man liebt doch bei hellem Tage lieber der Sonne Licht, als das Gaslicht. Aber was will man machen? In der untern Stadt sind die Store's gar zu theuer und werden von den Hauseigenthümern nicht einmal gern zu Wirthschaften hergegeben. — Die Salons, d. h. die Locale über einer Stiege, wollen auch nicht recht ziehen, die Leute lieben es nicht so hoch zu steigen, aus Furcht, sie könnten herunter fallen, und so hilft nicht's, als daß der Wirth nachhilft, nämlich mit einem Flaschenzug, bestehend aus Musik, Tanz und schönen Kellermädchen. — Am besten steht's noch mit den Store's, den Localen ebener Erde; da ist doch der Verkehr ein naturgemäßer. Wenn nur die theure Rente nicht wäre, d. h. der Miethzins, der sogar immer im Voraus entrichtet werden muß, was für einen Zahlungsunfähigen immer etwas Unbequemes ist.

Da steht sie nun, die deutsche Bierwirthschaft! Geh' einmal hinein, lieber Leser, und sieh' sie dir an. Du kannst zehn ansehen, ja hunderte, und sie sehen alle einander gleich, wie ein Esel dem andern. Du brauchst auch nicht weit zu gehen, um den Vergleich anzustellen. In der Williamstreet, in der Chatamstreet, in der Bowery kannst du in einer Länge von hundert Schritten drei Dutzend zählen und nicht selten in Einem Hause drei: ein Basement, einen Store und einen Salon. Geh' hinein, auf gut Glück, daß du „frisch angestochen" findest.

Da siehst du zuerst eine Bar, d. i. einen Counter, d. i. einen Schenktisch mit einer langen Platte darauf und hinter dem Schenktisch ein Gestell für Gläser, Flaschen und etwelche Citronen nebst Cigarren. Im Zimmer stehen der Länge nach ein halb Dutzend oder auch ein ganz Dutzend Tische, rund oder viereckig, wie's gerade kommt, und um die Tische hölzerne Stühle. An den Wänden hängen etwelche Gemälde, Rudera aus alter Zeit, vielleicht ein Stahlstich aus der alten Heimath oder ein Portrait vom Vater oder der Mutter, — und die sehen so traurig und verlassen drein; man glaubt, es hänge ihnen eine Thräne im Auge!

Voilà tout! sagt der Franzose. Aber er hat nicht Recht; es ist dieß nicht Alles. Die Hauptsache ist vergessen. Du meinst nun wahrscheinlich: die Gäste. Ach, die sind freilich auch vergessen, denn es sind wenig genug da und sie kommen vielleicht auch nie in großer Menge. Wo sollen sie auch herkommen, es gibt ja fast so viele Wirthshäuser als Gäste! Aber was ich unter der „vergessenen Hauptsache" meinte, das ist der Mann hinter dem Schenktisch.

Kennst du ihn nicht, den Mann dort mit dem dicken Bauche, mit der Brille auf der Nase, mit den geschwollenen Fingern, mit dem roth angelaufenen Gesichtsvorsprung? Du hast ihn doch früher oft genug gesehen, du hast ihm vielleicht zugehört, wie er vollblutschnaubende Reden hielt; du hast ihm gelauscht, wie er mit gewichtigem Nachdruck im politischen Zank seine Endentscheidung gab! Schüttele nicht mit dem Kopfe, es ist freilich derselbe, es ist der frühere Aktuar „so und so", es ist der frühere Advokat U. oder X.; es ist der frühere Doctor juris utriusque. Er ist's und kein Anderer.

Freilich, damals vor fünf, sechs Jahren sah er anders aus. Seine Gestalt war noch schlank, sein Gesicht frisch, sein Auge hell. — Und jetzt!

Ja, er hat's weit gebracht. Er hatte einst eine angenehme Stellung, er lebte im Umgang mit Seinesgleichen, er war angesehen und geachtet, sein Geist war frisch und lebhaft, denn Lectüre und Gesellschaft gab ihm jeden Tag neue Nahrung; er war ein Mann, wie ein Mann sein soll, eifrig in Erfüllung seiner Pflichten, heiter im Kreise seiner Familie, geistreich in Mitten seiner Freunde. Und jetzt?

Nun jetzt ist er Newyorker Bierwirth. Er hat Nichts zu thun, als Bier einzuschenken und Bier zu trinken. Morgens früh fängt er an, und Abends spät hört er auf. Eine glorreiche Beschäftigung! Wenn Niemand kommt, so trinkt er aus Verzweiflung; wenn Leute da sind, so trinkt er aus Gesellschaftsrücksichten. Immer aber trinkt er.

Da kommen zehn, zwölf auf einmal. Heute ist ein guter Tag. Das Geschäft geht. Der Miethzins kann bezahlt werden. Drei, vier treten an den Schenktisch. „Vier Feldwebel!" kommandirt eine Stimme. Oh! heut ist ein Tag des Glücks, denn an den Feldwebeln hat der Wirth den doppelten Profit, weil's nur halbvolle Gläser sind. „Du trinkst auch eins mit," ruft eine andere Stimme dem Wirth zu, es ist die Stimme vielleicht eines Maurerhandlangers, der einmal früher draußen im alten Vaterlande in des jetzigen Wirths Garten die Mauer ausbesserte oder wenigstens den „Speiß" herbeitrug, oder ist's die Stimme eines frühern Arbeitshaussträflings, der auf die Festung kommandirt war, um für die damaligen politischen Untersuchungsgefangenen den Aufwärter und Spion zu machen. — Jetzt ist

der Cidevant-Maurerhandlanger oder Arbeitshaussträfling der Dutzfreund des Cidevant-Rechtsconsulenten, und hat ihn auch der Rechtsconsulent nicht dazu gemacht, so hat er sich doch selbst dazu gemacht, aus Selbstherrschersgründen, denn in Amerika ist Alles gleich und Keiner mehr, als der Andere, sagt der Maurerhandlanger, und der Wirth muß froh sein, wenn der neue Dutzbruder sich mit dem Dutzen begnügt und sich nicht am Ende gar noch rühmt, mit dem Wirthe zugleich eingesperrt gewesen zu sein. War er ja doch mit ihm auf der Festung, nur mit dem Unterschied, daß der Eine Staatsgefangener, der Andere Arbeitshaussträfling war!

Ist das nicht eine glorreiche Errungenschaft, diese Newyorker Bierwirthschaft?

Aber noch mehr! Verfüge dich doch hinaus in die Küche; nicht dorthinein, denn dort geht's ins Freie; nein dorthin, in jenes finstere, dumpfige Loch, wo den ganzen Tag das Gas brennt und die Hitze Sommer und Winter einen Nigger braten würde. Siehst du sie dort, die blasse, magere Frau mit den grau gesprenkten Haaren? Sie macht eben ein Cotelette fertig für den Herrn Schreinersgesellen oder für den Freund Hausknecht, der sich hier in Newyork „Porter" nennt, oder für des Gevatter Schusters Ehehälfte, die früher draußen bei ihr als Küchenmädchen in Diensten stand, und ihr jetzt die Ehre anthut, manchmal mit dem Herrn Gemahle vorzusprechen, um sie „ins Brod zu setzen." — Siehst du diese arme, abgehärmte Frau? Sie ist das Weib des dicken Kameraden hinter dem Schenktisch, sie war sein treues Weib drüben im alten Vaterlande, sie ist es auch hüben im neuen, aber nicht mehr lange, denn

der Küchendunst in dem engen feuchten Loche wird der Sache über kurz oder lang ein Ende machen.

Ist das nicht eine glorreiche Errungenschaft, diese Newyorker Bierwirthschaft?

Er kam nach Newyork voll froher Hoffnungen. Sein altes Vaterland war ihm zu enge geworden oder auch hatten sie ihn dazu genöthigt, der alten Heimath Valet zu sagen. Einen neuen Wirkungskreis wollte er sich gründen, einen viel weiteren, viel größeren. Er hatte ja Kenntnisse, viel Kenntnisse, wie konnte es ihm fehlen? Freilich, natürlich, auf eine Staatsanstellung konnte er nicht hoffen, denn erstens gibt's in Amerika wenig Staatsbeamte und zweitens werden sie da nicht warten mit der Anstellung, bis so ein Deutscher von drüben herüber angeschneit kommt. Aber es gibt ja andere Stellen genug.

Also frisch weg zu einem Advokaten. Das ist ein goldener Boden in Amerika, wo kein Mensch leben, ohne einen Proceß gewonnen, und kein Mensch sterben kann, ohne wenigstens den letzten Proceß verloren zu haben. — „Wenn man auch nur als Advokatenschreiber im Anfang ankömmt?“ — denkt unser Mann in seiner deutschen Simplicität; aber „können Sie englisch sprechen?“ ist die erste Frage, und mit dieser ersten Frage ist die zweite schon abgeschnitten. Hier ist also nichts zu machen. — Nun zu einem Engroshändler. — „Verstehen Sie die englische Correspondenz?“ — Auch wieder nichts zu machen. — Doch da ist eine Stelle als Lehrer ausgeschrieben. — „Zu welcher Kirche gehören Sie? Wir nehmen nur einen rechtgläubigen Methodisten.“ — Wieder nichts zu machen. — Ueberall nichts zu machen. Als „Pfarrer“ hätte er vielleicht ankommen können, wenn

er sich dazu verstanden hätte, sich selbst, seine Grundsätze, seinen Glauben zu verläugnen; aber — er ging ja von Deutschland fort, um von nun an ganz seiner freien Ueberzeugung zu leben!

Freilich, wäre er Schuhmacher gewesen, oder Schneider, oder auch nur Maurerhandlanger, hätte er irgend etwas „Rechtes", nämlich ein Handwerk verstanden, — freilich, dann hätte es ihm nicht gefehlt. So aber — wissenschaftliche Kenntnisse gewähren in Amerika keinen Lebensunterhalt, es müßte denn Einer so gut englisch verstehen, als ein geborner Amerikaner, und dann gehörte er wahrhaftig ins Narrenhaus, wenn er sich mit der Wissenschaft als Gelderwerb befassen würde, in diesem Lande nämlich.

Was nun? Lehrling irgend eines Handwerks werden? Dazu ist er zu alt. — Ein Importgeschäft anfangen? Dazu gehört Erfahrung und Geld. — Bauer werden und eine Farm kaufen? Dazu ist er zu schwach und der harten Arbeit ungewohnt. — Was bleibt ihm also übrig, als eine Bierwirthschaft? — Man muß doch Etwas treiben, um nicht Hunger zu sterben und „in Amerika braucht man sich an keiner Arbeit zu schämen," ist ein alt hergebrachtes Sprüchwort.

Eine schwere Arbeit ist's freilich nicht. Er braucht nicht mit dem Kopfe zu arbeiten, wie ein Ochse, der neugebackene Bierwirth; er braucht überhaupt gar keinen Kopf. — Im Anfang genirt ihn das ein wenig, und doch wie leicht gewöhnt er sich daran? Ein Tag ist wie der andere; er wird hinter dem Schenktisch zugebracht. Ein Abend ist wie der andere, es werden ein Dutzend Cigarren geraucht und zwanzig bis vierundzwanzig Glas Bier dazu getrunken. Ist

das nicht ein Leben, wie es sich für einen Mann von Bildung, einen Mann von Kenntnissen geziemt? — Mann und Frau sind in demselben Locale; sie sehen sich aber nur Abends, denn sie ist in der Küche und er am Biertisch. Früher in Deutschland sind sie Sonntags mit einander ausgegangen, und die Kinder sind mitgesprungen und es war dieß allemal ein Tag der Freude und Erholung. Jetzt ist der Sonntag der Haupterwerbstag und wenn je Eines von Beiden an einem Werktag ausgeht, so geht es allein aus, denn Beide zugleich können doch nicht aus dem Geschäft! Die Kinder springen in der Wirthschaft herum, oder sind in der Küche oder auf der Straße, hie und da auch in der Schule, — man hat nicht Zeit, sich besonders viel um sie zu bekümmern; sie wachsen auf als „freie" Amerikaner! — Ist es nicht ein glorreiches Ding um solch' eine Newyorker Bierwirthschaft?

Die größte Freude für den Newyorker Bierwirth ist's, wenn ihn ein anderer Wirth besucht, denn dann wird „getreatet" oder „tractirt", d. h. freigehalten und aufgewichst. Die zweitgrößte Freude für ihn ist, wenn er selbst ausgeht und einen andern Wirth besucht, denn da wird wieder getreatet oder tractirt, aber dießmal von der umgekehrten Seite. — Andere Genüsse kennt er nicht.

Nach fünf Jahren „Wirthschaftthums" mag der Eidevant-Advokat oder Beamte oder Gelehrte nichts Anderes mehr ergreifen; nach zehn Jahren kann er nichts Anderes mehr ergreifen. Zehn Jahre lang alle Abende „genug" haben, macht den Kopf nicht heller. Nach zehn Jahren ist der Herr Wirth ganz so geworden, wie ihn seine neuen „Dutz-

freunde" haben wollten. — Er hat sich mit dem Volke amalgamirt.

Alt wird er nicht. — Er stirbt meist an Apoplexie, ausnahmsweise an der Schwindsucht. Seine Hinterlassenschaft besteht aus Pump-Ausständen im Buche, und ist dieß das einzige Buch, das man im Hause findet. — Was der für ein Gesicht machen wird, wenn er in der andern Welt aufwacht und nicht mehr hinter der Bierbar steht!

9.

Der Grocer.

Der Grocer ist stets ein Plattdeutscher. Ehe Plattdeutsche nach Newyork kamen, mußten sich die Amerikaner selbst des Geschäfts annehmen; allein seit langer Zeit ist das anders geworden, und jetzt haben die Plattdeutschen das Grocer-Privilegium. Es gibt aber auch keinen Plattdeutschen in Newyork, der nicht eine Zeit lang in seinem Leben Grocer oder wenigstens Grocersadspectant gewesen wäre.

Grocer heißt auf deutsch Gewürzkrämer und Grocerie: Specereiwaarenhandlung. Aber wer noch nie eine Grocerie gesehen hat, der kann sich unmöglich einen Begriff davon machen.

Der Grocer führt Alles, nur keine Kirchthürme und Krametsvögel. Da ist zu haben: Zucker und Kaffee, Thee und Chocolade, Käse und Eier, Milch und Brod, Schinken und Würste, Bürsten und Besen, Schnupftabak und Cigarren, Zündhölzchen und Saife, Waschseiler und Brennholz, Holzkohlen und Steinkohlen, Rettige und Sauerkraut, rothe Rüben und Gurken, Bohnen und Linsen, Schnaps und Wein, Strongbier und Molassesapfelwein, Oel und Essig, Pfeffer und Salz, Schuhwichse und Zwiebelkuchen, Stärke

und Zahnpulver, Butter und Waschzüber, Schmalz und geräucherte Bücklinge, gedörrte Aepfel und gelbe Rüben, Reis und Birnenschnitze, Zwetschgen und Wachholderbeere, Häringe und gesalzenes Fleisch, Zwiebel und Lauch, Kartoffel und Meerrettig, Honig und kölnische Pfeifen, Putzpulver und Ziegelsteine in den Kochofen, Senf und Schreibpapier, Lichter und Bindfaden, Nähnadeln und Tinte und noch hunderterlei andere Artikel. Auf dem Lande fügt er sogar noch Strümpfe, Schuhe, Tücher, Leinwand, kurz Alles hinzu, was ein Mensch, der nicht gerade hottentottisch leben will, in die Haushaltung und zur Existenz braucht.

Eine Grocerie liegt wo möglich an einer Ecke, und in den belebteren Stadttheilen sind, wo zwei Straßen sich kreuzen, immer alle vier Ecken Grocerien. — Ein Eckladen ist von allen Seiten sichtbar, und — der Mann ist nicht auf den Kopf gefallen, der diesen Platz wählte.

Er ist auch nicht auf den Kopf gefallen, der Grocer. Zwar war er nur ein armer, armer Bube in seiner Heimath. Er mußte die Schweine hüten oder die Gänse austreiben. Seine Nahrung bestand aus Roggenbrod und geräuchertem Speck; sein Anzug aus zerrissenen Beinkleidern und einer zwanzigjährigen ledernen Jacke. In die Schule ging er so wenig, als irgend möglich, denn er hatte keine Zeit dazu; und vom Lesen und Schreiben lernte er gerade so viel, daß er zur Noth seinen Namen kritzeln und den Titel der Bibel herausbuchstabiren konnte. Er wuchs etwas wild auf, und von Sitte, Anstand oder Bildung hatte er nie, auch nicht einmal vom Hörensagen gehört. Aber — Eines hatte er gelernt, eine Hauptsache in Amerika, das Rechnen. Zwar in der Schule hatte er's auch nicht gelernt,

aber zu Hause. Seine Mutter hatte die Gewohnheit, als sie mit ihm schwanger ging, statt des Vaterunsers das große Einmaleins zu beten und so prägten sich ihm die vier Species schon im Mutterleibe ein. Er brauchte später bloß noch sein Gedächtniß anzustrengen, so hatte er die ganze Rechenkunst los, ohne Lehrmeister, ohne Ruthenstreiche, ohne Schimpfworte.

Er versteht sich aber noch auf mehr, als auf's Rechnen, und dieses zweite „Nochmehr" ist gerade so viel werth, als das erste. Dieses zweite „Nochmehr" heißt „Entbehrung."

Wenn der Hochdeutsche nach Newyork kommt, so ist sein Erstes: „Gut essen und trinken". Er muß sich doch entschädigen für die lange Seereise. Der Süddeutsche besäuft sich in Wein und Lagerbier, der Norddeutsche in Schnaps und Weißbier. Der Plattdeutsche aber — trinkt gar nichts. Er zieht sein letztes Stück Speckschwarte aus der Tasche und nagt daran, bis ihm der Hunger vergeht. Dann macht er sich auf den Weg, seinen Vetter, Onkel, Gevatter oder was er sonst ist, aufzusuchen; denn dieser Vetter, Onkel oder Gevatter hat ihm geschrieben, hereinzukommen und nicht bloß geschrieben, sondern auch das Reisegeld geschickt, d. h. gerade genug, um das Fahrgeld auf der niedersten Classe und auf der schlechtesten Route, der Liverpooler nämlich, zu bezahlen. Natürlich hat dieser Vetter, Onkel oder Gevatter eine Grocerie und der Neuangekommene wird gut aufgenommen und bekommt zum Einstand einen Schnaps und ein großes Stück Speck. Nach einer halben Stunde ist er installirt, und wird angewiesen, was er zu thun hat.

Sein Vetter, Onkel oder Gevatter hat ihm das Reisegeld natürlich nicht aus purer „Verwandtschaftsliebe" ge-

schickt. Er hatte auch seinen Vortheil dabei im Auge, denn der Neuangekommene ist auf ihn angewiesen und muß um einen geringern Lohn arbeiten, als Jakob, wie er die sieben theuren Jahre um die Lea diente. Der Onkel, Vetter oder Gevatter hat viel zu thun, sein Laden geht gut und er selbst muß viel auswärts sein, auf dem Markte und sonst herum; er muß also einen „Clerk" d. h. einen Menschen haben, der die Stelle des Buchhalters, des Ladendieners und des Lehrlings in Einer Person vertritt. Sollte er Einen nehmen, der „sich schon auskannte?" Da müßte er ihm zum mindesten zwölf Thaler den Monat geben und gute warme Kost und ein Zimmer zum Schlafen. Prosit die Mahlzeit. Das kömmt viel zu hoch. Da schreibt man dem lieben jungen Vetter zu Hause, dem Schweinehirtenbuben nämlich, und macht ein Wesen von der Wohlthat, die man ihm erzeigen wolle und schickt ihm das Reisegeld mit zwanzig Thalern und — thut Niemand eine Wohlthat, als sich selbst. „Zwei Mücken auf Einen Schlag." Der junge Vetter ist in vier Wochen eingeschult und muß doch ein ganzes Jahr lang um vier Thaler den Monat dienen. Ist das nicht eine Nettoersparniß von sechsundneunzig Thalern im Jahr? Und nicht bloß das! Glaubst du, der grüne Vetter mache Anspruch auf ein eigenes Zimmer? Gott bewahre, der nimmt sich alle Abende, wenn der Laden geschlossen ist, seinen Strohsack, wirft ihn in eine Ecke des Ladens und schläft darauf so gut und fest, daß manch' Anderer in seinem Bette ihn d'rum beneidet. Und glaubst du, die Frau Grocerin nehme sich die Mühe und koche alle Tage ein warmes Mittagessen? Da kennst du sie schlecht; sie hilft selbst mit im Laden und hat keine Dienstmagd, weil's zu theuer kommt, und so

begnügt man sich die Hälfte der Woche mit geräucherten Fischen und die andere Hälfte mit Speck und Schinken, und wenn's hoch kommt, mit ein Paar gebackenen Eiern. — Der „Clerk" ist aber mit Allem zufrieden, denn er hat Etwas aus dem Fundamente gelernt und das ist — „Entbehren".

Der Plattdeutsche streift das Gewande des „Neuangekommenen" in kurzer Zeit von sich ab. Nach einem Jahre schon ist er nicht mehr „grün" und kein Mensch merkt ihm an, daß er erst so kurze Zeit im Lande ist. Das macht seine Beschäftigung und seine Muttersprache. — In den Laden des Herrn Vetters oder Onkels oder Gevatters kommen gar allerlei Leute, Leute von allen Nationen: Süddeutsche, Norddeutsche, Juden, Irländer, Amerikaner, Engländer. Der Grocer scheert Alle über Einen Kamm, d. h. er nimmt jedem sein Geld ab und das ist ein Ding, das der junge Ankömmling sehr bald gelernt hat. Ob Presbyterianer, ob Methodist, ob Katholik oder Protestant, ob Unitarier oder Mormone, ob Atheist oder Mosesanhänger, das ist Alles ganz gleich, das Geld ist die Hauptsache. — Und dann wie leicht geht ihm das Englische ein! Nicht daß er ein besonderes Sprachtalent hätte, nicht daß ihm das früher acquirirte Latein oder Französisch von besonderem Nutzen wäre, denn Latein und Französisch sind für ihn böhmische Dörfer; allein plattdeutsch ist schon halb englisch, es klingt eines, wie das andere, und viele Wörter sind auch ganz dieselben; ein Hauptbestandtheil des Englischen besteht ja aus dem Plattdeutschen! Und dann der tagtägliche Umgang mit englischredenden Kunden! Der plattdeutsche Jüngling macht sich's zum Nutzen, mehr noch als der Judenjüngling.

Nach zwei Jahren hat sich der junge Bauernbursche in

einen fixen Clerk umgewandelt, d. h. er spricht erträglich englisch und versteht das Geschäft aus dem Fundamente. Sein Gehalt ist von vier Thaler monatlich auf acht Thaler gestiegen und jetzt ist's an der Zeit, sich nach einer besseren Stelle umzusehen. Der Herr Vetter, Onkel oder Gevatter ist ihm selbst behülflich dazu und so tritt er bei einem andern Plattdeutschen ins Geschäft, der die Sache mehr in's Große treibt. Der Herr Vetter, Onkel oder Gevatter aber thut wieder ein Werk der Barmherzigkeit, und läßt einen andern Bauernburschen herüberkommen, um denselben ebenfalls für vier Thaler den Monat zu benützen.

Nach vier Jahren geht der Clerk mit dem Gedanken um, sich selbstständig zu machen. Er hat sich hundert oder zweihundert Thaler erspart und einen Kameraden gefunden, der's eben so gemacht hat. Eines schönen Sonntags machen sich die Beiden auf, und gehen zu dem Grocer, bei dem sie die Lehrzeit durchgemacht. Der Grocer merkt gleich, wo es hinauswill. Das Hinterstübchen, dicht hinter dem Laden, wird aufgemacht und eine Flasche ächten Brändi's belebt bald das Gespräch. Die Beiden haben nämlich erfahren, daß der Grocer sich noch ein anderes Geschäft aufgemacht hat, oder daß er Willens ist, sein Geld in einem Engrosgroceriegeschäft anzulegen und sie kommen daher, um ihm seinen „Store" abzukaufen. Natürlich langen die Paar hundert Thaler nicht zum „Auskauf"; aber der Herr Vetter oder Onkel oder Gevatter gibt für den Rest Credit und mit dem letzten Glas der Schnapsflasche ist auch der Handel abgemacht. Am Montag ziehen die neuen Herren ein und der Alte ab. Nach einigen Jahren ist das ganze Ge-

schäft bezahlt und noch ein Paar Jahre, so hat jeder der beiden „Partner“ oder Associe's seinen eigenen Store.

Das ist der Lauf der Welt, der plattdeutschen wenigstens.

Einen armen Plattdeutschen, der schon einige Jahre im Lande ist, gibt's in Newyork nicht. — Will er etwas kaufen, wozu ihm sein eigen Geld nicht langt, so braucht er nicht in Verlegenheit zu sein. Die Plattdeutschen halten Alle zusammen, besonders wenn es etwas dabei zu verdienen gibt.

Die größte Widerwärtigkeit für den plattdeutschen Grocer ist das Sonntagsgesetz. Er soll Sonntags „zuhaben“ und liebt doch, alle Tage sein Geld zu verdienen. Allein — er weiß sich zu helfen und zu jedem Store gibt's eine Nebenthüre, wenn auch der Haupteingang verschlossen ist. Die Kunden kennen sie schon, diese Nebenthüre.

Die größte Freude hat der Grocer am Schnapsverkaufen. Er kauft die Gallone zu dreißig und sechsunddreißig Cents und verkauft sie wieder Glasweise zu drei Cents den Trunk und sechs Cents die halbe Pinte. Das sind gerade hundert fünfzig bis dreihundert Procente. Ob übrigens der Schnaps wirklicher Schnaps, oder aus Vitriol oder Scheidewasser gemacht ist, ist ihm Nebensache.

Einige Leute wollten schon behaupten, sein Gewicht sei etwas mangelhaft und sein Gallonenmaß halte gerade eine Pinte zu wenig. Es mag sein, daß hie und da einige kleine Irrthümer mitunterlaufen, allein wer kann denn dafür, wenn das Gewicht sich mit der Länge der Zeit „abnützt,“ oder wenn der Blechschmid zu den Pint- und Quart- und Gallonenmaßen zu wenig Blech genommen hat?

Drei Haupteigenschaften hat der plattdeutsche Grocer,

die ihn von allen andern Deutschen unterscheiden: er kann das Lagerbier nicht vertragen, trägt keinen Schnurrbart und hält es für unmöglich, daß es Menschen gebe, die nicht betrügen, wenn ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird.

So viel vom Grocer!

10.

Das Basement „mit freundlicher Bedienung."

Das Basement mit freundlicher Bedienung ist eine rein deutsche Erfindung, aber nur auf amerikanische Städte anwendbar.

Es ist dieß eine Kellerwirthschaft, wo Freudenmädchen gehalten werden. Dem Wirthe ist die Wirthschaft die Hauptsache, den Gästen die Mädchen.

Ein Basement mit freundlicher Bedienung ist schon von weitem kennbar; nicht etwa wegen des hervorragenden Schildes oder sonstiger Ausgezeichnetheiten halber; nein einfach wegen der rothen und weißen Vorhänge. Manchmal sind sie auch blau und weiß und hie und da gelb und weiß. An diesen Vorhängen, die in der niederen Kellerthüre angebracht sind und die in der Mitte durch einen Zug in dichte Falten zusammengezogen werden, — erkennst du, weß' Geisteskind die Kneipe ist, und du gehst nie fehl, wenn du diesen Vorhängen nachgehst. Zum Ueberfluß steht noch hie und da eine hübsche Inschrift über dem Eingang zu lesen, als z. B. „Zum stillen Vergnügen," oder „Zur Stadt Bremen," oder „Zum Venustempel," oder „Zum Hamburger Berg," oder was sonst der „zarten" Andeutungen mehr sind. Wenn du

dieß deutsch nicht verstehst', dann ist Hopfen und Malz an dir verloren!

Die „häusliche" Einrichtung ist sehr einfach. Ein Schenktisch mit den nöthigen Schnapsflaschen dahinter; einige Tische und Stühle und ein leidlicher Sopha zum „Poussiren" und „Charmuzziren," wie hie und da die Präliminarien der Basementliebe genannt werden. Diese Mobilien nehmen den vordern Raum des Kellers ein. Der hintere Raum ist durch Bretterverschläge in verschiedene kleine Abtheilungen abgetrennt und jeder dieser Verschläge enthält ein breites Bett, einen Waschtisch, ein Spiegelchen und ein Gaslicht. Das Licht darf unter keiner Bedingung vergessen werden, denn du wirst doch keine Katze im Sack kaufen wollen und Tageslicht fällt keines herein, absonderlich bei der Nacht nicht.

Der Basementwirth ist meist ein Deutscher und unter diesen wieder meist ein Bremer oder Hamburger oder Hannoveraner. Die ursprüngliche Heimath der Frau Wirthin ist schwerer anzugeben, denn sie liebt es, sich englisch auszudrücken. Man soll ihr ansehen, daß sie schon lange im Land ist. Und sie ist es auch, lange genug, um alles Schamgefühl im Meere der Vergessenheit begraben zu haben! Der Wirth ist selten zu Hause. Er macht ja Geld und muß sich deßhalb mit schwerer goldener Kette unter dem Publikum zeigen! Dagegen ist der Barkeeper da, d. h. der Kellner, der in einem Basement mit freundlicher Bedienung zugleich die Funktion hat, die allzuunruhigen Gäste die Treppe hinaufzuexpediren. Es wird deßhalb bei seinem Engagement weniger auf ein gewandtes, höfliches Benehmen, als auf starke Fäuste gesehen. Am liebsten hat man ihn, wenn er

zugleich etwas Klavier „schlagen" kann, denn dann ist der Klavierspieler schon erspart und ein Fortepiano darf doch in einem Basement mit freundlicher Bedienung nicht fehlen!

Aber wo bleibt denn die „freundliche" Bedienung? Im Wirthe steckt sie nicht, denn der ist erstens nie da, und wenn er da ist, so ist er so grob, wie Bohnenstroh. In der Wirthin steckt sie auch nicht, denn die hat das Maul auf dem rechten Fleck, und ihre Zunge ist so schneidig, wie das Schwert Petri; im Barkeeper steckt sie am allerwenigsten, denn der spricht gar Nichts, sondern schlägt bloß zu, auf's Piano wie auf die Menschen. Die „freundliche Bedienung" steckt ganz wo anders, sie steckt in den Dirnen, die allda gehalten werden.

Es sind ihrer zwei bis zwölf, je nach der Zahl der „Verschläge." Die Eine ist blond und vollbusig und ihre Heimath ist das Schwabenland; die Andere braun und schwarzäugig und ihre Heimath ist das Elsaß; die Dritte verräth ihr Dialekt als Frankfurterin und die Vierte nennt Sachsen ihre Geburtsstätte Sie kommen hier zusammen aus aller Herren Länder, doch am zahlreichsten ist der Stamm Levi vertreten, und sie können sich nicht verläugnen, die schönen Schickselchen mit den Gazellenaugen und den gebogenen Nasen.

Die Basementdirne ist zwischen achtzehn und dreißig. Sie trägt ein tiefausgeschnittenes Kleid, eine Zote im Munde, zehn Ringe an den Fingern und nie Hosen. Sie ist vielleicht schon lange im Lande und ernährte sich früher von der Nadel oder vom Dienen oder auf sonst eine ehrliche Weise; aber das Dienen und das Nähen wurde ihr zu beschwerlich und — es läßt sich ja so bequem leben in einem

Basement. „Der Herr gibt's den Seinen im Schlafe," steht geschrieben. — Vielleicht ist sie auch erst vor einigen Wochen angekommen, und war im alten Vaterlande gar streng und unter der Zuchtruthe gehalten; aber sie machte ihre Vorstudien auf dem Schiffe im Zwischendecke, wo ja Crethi und Plethi zusammenißt, zusammentrinkt und zusammenschläft. So kostete es den Freund Makler nur wenig Ueberredung, sie zu der „freundlichen" Herrin in's liebliche Basement zu bringen, in einen vortrefflichen Dienst, wie er ihr sagte! Und was es für ein Dienst war, den man von ihr verlangte, das erfuhr sie schon am ersten Abend und — blieb dennoch! Vielleicht sträubte sie sich auch ein wenig, vielleicht auch viel und suchte zu entfliehn, aber die Wirthin hatte ihr das Gasthütchen bereits abgezogen und ihre Kleider eingeschlossen und — wo sollte sie Hülfe und Recht finden in der großen, wildfremden Stadt, wo Alles eine andere Sprache spricht, als sie versteht? Einmal in der Klaue der Basementwirthin, ist sie verloren, und Einmal verloren, — was liegt am zweiten und dritten Male?

Die Basementdirne ist eine besondere Freundin vom Trinken. Sie kommt dazu, sie weiß nicht wie; denn jeder Gast, der hereinkommt, muß doch zu einem „Treat," d. h. dazu angehalten werden, ihr einen Trunk zu bezahlen! Das ist ja eine ihrer Hauptfunktionen, den Gast zum „Trinkenbezahlen," d. h. zum Traktiren oder Treaten zu nöthigen. Je mehr getrunken wird, um so mehr geht Geld ein. — Im Anfang trinkt sie Bier oder Sodawasser, aber bald wird ihr das Bier zu schaal und das Wasser zu naß, und sie hält sich an den „Brändi," an den Schnaps. Der erfrischt die Lebensgeister, und wenn manchmal eine alte

Erinnerung wach werden wollte, wenn das Ding, das man Gewissen nennt, sich dummerweise regen sollte, — ein großes Glas Brändi, und die Thräne, die gerade im Begriff war, sich in's Auge zu stehlen, verwandelt sich in ein grelles Lachen, und — hellauf geht's wieder an's Poussiren des gerade neu eingetretenen Gastes!

Es ist ein grundehrliches Wirthshaus, dieses Basement mit freundlicher Bedienung. Steht ja doch oben angeschrieben „Lagerbiersalon!" Und wer könnte vom bayerischen Biere Schlimmes erwarten? Freilich kommen hie und da kleine Abwechslungen vor, wie z. B. daß Einer hinausgeworfen wird, ohne daß man ihm die vorher abgenommene Börse nachwirft, oder daß ein Anderer, der die Nacht da zubrachte, am Morgen weder Uhr noch Kette finden konnte. Solche und ähnliche Kleinigkeiten mögen vorkommen, allein die Schuld liegt nicht an der Basementdirne, denn wenn so ein Gerupfter je so dumm ist und seine Schande zu Markte trägt und die Polizei herbeiruft, so wird weder Uhr noch Kette noch Geldbeutel in ihrem Besitz gefunden, und — der Barkeeper nebst einigen andern Freunden des Hauses sind gleich bereit zu schwören, daß der Fremde weder Uhr noch Kette noch Geld mit herunter gebracht hat, und Letzterer darf froh sein, wenn die „fälschlich Anklagte" ihn ohne weitere Opfer entläßt.

Das Basement mit freundlicher Bedienung öffnet sich selten Morgens vor zehn Uhr, und den ganzen Tag über finden sich nur wenig Besuche ein. Der Wirth ist aus, die Wirthin schläft hinter dem Schenktisch und der Barkeeper spielt mit einem Collegen Karten. Erst gegen Abend spürt man, daß „Leben" da unten ist. Die Dirnen schminken

die vergilbten Wangen, waschen die erschlafften Glieder und werfen sich in Putz. Nachts zehn Uhr fängt es an lustig zuzugehen, denn der Hauptbesuch findet sich dann ein, wenn die andern Wirthshäuser zuschließen. Am lebhaftesten geht's da zu, wo die Matrosen verkehren. Die übrigen Besucher sind verlorne Ehemänner und Betrunkene. Die Letzteren bilden bei weitem die Hauptklasse. Und wie freigebig sind sie in ihrer Betrunkenheit! Und wie wissen die Dirnen es zu nützen! — Hie und da verliert sich auch ein „Verliebter" herunter und wie schneidet es ihm in's Herz, wenn er seine Auserkorne, für die er vielleicht seinen Principal bestohlen oder seines Vaters Wechsel vergeudet, auf dem Schooße eines lallenden Hohepriesters des Teufels findet!

Die Basementdirne bleibt nie lange an Einem Platze. Sie wird bald zu bekannt da und muß deßhalb changiren. Doch die Stadt ist ja groß und der Basementer gibt's die Hülle und Fülle! Auch der Städte gibt's nicht wenige, wo Basemente mit freundlicher Bedienung zu Hause sind! Besonders gewandt ist sie im Changiren, wenn die Polizei auf sie fahndet, weil sie vielleicht das Mein und Dein gar zu auffällig verwechselte.

Im Uebrigen steht die Polizei zu den Basementen „mit freundlicher Bedienung" auf besonders freundschaftlichem Fuße. Nicht etwa deßwegen, weil das Treiben in einem solchen Basemente gesetzlich erlaubt wäre — es ist im Gegentheil gesetzlich streng verboten, — auch nicht deßwegen, weil die Reize der Inwohnerinnen eine besondere Allgewalt über sie ausüben, — nein, einfach deßwegen, weil der Wirth weiß, daß die Besoldung der Polizei zu gering ausgefallen ist, um nicht hie und da einer kleinen Aufbes=

ſerung zu bedürfen. Auch das Trinken ſchmeckt den Herren Polizeidienern ſehr gut, beſonders im Sommer, wenn's ſehr heiß und im Winter, wenn's ſehr kalt iſt, und wie könnte der Wirth eines Baſements mit freundlicher Bedienung je ſo frech ſein, von einem Mann des Geſetzes eine Bezahlung anzunehmen? — Auf dieſe Art treibt der Wirth ſein Handwerk unbeläſtigt und ungeſtört, denn die Nachbarſchaft ſtört ihn nicht, weil ſein nächſter Nachbar auch ein Baſement hält oder ſonſt was ähnlich „Ehrbares!"

Die Baſementdirne bleibt Dirne, ſo lange ſie kann. Iſt ſie vor dem dreißigſten Jahr noch nicht im Spital geſtorben, ſo wird ſie nach dem dreißigſten: Straßendirne und dann darf ſie ſicher darauf zählen, in wenigen Jahren nach Pottersfield oder ſonſt einen „Armenkirchhof" zu wandern. — Die Baſementwirthin wird vor der Zeit grau und aſchfarbig; der Baſementwirth aber läßt ſich Nichts anfechten, er ißt und trinkt, wird dick und fett und ärgert ſich über nichts, als darüber, daß andere Leute nicht an Einem Tiſche mit ihm ſitzen wollen. Mit der Zeit kauft er ſich ein Landgut, hält ſich ein Reitpferd und bezahlt einige Leute als Geſellſchafter, damit er doch Jemand hat, der mit ihm trinkt.

Die Baſementer „mit freundlicher Bedienung" haben einen beſondern Einfluß darauf gehabt, daß der deutſche Name einen ſo erbärmlichen Klang unter den Amerikanern hatte und auch jetzt noch hat. Und kann man dieß den Amerikanern verargen, wenn ſie ſehen, daß unter tauſend Baſementen „mit freundlicher Bedienung" zum mindeſten neunhundert von Deutſchen gehalten werden und

blos hundert von Franzosen und Irländern? — Der einzige Amerikaner, der eine Freude d'ran hat, ist der Hausbesitzer, denn er läßt sich für sein Basement doppelt so viel Miethe bezahlen, als er bekommen würde, wenn ein ehrlich Geschäft drin wäre.

11.

Der Temperenzler.

Der Temperenzler oder der Mäßigkeitsmann schwört, weder Wein, noch Bier, noch Schnaps, noch andere berauschende Getränke zu sich zu nehmen, sondern bloß Kaffee, Milch, Thee und vor Allem Wasser.

Der Temperenzler ist immer Amerikaner, selten Irländer, nie Deutscher und gar nie Franzose.

Der Franzose liebt den Wein und hält sich stricte an die Hochzeit von Canaan. — Der Deutsche trinkt gern Wein und Bier und schwört darauf, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhalten. — Der Irländer wacht mit dem Gedanken an Schnaps auf und geht mit dem Gedanken an Branntwein zu Bette. Temperenzler wird er nur, wenn ihm der Fusel die Eingeweide halb zerrissen hat und er auf den Schragen liegen muß, um sie sich wieder zusammenflicken zu lassen. Ist er wieder kurirt, so erinnert er sich, daß Sanct Patrik eigentlich kein Mäßigkeitsapostel war und wirft sich von Neuem dem Schnaps in die Arme.

Ganz anders steht's mit dem Amerikaner. Vor zwanzig Jahren noch wurde gar kein Wein in Amerika gepflanzt

und der wenige, der jetzt erzeugt wird, ist von Deutschen cultivirt und schmeckt nach — Wanzen. Der Wein aber, der von Spanien und Frankreich und Deutschland kommt, ist theuer und in selbigen Ländern schon meist zum „Exportiren" präparirt, d. h. angemacht worden. Und nicht genug damit, in Amerika selbst wird dreimal mehr Wein consumirt, als importirt wird; die Weinhändler verstehen den Rummel und — Essig, Citronen, Wasser, etwas Branntwein, viel Traubenzucker, Molasses und ein Paar Tropfen Malaga geben einen vortrefflichen Rheinwein. Nirgends wird mehr Wein gemacht, als in Amerika, soll da der Amerikaner eine Vorliebe für den Wein bekommen? — Und wie mit dem Wein, so mit dem Brändi. Das soll Franzbranntwein sein? Es ist vielleicht etwas Zucker, viel Wasser und einiges Scheidewasser oder Vitriol, aus dem dieser Stoff zusammengesetzt ist, aber Branntwein ist kein Tropfen darunter. Der Zoll ist hoch auf den Schnaps; darum wird er gemacht und die Fabriken sind Gott und Welt bekannt und tragen reichliche Zinsen. Gesundheitspolizei gibt's ja keine und Gift darf eben so offen verkauft werden, wie ein anderer Artikel! — Soll da der Amerikaner keinen Abscheu gegen das Schnapstrinken bekommen? — Mit dem Bier aber stand's bis vor kurzer Zeit fast eben so schlimm. Da wurde Porter und Ale aus England importirt; es war aber nicht mehr sonderlich gut, wie es ankam; gebraut, im Lande gebraut wurde fast nichts als Strongbier, d. h. auf deutsch: starkes Bier. Und ein starkes Bier wars, denn wenn keine Belladonna darunter war, so waren es andere Ingredienzien, und die wirkten nervenerregend, kopfweherzeugend, berauschend, betäubend! Drei Glas konnten

den stärksten Mann werfen. — War das ein Empfehlungsbrief für's Bier?

Von diesen Getränken gab's gar zu viele Betrunkene, denn zwei Glas Niggerbrändi, d. i. Vitriolschnaps machen nicht bloß betrunken, sondern wahnsinnig, und um dem Uebel auf einen Schlag abzuhelfen, ward das Temperenzthum erfunden. Die Amerikaner dachten nicht daran, durch eine gute Polizei darüber wachen zu lassen, daß die Wirthe keine unächten, gesundheitswidrigen, aus schädlichen Stoffen fabricirten Getränke ausschenken; es war ihnen zu langweilig, all' die Untersuchungen anzustellen, und so machten sie es viel kürzer und erfanden die Mäßigkeitsgesetze, d. h. das Verbot allen und jeden Weines, allen und jeden Biers, allen und jeden Schnapses. Ein Mensch, der gar nichts mehr zu trinken bekommt, kann sich nicht mehr betrinken; das ist ein Factum!

Die Hauptstützen des Temperenzthums sind die Geistlichen und die Reichen.

Es kommt nicht darauf an, ob der Geistliche Methodist oder Presbyterianer, Unitarier oder Mennonit, Quäcker oder Episcopale ist, in dem Punkt stimmen Alle miteinander überein, daß je weniger Geld für Schnaps, Wein und Bier ausgegeben wird, um so mehr für kirchliche, d. i. „geistliche" Zwecke ausgegeben werden kann. — Sollte der Geistliche also kein Temperenzler sein, um so mehr, als er von — seinen Kunden leben muß? — Die Reichen aber sind aus gleich edlen Beweggründen Temperenzler, denn die Arbeiter, die nichts für Getränke ausgeben, können doch existiren, auch wenn sie weniger Lohn bekommen! — Ueberdieß, die Reichen und die Geistlichen brauchen keine

Wirthshäuser. Die Anstalten, wo man das Getränke glasweis bekommt und bezahlt, sind für den gemeinen Mann; der Reiche und Angesehene läßt sich den Wein und Branntwein Flaschen=, Korb= und Faßweise in den Keller bringen!

Am meisten zu Hause ist das Temperenzthum im Norden Amerika's, und seine besten Stützen sind die amerikanischen Bauern. Man hat ihnen so lange die Hölle heiß gemacht, bis sie zur Mäßigkeitsfahne schwuren. Die meinen's nun grundehrlich! Kommst du zu Einem, so siehst du nichts als Wasser auf dem Tische, — Wasser Morgens zum Kaffee; Wasser Mittags zum Fleische; Wasser Abends zum Thee. Bist du aber einige Tage da und erst ein Bischen in der Familie „warm" geworden, so nimmt dich zuerst der Sohn auf die Seite. Er führt dich in den Stall neben der Scheune, und hinter einem großen Heubündel zieht er eine dickbäuchige Korkflasche hervor und meint, ein guter Schluck könnte an diesem kühlen Morgen nichts schaden, nur sollst du gegen Vater und Mutter zu schweigen wissen. Nach dem Mittagessen zupft dich die Hausmutter am Arme und führt dich in ihr Allerheiligstes und hinter einem breiten Kleiderschranke öffnet sie ein geheimes Thürchen und zieht ein zierliches Fläschchen „ächten" hervor und gibt dir einen „Tropfen für den Magen", und du kannst deutlich sehen, daß das Fläschchen vom „Aechten" noch einige Schwesterchen und Brüderchen im Hintergrunde hat. Sie meint aber, Vater und Sohn brauchen nichts von diesen Magentropfen zu erfahren. — Zu allerletzt am Abend nimmt dich der Hausvater an der Hand und geht mit dir in das „Bibliothekzimmer", wie er's nennt, allwo

ein großer Schrank die Hausapotheke enthält und aus einer der Medicinflaschen füllt er ein großes Glas, das du mit ihm zu leeren gebeten wirst, und du meinst: „dieser Brändi sei noch der beste von allen dreien", aber du trinkst ihn nicht als Brändi, sondern als „Medicin!" — Auch der Hausvater calculirt, daß diese „Medicin" nicht für die übrige Familie passe und ermahnt dich, das Geheimniß für dich zu behalten.

Auf diese Art läßt sich's auch in einem Temperenzstaate aushalten, wenn Einer nicht gerade auf das Trinken im Wirthshause versessen ist, und — auch dafür gibt's Rath.

Die Temperenzfanatiker haben's nämlich in der That so weit gebracht, daß in einzelnen Staaten das Verbot des Weins, Liqueurs und Biers zum Staatsgesetze erhoben wurde. Weiter sind sie bis jetzt noch nicht gegangen; sie haben z. B. das Küssen, das Heirathen, das Rauchen und das Essen noch nicht verboten. Ja auch das Trinken ist nicht ganz verboten: Zuckerwasser, Apfelwein, Limonade und Sodawasser sind erlaubt. In solchen Staaten sehen die Wirthe alle aus wie „frischgeborne Puritaner". Sie tragen hohe Vatermörder, ein frischrasirtes Kinn und einen Rock, der bis an die Knöchel reicht. Das ist die ächte Sorte. Mach' dich bekannt mit ihnen, so wirst du vielleicht ins „Familienzimmer" zugelassen. Dieses liegt im dritten Stock, wenn einer da ist, im andern Fall im zweiten; und du erstaunst, wenn du die Treppen hinaufgestiegen bist, weder Frau noch Kinder allda zu treffen, wohl aber eine Compagnie Temperenzler, die sich alle damit beschäftigen, Wein, Bier und Schnaps so schnell wie möglich zu vertilgen;

denn sie haben diesen mörderischen Getränken ebenfalls den Untergang geschworen.

Der Hauptunterschied zwischen einem Temperenzstaate und Nichttemperenzstaate ist der, daß in dem ersteren die berauschenden Getränke doppelt so theuer verkauft werden, als in dem letzteren, und daß dennoch die Zahl der Betrunkenen sich so ziemlich gleichkommt, ja sogar vorwiegend ist in den ersteren. „Keine Liebe brennt so heiß, als die, von der Niemand was weiß."

In neuester Zeit hat das Temperenzthum einen großen Stoß erlitten und zwar durch die Einführung des Lagerbiers. Vor zehn Jahren wußte man noch kaum etwas davon, jetzt ist es über die ganze Union verbreitet, und die Amerikaner schwören so gut zu ihm, als die Deutschen. Ein Deutscher, der seine zwanzig Glas „Braunes" vertilgen kann, ohne umzusinken, wurde noch vor zwei Jahren wie ein wildes Thier angestaunt; jetzt übertreffen ihn bereits viele „Natives"! Ein Getränke, das weder blödsinnig macht nach dem dritten Glase, wie das Strongbier, noch wahnsinnig aufregt, wie der Scheidewasserschnaps, noch die Gedärme blau färbt, wie das Sodawasser, und — doch den Durst löscht, das ist eine gottvolle Erfindung! So haben die Deutschen den Ruhm, daß sie den Amerikanern wenigstens Eine ihrer Heucheleien verleidet machen werden, die Heuchelei des Temperenzthums. Bereits wackelt das stolze Gebäude, und in ein Paar Jahrzehnten wird's vom Erdboden verschwunden sein, wie noch aller Unsinn verschwunden ist.

In Newyork und andern größeren Städten predigen die Temperenzapostel auf offener Straße. An einem hüb-

schen Sonntag stellen sie sich auf ein leeres Faß oder eine Kiste und lassen ihren Galimathias los. Ihre Zuhörer sind meist Matrosen und Straßendirnen. Welchen Erfolg ihre Predigten haben, davon möge sich der Leser selbst überzeugen, wenn er einmal nach Newyork kommt, und die „plastischen" Anmerkungen und Unterbrechungen der Zuhörer vernimmt. Doch was liegt den „Aposteln" daran? Sie sind ja für ihre Predigt bezahlt und ihre rothen Nasen bürgen dafür, wie sie den Sündenlohn anwenden!

Hört einmal das Temperenzthum ganz auf und wird der Zoll auf Wein und Branntwein noch mehr verringert, so werden Traubenzucker, Weinstein, Bleizucker, Vitriol, Citronen, Scheidewasser, Alcohol und Rosinen nebst noch einigen andern Artikeln bedeutend im Preise sinken.

12.

Das deutsche Dienstmädchen.

Das deutsche Dienstmädchen ist von Natur zum Kochen geneigt und von Profession ein Wassersteingeselle.

In Deutschland war sie gering angesehen und noch geringer bezahlt. Sie mußte alle Dienste verrichten, die man von einem dienstbaren Geist mit Anstand erwarten kann und oft noch mehr; der Lohn aber war so gering, daß er kaum zulangte, ein zitzenes Fähnchen anzuschaffen und auf den Sonntag eins von Wollenmouslin. Vielleicht war sie auch nicht in „auswärtigen" Diensten, sondern lebte bei ihren Eltern, armen Taglöhnern, die kaum selbst im Stande waren, das tägliche Brod zu verdienen, und wußte vom Leben bis jetzt gar Nichts, als daß es aus Arbeit und Kartoffeln bestehe. — Da hörte sie von Amerika und wie dort die Dienstmädchen sich als „Ladies" kleiden und bezahlt seien gleich fürstlichen Leibweißzeugverwalterinnen. Sie ging daher zu Rathe mit ihrem Schatz, dem Baurenknechte oder Schreinergesellen oder was er sonst war, und mit vieler, vieler Mühe wurde das nöthige Geld zusammengebracht, um in's gelobte Land hinüberzuschiffen, und — fortgings nach Amerika!

Sie kam hier an in ihrer alten vaterländischen Tracht, im zitzenen Kleidchen und im kattunenen Schürzchen, und ohne andere Kopfbedeckung, als die der liebe Gott auch den Thieren gegeben hat. Aber trotz Alledem, — ihr Schatz muß vielleicht wochenlang zusehen, bis er eine Stelle und Arbeit bekömmt; sie hat nach zwei Tagen schon einen Dienst! Deutsche Dienstmädchen sind ein gesuchter Artikel in Amerika.

Freilich, mit dem ersten Dienst dauerts nicht lange. „Wie viel hast du monatlich?" fragt sie eine Freundin, die schon längere Zeit „im Lande" ist, und sich auskennt. — „Vier Thaler nur? Wo denkst du hin? du kannst sechse haben; du mußt zu Amerikanern in Dienst gehen!"

Gott! Welche Aussicht! Zu Amerikanern! Darnach hat sie schon lange gedürstet; davon hat sie schon geträumt bei der Herüberfahrt, wenn ihr ihr Schatz Zeit dazu ließ, zum Träumen nämlich! — Zu Amerikanern! Eine Stelle bei Amerikanern betrachtet sie mit demselben Auge, wie ein deutscher Bedienter eine Stelle bei einem Grafen! — Die Amerikaner werden ja alle als Crösusse geboren und sind nebenbei Geschwisterkinder von Lords und Herzogen! Sie kann zwar noch nicht englisch, erst ein Paar Worte: Yes und No; aber das thut nichts; die Amerikaner sind ja so liebreiche, zuvorkommende Leute; die nehmen sie doch an, und — die technischen Küchenkunstausdrücke werden bald gelernt sein. Allerdings, das Bischen Englisch, das sie in ihrer Küche braucht, ist bald gelernt. Auch sonst kommt sie zurecht, denn die Küche einer „gewöhnlichen" amerikanischen Familie ist bald bestellt. „Beefsteak und Hammelfleisch," „Kartoffeln und Weißkohl," — die Speisen sind so ziemlich leicht zuzubereiten. Aber — es will ihr doch etwas son-

derbar vorkommen, daß gar nichts Anderes gekocht wird, und es will sogar ihrem Gaumen nicht recht behagen, das ewige Beefsteak und Hammelfleisch! Und gar vollends die Ordnung der Dinge, daß was Morgens warm genossen wurde, Abends wieder kalt auf den Tisch kommt, ist nicht nach ihrem Geschmack! Es müssen doch keine Lords sein, die Amerikaner, bei denen sie ist. — Und dann die schreckliche Isolirtheit! Da ist keine liebe Freundin und Collegin, mit der man am Brunnen zusammenkommt, um das Herz gegenseitig auszuschütten; denn man geht gar nicht an den Brunnen, weil man das Wasser im Hause hat! Da ist keine Hausfrau, welche die Neuigkeiten so gerne mitanhört, die die Magd zu erzählen weiß; denn die Hausfrau und das Dienstmädchen verstehen einander gar nicht, viel weniger plaudern sie mit einander. Da ist kein Jakob, oder Joseph oder Fritz in der Nähe, mit dem man Abends nach gethaner Arbeit um die Ecke gehen und ein Stündchen „schwatzen" kann! — Immer in der Küche ist sie; denn die ist für sie Wohnzimmer, Arbeitslokal und oft Schlafgemach zugleich. Das eigentliche Wohnzimmer, der „Pärlor," ist nicht für sie da. Da innen hat sie nichts zu thun, als den Bodenteppich auszulüften und die Möbeln abzustäuben.

Sie hält's nicht lange aus; besonders wenn es mit dem versprochenen Siebenthalerlohn happert, d. h. wenn er nicht verabfolgt wird, wie's bei derlei amerikanischen Familien nicht gar selten vorkommt. Was hat ein Amerikaner sich viel um so ein „Dutch Girl" zu bekümmern?

Nunmehr beschließt sie wieder zu Deutschen zu gehen. Aber sie ist jetzt wählerisch geworden. Ein Vierteljahr in Newyork hat einen großen Unterschied hervorgebracht und

du kennst sie gar nicht mehr, die Anne Marie von Degerloch, oder die Katharine von Kirchintellinsfurth! Sie heißt jetzt Mary (sprich: Merri) oder Kathrine (sprich: Kathrain) und geht auf keinen andern Ruf mehr. Sie geht auch nicht mehr im Kattunkleid herum oder gar vollends ohne Kopfbedeckung. Im Gegentheil, sie trägt einen Hut mit Schleier und ein Kleid von feinem Mouslin und nach der neusten Mode gemacht. Sie ist daher nicht mehr geneigt, zu einer Familie „mit Kindern" zu gehen; sie kann das Kindergeschrei nicht ertragen und liebt's noch viel weniger, Kinder herumzutragen. Auch der Küchendienst ist ihr so ziemlich zuwider, wenigstens die gröbere Arbeit darin, wofür jedenfalls ein anderer Dienstbote engagirt werden muß. Eine Stelle als Kammermädchen oder Zimmerzofe ist noch am meisten nach ihrem Geschmacke, aber unter acht Thalern per Monat und einem Ausgangstag alle acht Tage thut sie's in keinem Falle. Sie fühlt sich!

Nach einem Jahre besitzt sie zwei seidene Kleider und einen weißen Atlaßhut. Ein halbes Jahr d'rauf kommt noch eine schwarze Mantille mit Spitzen dazu, nebst kurzen Filethandschuhen. Sie ist jetzt eine vollständige Lady und es fehlt nur noch die Crinoline, in Ermanglung deren ein Paar dünne Faßreife ausreichen. Zwar ein leinenes Hemd, ein gutes Schnupftuch, und solche Dinge, die man nicht sieht, sind ihr vollkommene Gleichgültigkeiten; auch gewaschene Unterröcke besitzt sie selten und Reinlichkeit am „bedeckten" Leibe ist überhaupt nicht ihre Passion; aber eine goldene Broche — sechskarätig, thut's auch — und etwelche Ringe mit Steinen dürfen nicht fehlen.

Nunmehr wird sie eine besondere Freundin von Da-

guerrotypen. An jedem Ausgangstage nimmt sie einen halben Thaler in die Tasche und läßt ihr „Likeness abnehmen," d. i. sie läßt sich daguerrotypiren oder photographiren, und sendet die „Likenesser" nach Deutschland an ihre Verwandte und Freunde. Die müssen sie doch auch in ihrem „Staate" sehen! — Sobald wieder ein neuer Hut oder ein neues Kleid angeschafft wird, muß wieder ein Likeness hinaus!

Wie sie von Deutschland fortging, hatte sie sich vorgenommen, wenn sie einmal ihre zwanzig Gulden den Monat verdiene, im Jahre wenigstens zweihundert Gulden zu ersparen. Jetzt aber nach zwei- oder dreijähriger Dienstzeit besitzt sie nichts als einen Koffer voll Kleider.

Dieß bringt sie zum Nachdenken, d. h. nunmehr ist sie in das Zeichen des Wendekreises getreten. Entweder siegt die Liebe zu schönen Kleidern, und dann geht sie in's Basement „mit freundlicher Bedienung," oder siegt die Liebe zum Fritz oder Jakob, oder Hannes und es wird geheirathet. Aber — dann Adieu Kleiderpracht! Ein Arbeiter kann so viel verdienen, daß ein Ehepaar leben kann. Er verdient auch so viel, daß ein Paar Kinder mitleben können; aber — eine Lady kann er nicht verhalten. Madame ist keine „Madame," sondern eine Ehefrau, wenigstens am Werktage, und muß selbst waschen, selbst einkaufen, selbst heimtragen, selbst kochen, selbst scheuern, selbst Schuhe putzen! Nur gut, daß es einen Sonntag gibt und Sacred-Concerte und Biergärten, wegen der seidenen Kleider nämlich, die man vom „Ledigsein her" noch hat!

Besondere Liebhabereien des Dienstmädchens sind Bälle und Theater. Man kann sich zugleich sehen lassen und sein

Herz erfreuen. Sie geht aber nur in Specktakelstücke, denn Trauerspiele rühren sie zu sehr. Von Leichenbegängnissen ist sie so wenig eine Freundin, als vom Kirchenbesuch. Nicht daß sie gefühllos oder irreligiös wäre, aber es ist nicht Mode unter den Deutschen in Amerika, nicht „fashion!"

Ihre Sehnsucht nach Deutschland ist sehr gering. Dort wäre sie jetzt noch Wassersteingeselle. Aber — zeigen möchte sie sich doch einmal draußen. Was die Augen hinmachen würden! —

13.

Eine amerikanische Eisenbahn.

In Deutschland und Europa baut man die Eisenbahnen durch die cultivirtesten Gegenden. Man macht Umwege und Krümmungen, um die Städte und Dörfer ringsum nicht zu umgehen, und je mehr Menschen am Wege, um so einträglicher macht sich das Geschäft. — In Amerika ist das Ding anders. Eine amerikanische Eisenbahn führt durch Strecken, wohin noch keines Menschen Fuß gedrungen, wenn man die Indianer nicht etwa auch zu den Menschen rechnet. Sie wird gebaut, nicht um dicht bevölkerte Gegenden einander näher zu bringen, sondern um Bevölkerung in menschenleere Räume zu schaffen. Durch den Urwald, über Sumpf und Moräste, über Flüsse, die noch keine Brücke gesehen, führt sie, und die Hände erst, die die Bahn bauen, bringen menschliches Leben in eine Gegend, wo vor wenigen Jahren nur der Hirsch und der Biber oder der einzelne Jäger zu sehen war. Die amerikanische Eisenbahn ist nicht das Erzeugniß der fortgeschrittenen Cultur, *sie ist die Vorläuferin der Cultur.*

Sie kommt nicht allzuhoch zu stehen, eine solche Bahn. Kleine Unebenheiten sind kein Hinderniß; zur Noth fährt

man auch über kleine Berge. Auch mit der Grundlage der Bahn braucht man nicht allzuviel Federlesens zu machen. Wenn auch eine Schwelle hie und da einsinkt, wenn's auch ein Bischen wackelt und rumpelt und stößt, das genirt den Amerikaner nicht. Wenn's nur vorwärts geht! — Die Brücken über Moräste und Flüsse, sogar über kleine Meeresbuchten, kosten auch nicht viel Kopfzerbrechens. Man schlägt Pfähle ein, legt die Schienen darüber und — fertig ist die Bahn. Geländer oder sonstige Sicherheitsmaßregeln sind Nebensache. — Sie darf aber auch nicht zu viel kosten, die Eisenbahn! Denn das Geld, das sie kostet, wird nicht etwa durch den Menschen= und Waarenverkehr wieder eingebracht, ein solcher ist vor vielen Jahren nicht zu erwarten; nein durch die Eisenbahn selbst, durch das Land, welches sie durchläuft, müssen ihre Kosten ersetzt werden. Dieses Land, viele Meilen weit rechts und links von der Bahn, hat die Gesellschaft, welche die Bahn baut, vom Staate zum Präsente erhalten. Es lag die Zeit her wüst und öde, und trug dem Staate Nichts ein; jetzt aber wird es der Einwanderung geöffnet. — Große Annoncen stehen in den Zeitungen, Annoncen über die Fruchtbarkeit des Landes, Annoncen über die Städte, die allda gegründet werden, nebst den vollständigen Planen derselben, Annoncen über die Vortheile, die den Einwanderern gewährt werden. Freilich fertig ist noch Nichts. Hier wird z. B. eine Stadt „Rom" genannt, dort „Paris," an einem andern Fleck: „London," und wenn du hinkommst und dich begierig nach dem langen Wandern in der Wildniß nach der „Stadt" umschaust, so findest du eine Lichtung in den Wald gehauen und an einem alten Baume hängt eine

Tafel mit den Worten: „London, Paris oder Rom.“ Das ist die neue Stadt. Aber die Ansiedler kommen doch, denn sie bekommen das Land zu einem billigen, sogar sehr billigen Ansatz und die Eisenbahn sichert ihnen den Absatz ihrer Erzeugnisse. Je mehr Ansiedler kommen, desto mehr steigt der Acker im Preise und das Land ist bald zehn und zwanzig Mal so viel werth, als vor wenigen Jahren. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Eisenbahngesellschaft Geld macht! — Die ersten Ansiedler, denen man das Feld halb schenkte, waren nur die Lockvögel.

Die innere Einrichtung der amerikanischen Eisenbahn ist eine äußerst commode. Prächtige Wägen und prächtige Sitze darin. Für alle Bequemlichkeit ist gesorgt. Wasser ist da zum Trinken; Oefen sind da zum Heitzen. Ein Rauchsalon ist da für Cigarrenliebhaber und ein „geheimes Gemach“ für alle Fälle. Besonders auf die schöne Welt ist Rücksicht genommen. Ihre Sitze sind so eingerichtet, daß sie sich drinn, wie in einem Großvaterstuhle, zurücklehnen können. Der Boden ist mit Teppichen, die Wände mit Spiegeln versehen. Und Alles für den geringen Preis von einigen Groschen per Stunde! Und kein Rangunterschied, nur Eine Wagenklasse! Der Vornehme, wie der Geringe, der Reiche, wie der Arme zahlt Einen Preis! — Doch — der hinkende Bote kömmt nach.

Man wird doch den feinen Amerikanerinnen nicht zumuthen wollen, daß sie in Einer Classe, in Einem Wagen mit den schmierigen Irländern, mit den ungehobelten Deutschen, den Bauernlümmeln fahren? D'rum haben die Herren Amerikaner den Emigrantenzug erfunden. — Es ist eine gottvolle Einrichtung, Alles zum Wohl der frischangekommenen

Irländer und Deutschen! Allerdings besteht der Emigrantenzug meist aus Wägen, die sonst zum Transport des Viehs gebraucht werden; allerdings werden die lieben Emigranten in diesen Wägen auch zusammengepackt, wie das liebe Vieh; allerdings braucht der Emigrantenzug immer die doppelte und dreifache Zeit, wie ein anderer Zug und die Mitfahrenden haben hie und da das Vergnügen, ausgepackt und auf Canalböten weiter geschafft zu werden, wo sie manchmal mitziehen müssen, nur um vorwärts zu kommen; allerdings sind durch den langen Aufenthalt unterwegs große Kosten mit diesem Zuge verbunden; aber — ist es nicht von Vortheil für den Emigranten, wenn er gleich Gelegenheit hat, sich das Land zu besehen und darüber sich zu orientiren? Ist nicht der Emigrantenzug in seiner Fahrtaxe um den vierten, vielleicht auch um den dritten Theil wohlfeiler, als der Expreßzug? Ist das nicht Erleichterung genug, um das Bischen schlechter und länger Fahren wieder auszugleichen? —

Sonderbar! Die Bahn ist schon lange fertig; die Ländereien rechts und links sind verkauft; die Frachten mehren sich mit jedem Tage; die Eil- und Emigrantenzüge sind fast immer mit Menschen vollgepropft, und doch — will der Ertrag der Bahn nicht zunehmen! Ja die „Stocks" oder die Aktien, wie man's sonst nennt, haben eher eine Neigung zum Fallen, als zum Steigen. Noch einige Jahre und es zeigt sich zum Schrecken aller Aktionäre, daß die Bahn nicht ertragsfähig ist! — Die Aktieninhaber fluchen; sie stellen neue Berechnungen und einen neuen Cassier an; aber Alles hilft Nichts, die Bahn trägt keine Dividende, sie trägt kaum Zinsen, sie hat zu viel gekostet! — Der

Guguk hole die Wirthschaft! Die Direktoren und der Präsident der Bahn aber lachen in ihrem Innern, sie haben ihr Schäfchen im Trockenen; denn sie haben die Ländereien verkauft, und den Kaufpreis gemacht; sie haben die Bahn gebaut und die Baukostenrechnung gestellt; sie haben gehandelt und nicht zu ihrem Nachtheil gehandelt, und noch Besoldung dafür bezogen, ein Präsident z. B. selten unter 25,000 Thalern, dieselbe Besoldung, wie der Präsident der Vereinigten Staaten! — Glaubt ja nicht, daß die Bahn nicht ertragsfähig ist; sie war es stets, aber nicht für Alle, sondern nur für Wenige, die Direktoren! In Deutschland würde man vielleicht diese „Wenigen" in's Zuchthaus sperren; in Amerika nennt man sie „smart" und lacht die Aktionäre aus und damit hat die Geschichte ein Ende. Das Publikum aber kümmert sich nicht nagelsgroß um die ganze Geschichte, wenn nur die Bahnzüge zu richtiger Zeit abgehen.

Doch nicht bloß in der Ertragsfähigkeit, — die Hauptbevorzugung der amerikanischen Eisenbahn liegt in ihrer Sicherheit?! — In Deutschland denkt man nicht daran, daß ein Unglück passiren könne, wenn man sich in einen Bahnzug setzt. In Amerika macht man vorher sein Testament und sucht einer Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten. Unter zwölf Eisenbahnunfällen, die auf der ganzen Erde vorkommen, sind immer eilf auf amerikanische Rechnung zu setzen. Kein Wunder, wenn die Lebensversicherungs-Gesellschaften in neuster Zeit „Eisenbahnreisende in Amerika" nicht mehr annehmen wollen! — Solche Kleinigkeiten, daß Einer z. B. zu schnell aussteigt und unter die Räder kommt, oder daß ein Condukteur zwischen die Wägen geklemmt und erdrückt wird, oder daß eine kleine Collision

mit einer Kuh vorkommt, die gerade zur Unzeit über die Bahn läuft und Schuld ist, daß ein Paar Dutzend Arme und Beine gebrochen werden, — solche Erbärmlichkeiten werden in Amerika nicht zu den „Unfällen" gerechnet. Ein Amerikaner legt einen andern Maßstab an. Zu einem Eisenbahnunglück gehört schon, daß Ein Zug mit dem Andern zusammenstößt und zwar in der kleinen Geschwindigkeit von vierzig Meilen auf die Stunde und daß sieben oder acht Wägen zertrümmert und ein Paar hundert Menschen zerdrückt, zerquetscht, zerrissen, zerbrüht, zermalmt werden! Dazu gehört schon, daß der Zug in vollem Rasen über eine Schiffbrücke fährt, während diese gerade offen ist, um eine Barke durchzulassen! Die Maschine macht einen Satz, wie ein angeschossener Tiger; sie hebt sich und bäumt sich, die vordern Räder gelangen an's andere Ufer; aber dann stürzt sie hinab mit Einem Ruck in den reißenden Strom unten und mit ihr der ganze Zug, bis auf vielleicht Einen Wagen, der sich merkwürdigerweise ausgehängt hat. Ein Chaos von zerschlagenen Wägen und zerrissenen Menschenkörpern bedeckt den Grund! — Ja, ein Paar Hundert Menschenleben müssen schon darauf gehen, wenn's ein „Unglücksfall" genannt werden soll. Dann erhebt sich freilich Ein Schrei der Entrüstung durch alle Blätter; es wird klar bewiesen, daß alle Schuld nur an dem wahnsinnig schnellen Fahren, an dem Mangel an Aufsehern und Bahnwärtern, an der schlechten Bauart der Bahn, an dem einfachen Geleise, statt eines doppelten, liege. Die ganze Umgegend, wo das Unglück geschehen, wird wüthend; man droht, den unseligen Zugführer, der sich natürlich durch einen Sprung gerettet hat, an den nächsten besten Baum zu hängen,

ja man droht, die Direktoren und die ganze schlechte Sippschaft mit aufzuknüpfen; aber — nach vier Wochen ist ein anderes Tagesereigniß auf dem Plan. Die ganze Geschichte ist vergessen und das Publikum fährt fort, die Bahn wie bisher zu benützen. 'S ist halt ein Unglück gewesen!

Natürlich lassen die Direktoren Alles beim Alten. Sie werden sich doch nicht wegen so ein Paar Dutzend todten Menschen in Kosten stürzen und Bahnwärter anstellen oder gar noch ein Geleise legen! — Unangenehm bei der ganzen Affaire ist ihnen nur, wenn Einer, der bei der Collision mit dem Leben davon kam, aber Arm und Bein verlor, oder Eine, die durch den „Unfall" ihres Ernährers, Beschützers und Gatten beraubt wurde, klagbar wird, d. h. eine Civilklage anstellt; denn dann müssen sie blechen, die Herren Direktoren und oft viel blechen! — Lieber eine Criminalklage wegen „Mords" aushalten, als Entschädigungen zahlen!

Auf allen Bahnhöfen Amerikas steht mit großen Buchstaben angeschrieben: „Hütet euch vor Taschendieben!" — Vorsicht kann nicht schaden, besonders in einem so grundehrlichen Lande. Du aber, lieber Leser, hüte dich noch viel mehr, auf einer amerikanischen Eisenbahn eine Spazierfahrt zu machen, wenn dir dein Leben lieb ist.

Das muß man ihnen aber lassen, eine amerikanische Eisenbahn ist fix und fertig, wenn man anderswo kaum recht angefangen hätte. Und fahren thun sie, wie der leibhaftige Satan! —

14.

Der Schinder oder der deutsche Winkeladvokat.

Ein Schinder ist in Deutschland ein Mann, der die gefallenen Thiere ausweidet und ihnen das Fell abstreift; in Amerika ist ein Schinder ein Mann, der seinen Landsleuten bei lebendigem Leibe die Haut über die Ohren zieht.

Der „Schinder" ist nämlich kein Anderer, als ein „Winkeladvokat". Er fängt seine Carrière an als Dollmetscher, nicht als vom Staate oder der Stadt angestellter Dollmetscher, sondern als Dollmetscher „auf eigene Rechnung". Der Deutsche in Amerika bringt's selten bald so weit, sich im Englischen richtig oder auch nur verständlich ausdrücken zu lernen, und es gibt Viele, die schon zwanzig Jahre im Lande sind, und doch noch nichts sprechen können, als ihre Muttersprache. Wie sind die in Verlegenheit, wenn sie einmal, vielleicht wegen einer Kleinigkeit, vor Amt, vor Gericht gefordert werden! Sie stehen da, wie der Ochse am Berge, denn der Beamte wird doch nicht ihretwegen deutsch sprechen lernen? — Und während sie so dastehen, kommt der freundliche Landsmann, der sich als „Dollmetscher auf eigene Rechnung" vor den Gerichtshöfen herumtreibt und nimmt sich ihrer an, natürlich

gegen Geld und gute Worte, wobei übrigens die Letzteren die Nebensache bilden. — Wie staunen sie ihn an, den deutschen Landsmann, dem die englischen Worte so fließend aus dem Munde gehen, als hätte er seiner Lebtage nichts Anderes zu thun gehabt!

Und doch geht Alles ganz natürlich zu! Er, der Dollmetscher, kam ziemlich jung hierher, in welchem Alter das Gedächtniß noch frisch und die Zunge geläufig ist; er war von Jugend auf ein Freund vom Nichtsthun, so was man einen „kleinen Taugenichts“ nennt, trieb sich daher viel auf der Straße herum unter der „fröhlichen“ amerikanischen Jugend, vielleicht unter den „Loafern“ und Straßenlungerern, und lernte so spielend sein Englisch, und besser, als wenn ein Anderer, ein schon älterer Mann, tagtäglich einen Lehrer mit einem Thaler bezahlt.

Dollmetscher bleibt er aber nicht lange. Es trägt zu wenig ein, besonders seit in einigen Städten, wo viele Deutsche wohnen, und wo vielleicht der „Nativismus“ nicht so gar sehr überwiegend ist, auf städtische Kosten beeidigte Dollmetscher bei den Polizeigerichten angestellt sind. „Will den Herren selber machen,“ sagt der Dollmetscher, der sich von vergangenen Zeiten her noch des Leporello im Don-Juan erinnert. So rückt er vor aus eigener Machtvollkommenheit und wird „Advokat.“ — Freilich zu Führung eines Criminalprocesses langt's nicht; er hat auch gar kein Verlangen darnach, denn es gelüstet ihn durchaus nicht, mit seinen Kenntnissen „offen“ zu prangen. Auch müßte er ja vorher eine Prüfung durchgemacht haben; denn wirkliche Advokaten haben in Amerika ein Examen zu machen, das zwar leicht genug ist, aber doch zu schwer

für Einen, der gar keine Kenntnisse hat! So hält er sich an Civilprocesse, Schuldklagen und die vielen kleinen Processe, die bei den Polizeigerichten vorkommen. Diese Kleinigkeitskrämereien, die jeder Mensch mit einigem Verstande ohne fremde Hülfe abmachen kann, sind sein Element; besonders aber die Fälle, wo der Betreffende lieber sich etwas gefallen läßt, um nur nicht vor Gericht erscheinen zu müssen!

Man sollt's kaum glauben, daß er's so weit gebracht hat! In Deutschland war er vielleicht Barbiergehülfe und trieb das Handwerk auch in Amerika; vielleicht treibt er's noch nebenbei. Oder vielleicht war er ein verunglückter Student, bei dem's zu keinem Examen langte; oder gar ein Metzger, der das „Schinden" ja praktisch erlernen muß; oder ein Schreiber, der draußen im Verwaltungsfache „verunglückte"; oder endlich ein Theologe und Wortesgottprediger, der zu frei dachte oder vielmehr lebte und deßhalb umsattelte. — Möglich ist's, daß sein Leumund draußen nicht der beste war; möglich, daß er wegen eines kleinen Mißgriffs in der ihm anvertrauten „Kasse" zum Zuchthaus verurtheilt und flüchtig oder nach einigen Jahren „Wollespinnen" zur Auswanderung begnadigt wurde; möglich, sogar wahrscheinlich, daß er wegen liebedürstender Absichten auf „unconfirmirte Kinder" mit Schmach aus dem Clerus gestoßen und zur Auswanderung genothzüchtigt wurde; möglich, daß er sonst irgend ein gemeines Vergehen in der alten Heimath auf sich sitzen hat, sogar sehr möglich; allein Deutschland ist Deutschland und Amerika ist Amerika und solche Kleinigkeiten hindern ihn nicht, in Amerika den „wichtigen" Mann zu spielen und als Advokat

aufzutreten. Freilich, an sich ist das Zutrauen der Landsleute nicht groß. Von „draußen“ her hatte er keinen Namen, außer einem schlechten, und in Amerika hat er sich noch keinen erworben, keinen guten nämlich, wenigstens nicht durch gewonnene Processe. Allein was will das Publikum machen? Zu einem amerikanischen Advokaten kann man nicht gehen, weil man sich ihm nicht recht oder auch gar nicht verständlich machen kann, und so — erhält der Winkeladvokat die Clienten. Auch kann man ihm nicht nachsagen, daß er nicht sein Möglichstes thut, Clienten zu bekommen. Nicht etwa durch rechtliche und billige Behandlung derselben; Gott behüte, davon ist er weit entfernt! Auch nicht etwa durch sein ruhiges, anständiges, höfliches und gebildetes Benehmen; Helf und Gott, das sind ihm böhmische Dörfer! Nein nicht hiedurch, aber dadurch, daß er sich in den Vorsälen der Polizeigerichte mit seiner Vertrautheit zu den Gerichtsdienern und dergleichen Bediensteten breit macht; dadurch, daß er seine „Zuführer“ (natürlich bezahlte Zuführer) hält, die sein Lob unter der Hand ausschreien müssen und ihn erst nicht so viel kosten, als den Wunderdoctor seine Annoncen; und besonders dadurch, daß er die Wirthshäuser fleißig frequentirt und in einem derselben sein Hauptquartier aufschlägt. Dem Wirthe muß doch daran liegen, dem Manne Kunden zu verschaffen, schon deßwegen, um zu seinem Gelde, der Bezahlung der Zechschuld nämlich, zu kommen, und dann auch deßwegen, weil die Präliminarien eines Processes nie ohne ein Paar Flaschen Wein abgemacht werden. Geld für eine „Office“, d. h. für eine Amts- oder Bureau-Stube auszugeben, hat

daher der Winkeladvokat nicht nöthig; das Wirthshaus ist seine Office!

Die Gebühren, die er rechnet, sind nicht gering, jedenfalls nicht geringer, als die Gebühren eines „wirklichen" Advokaten. Uebrigens läßt er mit sich „handeln", und wenn er dir „für den Anfang" fünfzehn Thaler abfordert, was keine Seltenheit ist, so biete ihm getrost fünfe, er ist sehr wohl mit zufrieden. Natürlich liegt ihm am meisten am Angeld. Der Proceß mag nachher zum Teufel gehen, wenn er nur das Angeld hat!

Hat der neugebackene Advokat eine Zeitlang debütirt, und in Fällen, wo er, weil seine Kenntnisse nicht zureichten, selbst nicht zurechtkam, — sich der Hülfe eines amerikanischen Advokaten bedient, so wirft er sich auf Politik. Natürlich hält er es mit der herrschenden Partei, oder wenn gerade Wahlen im Anzug sind, mit der Partei, die am meisten Aussicht hat, an's Ruder zu kommen. Hat er sich in dieser Beziehung verrechnet, so macht das für einen Mann von seiner Elasticität nichts aus. Er changirt seine Meinung über Nacht und wird vom „Schwarzrepublikaner" — Demokrat, oder umgekehrt, wie es ihm gerade paßt. Als Politiker macht er den Hausknecht irgend einer bedeutenden Persönlichkeit, denn da fallen nicht bloß Hausknechtstrinkgelder ab, sondern es ist vielleicht später möglich, wenn die „Persönlichkeit" ein Amt bekömmt, ein Hausknechtsämtchen zu erwischen! Unbescheiden ist er hierin nicht; er nagt gerne an den Knochen, die ein Anderer mit dem Fuße weggestoßen. — Hie und da versteigt er sich bis zur öffentlichen Rednerbühne, natürlich nur unter seinen deutschen Mitbürgern, und auch hier nur unter dem Theil

derselben, der ihn nicht näher kennt. An dem „Redenhalten“ selbst liegt ihm wenig, es fällt ihm auch ein Bischen schwer, aber daran liegt ihm, daß sein Name in der Zeitung genannt wird.

Seine Hauptleidenschaft ist das Notar werden und nach diesem ein — Consulat. — Notar kann er werden, dazu hat man schon manchen Lumpen gemacht, und Einer mehr oder weniger, thut nichts zur Sache. Es gehört auch lediglich gar nichts dazu, als die Empfehlung eines angesehenen Politikers beim Gouverneur des Staates! Und diese „Empfehlung“ ist oft mit fünfzig Thalern zu erlangen! Sind's ja doch schon Leute geworden, die von Deutschland cum infamia weggejagt wurden; Leute, die Jahre lang alle Wochen sieben Mal betrunken in der Gosse lagen; Leute, die sogar als deutsch-amerikanische „Landpfarrer“ zu erbärmlich gefunden wurden, — warum sollte er's nicht werden? — Es kostet ja den Gouverneur nur einen Pinselstrich und dem liegt nichts daran, ob so ein deutscher Notar ein Schuft ist oder nicht.

Aber Consul! Prosit die Mahlzeit! Daraus wird nichts. Ein Consulat trägt Geld ein; darum ist's nur für Amerikaner da; und wenn je in Deutschland Eins mit einem Deutschen besetzt werden muß, so bekommen's nur Leute, die Dienste geleistet haben, wirkliche politische Dienste, ob auf rechtlichem oder unrechtlichem Wege, das ist einerlei, wenn's nur Dienste von Werth sind; — mit Einem Wort Leute, die man, ohne den Anstand zu verletzen, nicht unbelohnt lassen kann. — Also, theurer „Schinder“, begnüge dich mit dem Notariat. Es trägt ja auch Geld ein! Oder haben deine Landsleute keine Erb-

schaften in Deutschland zu erheben; brauchen sie keine Vollmachten und sonstige Urkunden? Und wie du dir die oft bezahlen läßst, das wissen die — Geprellten und Du am allerbesten! Darfst du nicht copuliren und einen Thaler oder auch mehr für deinen „Schein" verlangen? Und hast du nicht Agenten in allen Wirthshäusern, die dir die Kunden zuweisen? Hast du nicht das Recht, Wechselproteste zu erheben und selbst ein Wechselgeschäft nach Deutschland anzufangen, wenn dir anders — Jemand Geld anvertraut? — Du bist gut ab, wenn du dich nicht gar zu gering aufführst; du darfst gemein, zudringlich und niederträchtig sein, wenn du nur nicht offen stiehlst; also — sei zufrieden mit deinem Loose; in Deutschland wärst du vielleicht längst im Arbeitshause, in Amerika bist du Notar!

Hie und da freilich hat der Schinder auch in Amerika eine kleine Angstperiode durchzumachen. Das ist, wenn er Jemanden nicht bloß das Fell, sondern auch das Fleisch abzuziehen versuchte, oder wenn er als politischer Hausknecht mehr als jüdische Frechheit entwickelte. In solchen Fällen wagt es hie und da Einer, den Herrn „Advokaten" oder „Notar" auf seine „frühere Laufbahn" hinzuweisen. — Geschieht das so nebenbei im Wirthshaus, so hat's wenig auf sich; ein Wirthshausgespräch ist ja nur ein Wirthshausgespräch! Geschieht's aber öffentlich vor einer versammelten Menge oder gar in einer Zeitung, dann — kratzt er sich hinter den Ohren, der Herr Notar und Advokat. Doch er weiß sich zu helfen. „Steh' ihm bei, göttliche Frechheit!" — Den andern Tag erscheint ein Gegenartikel, worin die vorgeworfene „Niederträchtigkeit und Schuftigkeit" frischweg geläugnet wird, und höchstens einige

„jugendliche Unbesonnenheiten" zugegeben werden. „Soll der Angreifer es weiter treiben und die gerichtlichen Acten aus Deutschland kommen lassen?" Das macht zu viel Umstände und auch Kosten. Das weiß der „Schinder", und darauf baut er. — Und wie selten kommt schon das vor, daß der Schinder überhaupt nur öffentlich angegriffen wird! „Was mich nicht beißt, macht mir nicht heiß", ist ein altes Sprüchwort, und ein noch älteres: „Wer im Dreck rührt, beschmutzt sich". — So bleibt der Herr Advokat und Notar meist ungeschoren, bis er vielleicht zu viel „notarieellen" Dreck „an den Stecken" bekommt, und in einen andern Staat oder gar auf englischen Grund und Boden verdampft.

Der größte Stolz für den Schinder ist es, seine „Karte" drucken zu lassen, mit den Worten darauf: „Doctor N. N. Advokat und öffentlicher Notar". — Der allergrößte Stolz aber ist es für ihn, diese Karte nach Deutschland zu senden. Dort sperren sie Maul und Nase auf und denken: was aus dem Menschen geworden ist! Ein Titel macht immer seinen Eindruck!

Der Schinder ist meist ledig. Ist er verheirathet, so hält's seine Frau selten bei ihm aus; sie müßte ihn nur im „Wandel" wie im „Mundstück" noch übertreffen. — Zum ehrlichen Advokaten und Notar verhält er sich gerade, wie gestohlene gebratene Hühner zu gekauften. Gebratene Hühner aber sind's immerhin.

15.

Die Wahrsagerin.

Sie ist eine Frau von vierzig, höchstens zweiundvierzig Jahren. Aelter wird sie gar nicht, auch wenn sie ihr Handwerk im fünfzigsten Jahre noch forttreibt. Es ist dieß ein besonderes Vorrecht aller Astrologinnen.

Ihre Person ist ziemlich beleibt, sowohl von vornen als von hinten, und Essen und Trinken schmeckt ihr sehr. Würde man's nicht täglich in den Zeitungen lesen, so würde man's gar nicht glauben, daß sie eine „rein geistige" Natur ist, eine Schwester der Seherin von Prevorst.

Verheirathet ist sie nicht, aber sie liebt männlichen Umgang. Nur erfordert ihre absonderliche geistige Beschaffenheit einen oftmaligen Wechsel im Leiblichen. Uebrigens hat dieser Wechsel nichts mit ihrem Namen zu schaffen, denn sie nennt sich nie nach ihrem „Jeweiligen". Ihr „Jeweiliger" ist nur der Freund, nie der Ernährer.

Ihr Name ist stets ein klangreicher und immer mit einem Beinamen begleitet. So z. B. „Madame Seymour, die nordische Seherin", oder „Madame Clintar, die Tochter des Nebels", oder „Madame Fleury, die Schwester des Lichts." Madame de Bellini nennt sich beschei-

den eine zweite Lenormant, und Sennora Markina eine Base der letzten Druidin, obgleich sie selbst sich hie und da noch erinnert, daß sie eigentlich Tranz heißt und in Heilbronn am Neckar als Weingärtnerstochter das Licht der Welt erblickte. — Andere sind wieder bescheidener und nennen sich frischweg „Frau Mayer", Madame Mollen, Madame Rühl, oder wie es ihnen sonst beliebt.

Ihre Wohnung liegt stets in einer Nebenstraße. „Bescheidenheit ziert den Menschen," sagte Vischer, als er sich den ersten Aesthetiker Europas nannte. Es ist auch nicht nöthig, daß man so viel Aufhebens von sich macht. Berühmte Leute werden überall gefunden. — Aber wenn auch in einer Nebenstraße, so ist sie doch nobel, diese Wohnung, immer im ersten Stock, und tief verschleiert mit Gardinen und geräuschlos gemacht durch dicke Fußteppiche.

Die Wahrsagerin Newyorks ist in der That ein höheres Wesen. Sie gibt Auskunft über Gegenwart und Zukunft, über Reisen und Geschäfte, über Krankheit und Processe, über Abwesende und Gegenwärtige, über Leben und Tod. Sie offenbart alle Geheimnisse, auch über Dinge, die nie geschehen sind; sie kennt den Namen des „Heißgeliebten", und gibt ein Portrait der „Süßen — Zukünftigen", auch wenn's deren mehrere sein sollten. Jede Krankheit wird von ihr curirt, auch die incurabeln, und Geburten werden vorherverkündigt, die nie eingetreten wären, wäre sie nicht die Vermittlerin der Empfängniß geworden. — In der That, sie weiß viel, diese Base der letzten Druidin und wunderbar genug, zu allen diesen Aufschlüssen und Prophezeihungen braucht sie nichts als ein altes Spiel Karten, aber altdeutsche müssen's sein, denn französische thuns nicht, — und

ein verwischtes Planetensystem mit den zwölf Himmelszeichen des Thierkreises. Nicht einmal einen Todtenkopf wendet sie an, wo man doch früher meinte, daß ohne einige Skelette nichts zu machen sei. Aber — so schreitet die Wissenschaft vorwärts! —

Das Publikum ist auch sehr dankbar für solche Kunstproduktionen, und eine perfecte Wahrsagerin darf nie über Mangel an Besuch klagen. Die Herrn sind zwar ziemlich rar in neuester Zeit, aber um so lustiger fliegen die Schillinge der jungen und alten Jungfern, und Entrée ist Entrée, ob's eine alte Jungfer zahlt, oder ein verdorbener Wüstling. Den meisten Zulauf machen die Nigger und Niggerinnen. Alles Geld, das diese auftreiben, geht entweder in die Lotterie oder wird der Wahrsagerin zugetragen, — ein Beweis (für die Wahrsagerin wenigstens), daß die Philanthropen recht haben, die den Nigger auf eine höhere Stufe stellen, als den Weißen.

Am Meisten liegt der Wahrsagerin daran, ein Dämchen aus den höheren Ständen aufzufinden, an dem eine „specielle" Wahrsagung eintrifft, und zu dem Ende hält sie sich „Hausfreunde", die in den höhern Ständen Zutritt haben. Sie kosten Etwas, diese Hausfreunde, gut Essen, gut Trinken und sonst noch 'was und noch baar Geld dazu, aber das Geld ist nicht hinausgeworfen, denn „Eine solche eingetroffene Prophezeihung", — und die ganze Woche hindurch halten jeden Tag Dutzende von Equipagen vor der „Office" der „Tochter des Nebels", oder der „Schwester des Lichts", und Damen, die in Equipagen fahren, begnügen sich nicht mit einem Nigger-Entrée!

Mit den Behörden stellt sie sich sehr gut. Zwar ist

es diesen schon eingefallen, die „Damen-Astrologinnen“ als Schwindlerinnen, Betrügerinnen und was solcher plebejischer Namen noch mehr sind, vor Gericht zu laden; allein die Herren Polizeirichter lassen „verständig“ mit sich sprechen und — ein Kläger hat sich noch selten gefunden. Die Geheimnisse des Beichtstuhls sind nicht sicherer. — Die Damen-Astrologinnen geniren sich deßhalb auch gar nicht; sie haben alle Tage ihre Annoncen ganz offen in den Zeitungen, in englischen, in deutschen, und — was für Annoncen!

Die Wahrsagerin hat ihre besonderen „Office“-Stunden, wie der Arzt und Advokat, in der man ihr seine Aufwartung machen kann: meistens von zehn Uhr Morgens bis acht Uhr Abends. Die übrige Zeit ist sie nicht zu sprechen, denn das Prophezeihen strengt gar sehr an und man muß doch auch Muße haben für Essen und Trinken, für Toilette und Hausfreunde.

Einen besonders guten Eindruck macht es, wenn die Wahrsagerin einen Nigger als Portier hält, der die Besuche anmeldet und einläßt.

Das Entrée ist meist ein Dollar für Herrn und 50 Cts. für Damen. Vornehme Damen zahlen ad libitum; Niggerinnen nur 25 Cts. Doch auch hier sieht man das Wandelbare des Schönen auf der Erde; gibt es doch so gemeine Creaturen, die sogar das „Wahrsagen“ heruntergestempelt haben, und es jetzt für 12 Cts. besorgen! — Die Concurrenz ist der Untergang der Kunst.

16.

Ein amerikanischer Sonntag.

Gottes Sonne scheint überall lieblich auf dem ganzen runden Balle, auf dem wir wohnen; die Menschen aber setzen Jalousieläden vor ihre Strahlen, damit ihre Wärme nicht in die Herzen dringe. Hätte Gott die Berge und die Bäume, die Flüsse und die Thäler, das Licht und die Blumen, den Abend und den Morgen, den Rebstock und die Gerste erschaffen, wenn er ein Jammerthal aus der Erde schaffen wollte? Die aber, welche den Menschen zu Gott leiten, welche ihm das Verständniß des großen, allgütigen Schöpfers und Meisters eröffnen sollen, die lehren, daß die Erde nur ein Zuchthaus und das Leben dahier die Strafzeit sei, die dem Menschen zugemessen, ehe er die himmlische Seligkeit erringe! Die Vögel in der Luft, die Thiere im Walde, die Fische im Wasser, sie singen und springen und sonnen sich; sie alle erfreuen sich ihres Daseins; die Menschen allein sollen Buße thun in Sack und Asche, weil Gott sie geboren werden ließ!

So lehrt nicht die Natur, so nicht die Bibel; aber die das Lob Gottes verkündigen sollten, die lehren so und die

sind es auch, die den amerikanischen Sonntag erfunden haben. Und was für eine Erfindung ist's!

Wenn Kirchen der Ausdruck der Frömmigkeit eines Volkes sind, so ist das amerikanische das frömmste in der ganzen Welt. Es gibt allda keine Staatsreligion; aller und jeder Glaube ist gestattet; der Jude, der Heide, der Muhammedaner, der Katholik, der Reformirte, der Protestant, der Unitarier, der Episcopale, der Methodist, der Presbyterianer, der Mennonit, der Mormone, der Quäker, — Alle genießen sie gleiche Rechte und können ihren Gott auf ihre Weise verehren. Nirgends aber in der ganzen weiten Welt frägt man mehr darnach, ob Einer einer Congregation angehöre und welcher; nirgends in der ganzen Welt geschieht mehr für die Bekehrung der Heiden; nirgends werden mehr Bibeln vertheilt; nirgends wird mehr Geld gesammelt für Mission und Religion! Kirchen aber und Bethäuser, — deren sind Legion, und nirgends in der ganzen Welt sieht man mehr darauf, daß die Bethäuser und Kirchen besucht werden, als in diesem Lande der Duldung und Toleranz!

Wenn der Amerikaner am Sonntag aufsteht, so ist es sein Erstes, daß er nach dem Wetter sieht: ob er trockenen Fußes in die Kirche gehen könne. Aber es mag regnen oder schneien, Nichts hält ihn ab, sein Bethaus zu besuchen. Er hat vielleicht die ganze Woche auf Nichts gesonnen, als wie er seine Nebenmenschen übervortheile, er ist vielleicht auf Wegen gegangen, die der Ungläubigste mit Abscheu vermeidet; — Sonntags nimmt er sein Gebetbuch unter den Arm und wandert zur Kirche; und wie er, so die Frau, so die Kinder. — Wo sonst auf Erden trifft man solche Fröm-

migkeit? Aber — geh' einmal hinein in die Kirche und betrachte dir diese Frommen. Sieh' die Mädchen an in ihrem Putz- und Flitterstaat, wie sie seitwärts schielen nach den jungen Herrn dort drüben; siehst du das heimliche Nicken, das Blinzeln mit den Augen, das Fingeraufheben und Zeichengeben? Sieh die Frauen an in ihrer Hoffarth und ihren Reifröcken, sieh', wie sie mit ihren Nachbarinnen flüstern, wie sie den Mund schief ziehen und die Nase rümpfen, weil jene Frau dort auf der Seite noch reicher gekleidet ist, als sie? Sieh' die Männer, wie steif sie dasitzen und den Finger an der Nase haben und grübeln und spekuliren, welchen Coup sie am Montag loslassen wollen? — Und können sie sich mit 'was Anderem beschäftigen? Hör' doch auf den Prediger, von was spricht er? Etwa von der Süßigkeit des himmlischen Manna? Nein, von dem irdischen Manna, von der Knauserigkeit und Zähigkeit seiner verehrten Zuhörer und Kirchenmitglieder, die in Hülle und Fülle leben und ihn, den Seelsorger, wenn nicht darben lassen, doch wenigstens nicht so bezahlen, wie er es zu verdienen glaubt. Unter zehn Mal ist neun Male dieß das Thema seiner Predigt. Merkst du nun, wo das Ding hinausläuft? In Amerika baut der Staat oder die Regierung weder eine Kirche, noch besoldet sie einen Pfarrer. Die Congregationen bauen die Kirchen und die Gemeinden bezahlen den Pfarrer. Wie nun, wenn die Gemeinde saumselig wird im Kirchenbesuch? Es ist dem Pfarrer nicht um Zuhörer zu thun, sondern um Besucher; denn der Gang in die Kirche kostet Entrée, so gut als in's Theater, außer du hättest dir um theures Geld einen eigenen Kirchenstuhl gekauft und — dieses Geld gehört wiederum dem Geist-

lichen. — Die Pfarrer in Amerika müssen sich ihrer Haut wehren, wie jeder andere Geschäftsmann; sie müssen der Concurrenz begegnen und Kundschaft gewinnen, wie jeder Kaufmann, und ihre eigene Schuld ist's, wenn ihr Einkommen sich nicht steigert. Siehst du nun, warum Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden, um die Leute zum Kirchenbesuch zu nöthigen? — Und er ist da, dieser Kirchenbesuch, wie nirgends sonst in der ganzen Welt; er gehört zum guten Ton, er ist althergebrachte Sitte, und wehe dem, der sich gegen Sitte und guten Ton verfehlt; lieber eine kleine Fälschung begehen, als Sonntags die Kirche verfehlen!

Was sollten sie aber auch thun am heiligen Sonntag, die Herren Amerikaner, wenn sie die Kirchen nicht hätten? Die Langeweile müßte sie ja umbringen!

„Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebten sollst du ruhen." Das haben vernünftige Menschen so verstanden, daß der Sonntag der Tag der Erholung für Körper und Geist sein solle. Die Amerikaner aber legen es so aus, daß der Sonntag mit der Ruhe des Grabes begangen werde. Und sie haben Gesetze gemacht, die diese Auslegung erzwingen sollen.

Am Sonntag fährt kein Bahnzug, die allernothwendigsten für Berufsreisende abgerechnet; kein Omnibus geht, kein Dampfschiff, wenn es anders zu vermeiden ist. Die Kaufläden sind alle geschlossen und die Wirthshäuser dürfen bei hoher Strafe nicht offen haben. Grabesstille soll herrschen, so lautet das Gesetz, und nicht einmal Milch oder Brod, oder Cigarren kannst du kaufen, außer mit Umgehung des Gesetzes. Von

einem Theater, von einer Kegelbahn, von lustigen Ausflügen, — Gott bewahre dich vor solchen Träumen! Sei froh, daß es dir erlaubt ist, im Winter Feuer in den Ofen zu machen und eine warme Suppe zu kochen; denn die „blauen" Gesetze Connecticuts verboten sogar jeden Spaziergang, außer den in die Kirche, sie verboten das Kochen am Sonntag, man sollte es den Tag vorher versehen, ja sie verboten, daß der Mann seine Frau küßte!!! — Sie mochten halb verrückt sein, die Menschen, die solche Gesetze machten, aber die jetzigen Sonntagsgesetze, sind sie nicht noch verrückt genug? Gehe hin in eine Stadt der Neuenglandstaaten, nach Rhodeisland, nach Massachussets, nach Connecticut u. s. w., ja gehe in eine Stadt Pensylvaniens und Newjerseys, gehe überall hin, außer nach Newyork und Cincinnati und Sanctlouis, überall findest du alle Belustigungsorte geschlossen, alle Wirthshäuser geschlossen, alle Theater geschlossen, alle Läden geschlossen, alle Verbindungsmittel aufgehoben, alle Straßen leer, die ganze Stadt — Ein Grab! Und vollends auf dem Lande? Der Bauer reitet zehn Meilen weit in die Kirche, dann reitet er wieder nach Hause und — schläft, das ist seine Erholung.

Eine prächtige Erfindung, diese Sonntagsgesetzerfindung! Eine gar absonderliche Art, „dem Herrn zu dienen!" Das muß ein Genuß sein für die lustigen Engelein oben, wenn sie diese „Selbstgeißlung" der Menschenkinder unten mitansehen!

Da sitzt er nun, der fromme Amerikaner, in seinem „Parlor" und schaukelt sich im Sorgenstuhle und streckt die Füße über zwei Stuhllehnen hinaus und raucht eine Cigarre

nach der andern. Hie und da aber schleicht er sich hinaus in das Nebenkabinet und nimmt einen guten Schluck aus der Brändiflasche und bis der Abend kommt, hat er genug, um sich bei Zeiten zurückzuziehen. Und die Frau? Die sitzt dem Herrn Gemahle gegenüber und schaukelt sich ditto und hält ihr Gebetbuch verkehrt in der Hand und nickt mit dem Kopfe, wie im Schlafe und freut sich des Abends, wenn der Hausfreund seine Erscheinung macht. Die Töchter aber? Nun die rennen auch Mittags von einer Kirche zur andern, und besonders die Abendkirchen lieben sie und die Heimbegleitung durch ihre Beau's!

Das ist ein amerikanischer Sonntag. Und nie, an keinem andern Tage, zu keiner andern Stunde fühlt der Deutsche mehr, daß er ein Fremdling ist im fremden Lande, und stets ein Fremdling bleiben wird.

Der Irländer — er hat genug an seiner Schnapsflasche. Die kann er sich auch Samstags füllen lassen und wenn's Noth thut, so führt ja der Apotheker (der natürlich Sonntags nicht schließen muß) auch Rhum und Brändi; er ist nur da ein bischen theurer. — Der Deutsche aber mit seiner Liebe zu Musik und Gesang, mit seiner Freude an Gottes freier Natur, mit seinem Hang zu Geselligkeit und Gemüthlichkeit, der Deutsche mit all' seiner Erinnerung an einen Sonntag in der alten Heimath, — was hat er? — Ich will dir sagen, lieber Leser, was er hat: Heimweh hat er. — Doch Eins bleibt ihm, er macht sich auf die Sohlen und klopft an die Hinterthüre des Bierhauses, wo er sonst verkehrt und die fest verschlossene Thüre thut sich auf vor ihm, von dem man weiß, daß er kein Verräther und Angeber ist, und — da sitzen sie, die deutschen Kame-

raden bei Gaslicht und fest verrammelten Fenstern und Läden, damit kein Laut auf die Straße dringe und halten Freinacht am hellen Tage und trinken Lagerbier dazu. — „Sechs Tage sollst du arbeiten im Schweiße deines Angesichtes und am siebten sollst du Lagerbier trinken nach Herzenslust, doch heimlich und verstohlen, wie der Dieb in der Nacht," so legen die Deutschen das Sonntagsgesetz aus. Sie können nicht anders. — Nicht wahr, davon steht Nichts drin in euren Lockbriefen nach Hause, worin ihr die Leute persuadiren wollt, auch herüberzukommen; — davon steht Nichts, daß eure einzige Sonntagserholung ist: „Verstohlen und heimlich, still, fast in Lautlosigkeit, ohne Gesang und Gläserklirren, ohne Sonnenschein und Spaziergang, Lagerbier trinken gegen theures Geld?"

Die Deutschen haben schon oft versucht, den Sonntag auf den Montag zu verlegen; aber da müßte man am Sonntag arbeiten können, und am Sonntage lassen die Herren Arbeitgeber nicht arbeiten. So langt's höchstens dazu, daß man Montag Mittag blau macht und hereinbringt, was man am Sonntag versäumte.

Aber — etwas ganz Anderes ist's in Newyork. Haben die Herren Amerikaner das Sonntagsgesetz erfunden, so haben die Deutschen Newyorks das „Sacred-Concert" erfunden. Gott segne die Erfindungen!

Das Sacred-Concert heißt zu deutsch „Kirchenmusik" oder ein Concert, auf dem lauter Kirchenmusik vorkommt. So kannst du in den Sonntagsblättern lange, lange Anzeigen lesen, wo überall in deutschen Wirthshäusern Sacred-Concerte gegeben werden. Ja sogar das deutsche Theater gibt ein Sacred-Concert! Du gehst hin, aber wunderbar,

die Kirchenmusik will nicht zum Vorschein kommen! Im Gegentheil kommt dir vor, als ob ein Lustspiel gegeben würde, vielleicht mit einigen hübschen Musikstücken während der Zwischenakte! In den Wirthshäusern aber scheint's dir fast, als ob die Trompetermusik Strauß'sche Walzer von ihrem hohen Stande herabschmetterte! Und das Billardspielen, das Scheibenschießen mit der Bolzbüchse, die komischen Vorträge von Tyroler-Sängern, die gymnastischen Sprünge einiger Künstler, kannst du doch auch fast unmöglich für „Kirchenmusik" halten! Aber vielleicht das Zusammenläuten mit den Biergläsern? O du glaubst nicht, wie da geläutet wird! Das ganze Lokal ist dicht gedrängt voll Menschen: Weiber, Männer, Fräuleins, Chapeau's, — alle sitzen sie vor vollen Gläsern und haben Käse und Brod vor sich und sind seelenvergnügt und trinken zu ihrem Vergnügtsein und werden immer vergnügter. Dieß Sacred-Concert ist seine zwölf Cents Entrée wohl werth!

Mögen sie nun schimpfen, die amerikanischen Heiligen, über die deutsche Sonntagsfeier; mögen sie die Polizei hinter die Wirthe senden, weil sie offen halten; Newyork ist eine Weltstadt und wird nie in die Schlingen der Betpriester fallen, und vorderhand schützt die Wirthe ihre Auslegung des Worts: Sacred-Concert. Kirchenmusik ist ja erlaubt!

Nach und nach finden die jüngern Amerikaner Geschmack an dieser Art Kirchenmusik, besonders aber am Lagerbiere, und Viele ziehen es vor, einen Abend hier zuzubringen, statt im Schaukelstuhle und hinter der Brändiflasche. Sie finden, daß Musik mit Lagerbier sich sehr gut verträgt, sogar am Sonntag, und noch einige Decennien,

so wird vielleicht das Lagerbier eine Revolution bewirkt haben, die alle Doktrinen der Welt nicht hätten bewirken können. Jetzt schon findet der Amerikaner, daß das „Lager,“ wie er das Braunbier nennt, nicht bloß den Durst löscht, ohne daß man den Verstand dabei verliert, sondern auch Kraft und Stärke verleiht; jetzt schon lernt er eine deutsche Sonntagsfeier mit einer amerikanischen wenigstens — vergleichen. —

Für manchen Deutschen in Newyork fängt der Sonntag schon am Samstag Abend an und hört am Montag Morgen auf.

Die Juden haben das Recht, am Sonntag offen zu halten, weil ihr Sonntag auf den Samstag fällt. So sind sie auch hier im Vortheil, denn am Samstag zwingt sie kein Mensch, ihre Trödelbude zu schließen. Wo wäre ein Jude nicht im Vortheil?

17.

Der Runner.

Der erste Mensch, dem ein Einwanderer früher auf amerikanischem Grund und Boden begegnete, war ein Runner; denn der Runner ging den Einwandererschiffen, wenn sie in den Hafen fuhren, viele Meilen weit entgegen. Er miethete zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Schiffchen, nur um der Erste zu sein, der die lieben „Vettern und Landsleute" begrüßte. Und nicht selten zahlte er dem Kapitän eines Einwandererschiffes hundert bis hundertfünfzig Dollars, nur für das Recht, der Erste zu sein, der die Einwanderer zu ihrer Ankunft beglückwünschen, und sie einladen durfte, mit ihm in Newyork ins Wirthshaus zu gehen. Nicht wahr, das heißt Aufopferung? Solche Nächstenliebe kennt man in Deutschland nicht. Leider, für den Runner wenigstens, sind ihm jetzt die Flügel ein wenig beschnitten; er bekommt die lieben Einwanderer erst aus zweiter Hand. Die erste Hand wird in Castle Garden an sie gelegt, wo jetzt jedes Einwandererschiff landen muß und wohin kein Runner dringen darf. Doch kaum sind sie heraus, die Herrn Einwanderer, aus dem sichern Port, wo die Eisenbahnbilletsverkäufer den Rahm von

der Milch sich aneigneten; kaum sind sie aus dem Thore, so steht der Runner da. Die abgenommene Milch gibt auch noch Käse!

Die unschuldigen Leute in Deutschland wissen freilich nicht, warum sich der Runner so viel Mühe um die Frischangekommenen gibt; sie können sich aber bald einen annähernden Begriff machen, wenn sie für ein paar Tage mit der Eisenbahn verreisen und in größeren Städten über Nacht bleiben. Wimmelt es da nicht von Leuten, die sich den Herrn Reisenden aufdringen, der Eine um den Reisesack zu tragen, der Andere, um ihm einen guten Gasthof zu verschaffen? Etwas Aehnliches ist der Runner in Amerika, nur in bedeutend verstärktem Maßstabe. —

Der Runner hat seinen Namen vom Umherrennen, denn zum „Gehen" hat er keine Zeit. Einen Menschen, der nicht ist wie die Kugel aus dem Rohr, kann man nicht zum Runner brauchen.

Seinen Hauptaufenthaltsort hat er in den Landstädten an den Bahnhöfen und in den Seestädten an den Werften, wo die Dampfboote und andere Schiffe mit Passagieren landen. Er sieht's jedem Reisenden auf den ersten Blick an, weß' Geistes Kind er ist, und weiß sich darnach zu richten. Seine Aufgabe ist, dem Reisenden zuerst zu einem Gasthofe und sodann zu einem Billet auf die Eisenbahn oder auf's Dampfboot zur Weiterreise zu verhelfen. Er hat es deßhalb besonders auf Landleute und Landsleute abgesehen, denn mit diesen versteht er es am cordialsten umzuspringen. Der deutsche Runner macht sich natürlich meist an Deutsche, und der irische oder amerikanische an Irländer, Engländer oder Amerikaner. Der Amerikaner

kann dem Deutschen bei diesem Geschäft nicht in's Handwerk greifen, wohl aber der Deutsche dem Amerikaner; denn der deutsche Runner muß englisch sprechen, wie Wasser, wenn er seinem Geschäft recht vorstehen will.

In Newyork hat der Runner sein Hauptaugenmerk auf die Einwanderer aus Europa und die Reisenden nach Californien geworfen. Die übrigen Reisenden tragen zu wenig ein. Denn, was ist's auch, wenn Einer für's Gepäcktragen und Wirthshausanweisen ein paar Schillinge verdient? Das kann doch einem Newyorker Runner nichts helfen!

Der Runner für Einwanderer und besonders für deutsche Einwanderer steht immer im Dienste eines Wirths. Für diesen wirbt er, für diesen steht er am Thore, das zum Castle Garden herausführt, für diesen scheut er nicht Kälte, nicht Wärme, für diesen scheut er weder Händel noch Schläge. Er weiß wohl warum; er bekommt seinen halben Thaler für jeden Kopf, den er dem Wirthe abliefert und oft noch mehr. Und da geht's nicht Paarweise, sondern es geht Dutzend und oft Hundertweise, und Ein Schiff mit Einwanderern trägt einem Runner oft seine hundert und mehr Thaler ein. — Es kostet ihn aber auch Mühe, die Einwanderer zu bekommen, und er läßt sich's noch nebenbei was kosten. Er hält seinen Korrespondenten in Havre, in Rotterdam, in Liverpool, in Bremen, in Hamburg. Der muß ihm melden, nicht blos, welche Auswandererschiffe abgegangen sind, denn das kann man auch sonst erfahren, sondern wer auf dem Schiffe ist, was für Landsleute, von welcher Gegend, von welchem Gau Deutschlands. Ist nur Ein Landsmann darunter, nur Ein Württemberger, Badenser, Bayer oder wo der Runner sonst her ist; ja kennt

er nur Einen Namen unter all' den Deutschen auf dem Schiffe, so hat er gewonnenes Spiel. Frischweg tritt er vor und ruft unter die Leute hinein nach seinem Landsmann: er ruft ihn beim Namen, beim Tauf- und Familiennamen, und nun — was für eine Freude, wenn der Frischangekommene sieht, daß er gekannt ist! Welches Glück, in dem fernen, fremden Lande einen Landsmann gefunden zu haben! Mit dem muß er doch gehen, auf den kann er sich doch verlassen! Und wo der Eine Einwanderer hingeht, dahin geht zugleich ein ganzes Dutzend, ein ganzes Hundert. Hurrah für den Landsmann! Und glaubst du, es sei so schwer, einen Landsmann auf einem Schiffe aufzutreiben? Der Runner versteht ja verschiedene deutsche Dialecte und kann sich gerade so gut für einen Hessen als für einen Schwaben ausgeben. Er kennt sich ja aus in Deutschland, und ist da als Handwerksbursche in weiß Gott wie viel Herrschaften und Fürstenthümern herumgekommen. Er weiß mehr von den einzelnen Ortschaften und den Leuten drin, als der Einwanderer selbst. — Und hat nun der Runner einen Schock Einwanderer bekommen, hat er sie im Schlepptau, ist er der Mann, sie sich wieder abjagen zu lassen? Lieber läßt er sein Leben. Versuch' es einmal und rede den Leuten zu, nicht mit dem Runner zu gehen. Ei, wie schnell hat dich seine Faust niedergeschlagen! Hiebe sind das letzte, was der Runner scheut. Ja, wenn Einer der Einwanderer selbst sich wieder von ihm losschälen wollte, und sich vielleicht anders besonnen hätte, er mag sich in Acht nehmen, auch er fühlt die Faust des Runners und mit muß er, er mag wollen oder nicht.

Früher trug das Geschäft mehr ein als jetzt, denn

man konnte Einwanderer nicht blos an die Wirthe verkaufen, sondern — die Eisenbahnen zahlten auch per Kopf einen und mehr Thaler, je nachdem die Reise weiter oder näher ging. Jetzt aber — der leidige Castle Garden nimmt allen ehrlichen Verdienst weg! Das Einzige, was man noch thun kann, sind die Californientickets, und dieser Artikel ist zumeist in den Händen der Irischen oder Amerikaner. Aber wie beuten ihn diese aus! — Wie der deutsche Runner es schon in der Luft wittert, wenn ein Einwandererschiff den Strom herauffährt, so riecht der englische Runner einen Landmann, der nach Californien reisen will, und er ist's, der dem Arglosen das Billet verschafft und natürlich um zehn oder zwanzig Thaler zu theuer. Es gibt nämlich nicht das ganze Jahr hindurch gleiche feste Preise nach Californien, sondern die Passage wechselt mit der Concurrenz der Schiffe. Wie kann sich da der arme Reisende zurechtfinden? Hundertmal jährlich steht die Warnung vor den Caleforniarunnern in der Zeitung, und tausendmal wird sie nicht beachtet. Der ehrliche amerikanische Landmann wird von seinem Landsmann gerade so gut betrogen, wie der Deutsche von dem seinen. Das ist doch ein Trost für die Betrogenen!

Der Runnerstand war früher ein sehr verbreiteter und hatte sein Hauptquartier in der Greenwichstreet. Es gab Parteien unter den Runnern, ganz wie unter den Politikern. Die Eine Partei warb für dieses Beförderungsbureau, d. h. für diese Eisenbahn, und die andere Partei für jene. An Erbitterung fehlte es nicht, wenn eine Partei bessere Geschäfte machte als die andere, und von der Erbitterung kam's zu Schlägen und von Schlägen zu Straßen-

kämpfen, und nicht selten wurde im Kampf ein Haus halb demolirt oder trug man ein paar halb oder ganz Todte weg. Das hat aufgehört, und die Runner haben sich vielfach ins Land zurückgezogen. An den Bahnhöfen im Westen, in Chicago, in St. Paul, oder wie sie sonst heißen, werden jetzt bessere Geschäfte in „Einwanderern“ gemacht, als in Newyork. Die Einwanderer gehen ja alle in den Westen!

Ein Nebengeschäft des Runners ist die Mädchenrunnerei. Er gabelt eine hübsche Eingewanderte auf, die kein Geld mehr hat, aber Neigung zum Geldausgeben. Er verspricht ihr einen prächtigen Dienst, einen Dienst, wo sie fast gar nichts zu thun hat und doch Geld in Hülle und Fülle bekommt. Er führt sie auch in einen solchen „Dienst“ und läßt sich von der „Madame“ fünf Thaler für's „Zuführen“ bezahlen. In der ersten Nacht schon merkt das Mädchen, wo sie ist; aber — zum Klagen kommt's doch selten genug, denn es kommt nichts dabei heraus, und — das Mädchen bleibt meist, wo sie ist, sei es auch anfangs mit etwas „gewaltsamer“ Zuredung.

Der Runner ist meist ein gebildeter Mensch, jedenfalls ein Mann, der schon viel gereist ist und die Welt und die Menschen kennt. Vom Arbeiten, von einem soliden Handwerk ist er jedoch ein abgesagter Feind. Er rennt sich die Seele aus dem Leibe, wenn's was *für ihn* zu thun gibt; wenn aber kein Schiff in Aussicht steht, so lungert er in den Wirthshäusern herum, spielt Karten und trinkt dazu. Seinen Hauptaufenthaltsort hat er natürlich bei dem Wirthe, für den er arbeitet und — hier vergißt er stets das Zahlen für Essen und Trinken. Im Winter, wo die Runnerei am Nagel hängt, weil wenig Schiffe hereinkommen, pflegt

er der Faullenzerei systematisch und selten wird's ein Mensch in der Kunst: „Nichts zu thun, ohne Langeweile zu bekommen", weiter gebracht haben. Die andere Kunst: „gut zu leben, ohne Geld auszugeben, weil er keines hat", versteht er auch aus dem Fundamente.

Wenn ein Runner seine Vierzig passirt hat, so fängt er an zum alten Eisen zu gehören. Er zieht sich sofort in einen Gasthof zurück und wird Lohnbedienter. — Weib und Kind hinterläßt er selten.

18.

Ein Junkshop.

Junkshop heißt auf deutsch eine Tröblerbude; aber was ist eine Tröblerbude in Deutschland gegen einen Junkshop in Newyork, oder Neworleans, oder Sanct Louis, oder Baltimore, oder Philadelphia, oder sonst einer amerikanischen Handelsstadt!

Der wahre und ächte Junkshop liegt stets in einer engen Nebengasse. Die Gasse darf aber nicht weit entfernt sein von einer Hauptstraße. Am besten ist's, der Shop liegt mitten innen, im städtischen Leben und Treiben, zwischen und zunächst den Pulsadern des Handels und Wandels; aber doch zugleich still und verborgen und versteckt, damit der Fuß des Vorübergehenden sich nicht an ihm stoße und das Auge der Behörde ihn nicht erschaue. Wäre es möglich, so würde der Junkshopinhaber eine Straße suchen, die selbst Gott nicht erblicken könnte! — Je verrufener der Platz, desto besser; je mehr Gesindel darum herum, um so erfreulicher; je mehr Gestank und Koth, um so angenehmer! — Er soll nicht prangen, der Junkshop; im Gegentheil je weniger man ihn beachtet, um so lieber ist es seinem Besitzer.

Sonderbar! — welch ein wunderbar simples und zugleich welch ein wunderbar ehrliches Aussehen hat der Junkshop! — Vorn am Eingang des verfallenen Stalles, der als „Laden" figurirt, hängen schwere eiserne Ketten, verrostet und zerbrochen zugleich; ringsherum liegen in buntem Wirwarr Seiler, Gelten, Pfannen, Schlüssel, Züber, Schüsseln, Kessel, Tassen, — Hausgeräthe aller Art, bald halb, bald ganz erhalten; dann kommen Massen von zerbrochenem Zink und anderem Material; Dinge, die rein undefinirbar sind, und von denen kein Mensch sagen kann, wohin sie gehören und wessen Ursprungs sie sind. Was das Zeug Alles für einen Zweck hatte und zu was es jetzt wieder dienen soll, das erräth kein ehrlich deutsch Gemüth. — Genug, der Trödelbudeinhaber hat's gekauft und hat's bezahlt, und wie und ob er's wieder an den Mann bringen kann, das ist seine Sache.

Doch du dringst weiter ein in's Innere. Wunderbar! Die alte Holzhütte, die aussah, als könnte sie nicht fünfe zählen und als wäre kaum Raum genug da, um sich nur darin umzudrehen, dehnt sich immer weiter aus; ein finsterer Raum erscheint nach dem andern; hier führt eine Thüre in ein altes Loch, das sich bei näherer Betrachtung als ein großes heimliches Gemach herausstellt, worin zwar kein menschliches Wesen wohnen, wo aber manch' verborgener Schatz Platz finden kann; — dort führt eine andere Thüre aufwärts, und du glaubst in den Taubenschlag zu kommen, und gelangst in ein Hintergebäude, vielleicht nicht weniger verfallen, als das vordere, aber — Platz ist da, Platz für die Waaren von mehr als Einem Großhandlungshause. Und sonderbar, die alten Ketten, die verlöcherten Pfannen,

die zerrissenen Kessel, das alte Gerümpel zumal hat Abschied genommen, und du findest Fässer an Fässer, und Gewinde an Gewinde, und fest zugeschnürte Päcke an fest zugeschnürten Päcken! Und noch sonderbarer: die Fässer sehen gerade aus, wie Schmalz-, oder Butter-, oder Eier-, oder Zuckerfässer, und die Gewinde scheinen Schinken oder geräucherte Rindsviertel oder Ochsenzungen, oder Aehnliches zu enthalten, und in den festgeschnürten Ballen, du wettest darauf, stecken Tuch- oder Seidenwaaren, oder Leinwand am Stücke oder noch kostbarere Stoffe! Dazwischenhinein fallen dir Schubladen in die Augen, in denen es gerade aussieht, als lägen silberne Löffel darin, vielleicht nicht gerade neue, direct vom Silberarbeiter bezogen, sondern schon etwas verbrauchte, vielleicht auch gezeichnete, wie's in reichen Privathäusern und Gasthöfen Sitte ist. Auch andere dergleichen Artikel meinst du in diesen Schubladen zu erblicken, sei's von Gold oder von Silber, oder einem minder werthvollen Material. — Sonderbar, all' diese Gegenstände erscheinen dir um hundert oder gar tausend Procent werthvoller und verkäuflicher, als die alten eisernen Schlempen im Laden vornen! Der Junkshopinhaber muß wahrhaftig ein ganz närrischer Kautz sein, daß er das Schlechte, Zerbrochene, Unverkäufliche, Werthlose zur Schau ausstellt, und das Kostbare, Gesuchte versteckt und verbirgt! Wunderbar!

Und doch nicht so gar wunderbar! Der Junkshopinhaber weiß wohl, warum er die eisernen Ketten vorn aushängt und das Silbergeräthe hinten vergräbt; er weiß auch gar gut, wohin mit seinen „innern" Waaren, auch ohne daß er sie zur Schau ausstellt, gerade so gut, als er weiß, woher er seine Waaren bezieht.

In dunkler Nacht schleichen sie heran, die Herren Verkäufer. Der Eine hat den Schnappsack auf dem Rücken, der Andere hält Alles in den Taschen verborgen; der Dritte trägt seine Waaren auf dem bloßen Leibe, und muß sich bis auf's Hemdte auskleiden, um sie los zu werden; der Vierte fährt still und leise mit einem Wägelchen heran, und rasselt wie rasend davon, wenn er die Fässer und Kisten abgeladen und aus dem engen Gäßchen heraus ist. Das sind die Herren Bettler und „Umgottesbarmherzigkeitwillenflehenden", die sich in die Häuser schleichen und mitlaufen lassen, was ihnen möglich; das sind die Herren Straßenlungerer, auf amerikanisch „Loafer" genannt, die nehmen, wo's was zu nehmen, und stehlen, wo's was zu stehlen gibt; das sind die Diebe und Einbrecher, und der kühnere Geselle, der Flußpirat, der sich auch nicht scheut, seinen Raub mit dem Revolver zu vertheidigen. — Und ebenfalls in dunkler Nacht schleichen sie heran, die Herren Käufer, tief eingewickelt in ihre Kaputzen und leise auftretend, als gingen sie auf Eiern. Sie suchen sich aus, was sie wünschen, bei Blendlaternenschein; ein anderes Licht könnte auffallen; und wenn sie's ausgesucht, so feilschen sie lange, denn ob sie gleich Alles zum halben Preise und oft unter diesem bekommen, so möchten sie's doch noch wohlfeiler haben. Auch sie schaffen die Waare auf dieselbe Art fort, wie sie gekommen ist: auf dem bloßen Leibe, in den Taschen verborgen, im Mantelsacke oder auch auf einem Wägelchen, aber letzteres nur in einer Nacht, wo weder Mond noch Sterne leuchten, und wo der Nebel so dick ist, daß man ihn kaum mit dem Rasirmesser schneiden kann. — Ihr Antlitz konntest du nicht sehen, weil sie sich tief ver-

hüllt hatten; aber an der Nasenspitze und den funkelnden, schiefen Augen, die bei der trüben Lampe halbwegs sichtbar wurden, meintest du, die ismaelitische Abkunft der „Käufer" nicht verkennen zu können.

Man sollte es nicht für möglich halten, den Junkshop bei Nacht und Nebel aufzufinden. Und doch finden sie ihn! Sie würden ihn finden, und wenn man ihnen die Augen verbände! — Im Winter liegt der Schnee einen Stock hoch in der engen Straße, und das Eis steht drei Schuh tief auf den Seitenwegen; im Sommer macht der Gestank von verfaulten Fischen und Vegetabilien die Luft so dick, daß man nach zwei Schritten umsinken zu müssen glaubt, und doch finden sie den Weg bei Nacht so gut wie bei Tage! Die Diebe finden ihn, denn wo sollten sie sonst verkaufen? Die Söhne Jakobs finden ihn, denn wo wollten sie sonst gleich wohlfeil einhandeln? Das übrige Menschengeschlecht aber scheint sich allda nicht zurechtzufinden, denn die ehrlich erworbenen Waaren im Junkshop: das alte Eisen und die alten Möbeln, die Ketten und Seile, die hängen nach Jahr und Tag noch gerade so da, wie du sie jetzt siehst. Wenn der Junkshopinhaber kein so gar „simpler" Mann wäre, so könnte man glauben, alles das Trödelgerumpel sei nur das Aushängeschild und der innere Verkehr die Hauptsache. Jedenfalls soll ein Handel mit gestohlenen silbernen Löffeln einträglicher sein, als der Handel mit ehrlich erworbenen alten Beißzangen!

Der Junkshopinhaber ist ein Mann von unbestimmtem Alter, anscheinend zwischen vierzig und siebzig Jahren. Seine Haut ist gelb, wie gegerbtes Leder; sein Auge tief und lauernd; sein Gang gebückt und schlotternd. Seine

Ehehälfte trägt einen verwelkten, offenen Busen, sieht aus, wie eine alte Schlutte und Wetterhexe, liebt verworrenes ungemachtes Haar und geht barfuß in zerrissenen Pantoffeln. Das liebe Ehepaar hat sich bedeutend auf's Schnupfen verlegt. Kinder haben sie keine, oder wenn sie haben, so sind dieselben nicht zu Hause, sondern lungern auf der Straße herum. Woher das Ehepaar stammt, weß Landes Kinder sie sind, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden; denn ihre Mundart hat keine Aehnlichkeit mit irgend einer andern. — Ihre Religion ist Fluchen und Gelderwerb. Wenn man sie aber ansieht oder anhört, so sind sie so arm, als Lazarus; doch hat die Frau ein besonderes Augenmerk auf das Bankbüchlein, das sie unter einem Stein am Ofen versteckt hält. Dort, unter dem alten Plunder sucht's Niemand und vor Feuersgefahr ist's auch sicher.

Eine besondere Apathie hat der Junkshopinhaber gegen Alles, was Richter und Polizei heißt. Zwar passirt es ihm selten, mit der Polizei oder den Gerichten in Collision zu kommen, denn die „Waarenzuträger" werden doch den „Herbergsvater" nicht verrathen? — Und sollte der Mann, der die Trödelbude hält, so dumm sein, sich mit der Polizei auf keinen guten Fuß zu stellen? Mit Geld läßt sich viel machen, besonders in Amerika, und eine vorher angesagte Hausuntersuchung läßt sich eher aushalten, als eine unvorhergesehene!

Der Junkshopinhaber glaubt, nie genug erworben zu haben, und wenn er noch so viel hat. Er kommt daher nie dazu, sein Geschäft aufzugeben und von seinen Zinsen zu leben. Im Gegentheil er stirbt in seiner Mördergrube,

wie ein Trunkener auf dem Misthaufen. Wird er begraben, so wundert sich sein Leichnam, daß es auch eine „frische Luft" gebe. — Die Frau setzt das Geschäft fort, aber ohne Gehülfen. — Die Söhne werden mit der Erbschaft fertig, ehe noch der Vater halbverfault ist. Ihre Erziehung war zu „straßenmäßig".

19.

Stoppen,

oder: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.“

„Hurrah! Ein Brief aus Amerika, der 45 Kreuzer kost!“

Ach, wie gerne werden die 45 Kreuzer ausgegeben! Sie bringen ja Nachricht vom Sohne, von der Tochter, Nachricht von dem Eldorado aller Mühseligen und Beladenen; ja vielleicht enthalten sie gar einen Wechsel!

„Und was schreibt denn der theure Vetter oder Bruder, oder Sohn, oder Onkel?“ — Ei, was wird er schreiben? Es geht ihm ausgezeichnet; er verdient alle Wochen seine zwölf Amerikaner Thaler, also dreißig Gulden; das macht 1500 Gulden im Jahre, die ungeraden Gulden gar nicht gerechnet, — eine wahrhafte Finanzrathsbesoldung!“ — Aber ein Wechsel liegt nicht im Briefe; der wird wohl im nächsten Briefe nachkommen.

Und Hunderte lesen den Brief und staunen über das fabelhafte Einkommen des jungen Mannes, der in Deutschland Mühe hatte, in der Woche seine sieben Gulden zu verdienen; und sie überlegen die Sache hin und her, aber

der Gedanke will ihnen nicht mehr zum Kopfe hinaus. Und nicht blos Einer von den Hunderten beschließt, auch — amerikanischer Finanzrath zu werden. Prosit!

Freilich, es ist wahr; gar Mancher in Newyork oder sonst wo in Amerika hat dieses große Einkommen; Viele, die Meisten haben zwar weniger, fünf, sechs oder acht Dollars in der Woche; aber hie und da hat auch Einer mehr, vielleicht bis zu achtzehn oder zwanzig Thalern die Woche. Doch — trotz allem dem, es ist nicht Alles Gold, was glänzt; jedes Ding hat sein „Aber", besonders eine amerikanische Finanzrathsbesoldung.

Hast du das Wort: „Stoppen" schon gehört? Liebe deutsche Hausmutter, laß dir's nicht einfallen, an „Gänse stoppen" zu denken. Das amerikanische Stoppen bedeutet „feiern", oder Arbeitseinstellung, und zwar unfreiwillige Arbeitseinstellung, weil's nichts zu thun gibt.

Da ist Einer Wagenbauer, oder Polsterer, oder Sattler. Jeder von diesen dreien ist in einem großen Geschäfte, das jährlich Hunderttausende umsetzt. Aber es setzt die meisten seiner Waaren, fast alle, nach dem Süden um, allwo blos Baumolle gepflanzt wird und keine Fabriken sind. Und dieses Jahr ist die Baumwolle nicht gerathen oder ist sonst ein Grund da, daß die Südländer Herren keine großen Einkäufe machen; dann haben die großen Fabrikherrn in Newyork oder anderswo in den nördlichen Staaten wenig Absatz, und darum sind sie genöthigt, die Arbeit einzustellen. Ohne Absatz keine Arbeit! — Dieß Ding wiederholt sich aber nicht etwa blos alle zehn Jahre, sondern alle drei oder vier Jahre, und die Stoppzeit, die arbeits-

lose, die verdienstlose Zeit dauert ein gutes halbes Jahr und darüber.

Da sind ein paar Andere: Maurer, oder Häuseranstreicher, oder Zimmerleute, oder Dachdecker, oder etwas Aehnliches. Nun die dürfen Jahr aus Jahr ein darauf rechnen, daß sie die strengen Wintermonate hindurch, d. i. fast immer die Hälfte des Jahres nichts zu thun haben. Ihre Erndtezeit ist im Sommer; im Winter haben sie aus den Rippen zu zehren und — Nebengeschäfte gibt's keine.

Freilich ein gewöhnlicher Schreiner oder Schuster, oder Schneider oder Barbier hat fast das ganze Jahr zu thun, aber was ist sein Verdienst? Gerade soviel, daß er davon leben kann und wohl auch ordentlich davon leben kann, besonders wenn er sein Handwerk tüchtig versteht und wenn seine Frau mitverdienen hilft durch Waschen und Nähen, aber — hoch hinaus, und vollends gar so hoch hinaus, als zehn oder zwölf Thaler sind, darf er nicht wollen. Sechs Thaler, höchstens sieben, sind für ihn genug.

Aber nehmen wir einmal einen Tapezier; er hat zwei bis drei Monate im Jahr zu arbeiten; die übrige Zeit muß er aussetzen oder etwas Anderes treiben, was er vielleicht nicht versteht und was ihm auch fast nichts einträgt. — Nehmen wir einen Goldarbeiter, einen Conditor, einen Posamentier; vier Monate im Jahre darf er sicherlich spazieren gehen, und wenn er nicht will, so muß er.

Und nun vollends Färber, Schornsteinfeger und Nagelschmiede! Gefärbt wird zwar viel in Amerika, d. h. Mancher trägt nur zu viel Farbe auf. Genagelt wird merkwürdig viel, aber mit Nägeln, die sich nicht umnieten lassen, denn — es braucht ja nichts eine Ewigkeit lang zu

halten. Geschornsteinfegt aber wird gar nie; die Schornsteine läßt man, wie sie sind, und wenn der Ruß sich entzündet, so brennt's ja nur zum Schornstein hinaus; brennt aber zufällig das Häuschen mit dazu ab, so hat's auch nichts zu sagen; man baut wieder ein anderes. — Färber, Nagelschmiede und Schornsteinfeger haben in Amerika eine ewige Stoppzeit und thun wohl daran, wenn sie je auswandern, sogleich was Anderes zu ergreifen.

Und den anderen Handwerkern, ergeht's ihnen anders? Fast alle haben im Jahr ein paar Monate zu feiern, denn die „Geschäfte" in einer großen See- und Handelsstadt richten sich nach der Jahreszeit, nach der Schifffahrt, nach den Bestellungen von Auswärts.

„Aber wie ist's nun mit dem Brief aus Amerika?"

Alles in Ordnung! Nur ist der Brief in der Jahreszeit geschrieben worden, wo der Schreiber seine Stoppzeit nicht hatte. Tritt letztere Zeit ein, so wird gar kein Brief mehr nach Deutschland geschrieben; denn wie sollte Einen die Lust zum Schreiben ankommen, wenn man Sorge um sein täglich Brod hat, oder wenn man wie jener Student „von den Büchern" lebt, die man dem Antiquar verkauft!

Die Stoppzeit ist eine böse Zeit. Da hat Einer drei Vierteljahre gehämmert und gefeilt, gemeißelt und gestochen, gedreht und genäht; es hat ihn manchen Schweißtropfen gekostet und manchen müden Körper, bis er die paar Thaler zurücklegen konnte auf die Bank, auf die Sparbank nämlich, nicht die Bierbank; und die Frau hat's schon ausgerechnet, wie viel Jahre es noch braucht, bis es tausend Thaler werden, und hat's in ihrer Freude der Mutter draußen gemeldet, damit die sich mitfreue. Da

kommt die leidige Stoppzeit und in wenigen Wochen ist all' das mühsam Ersparte verschwunden. Ein Glück noch, wenn's nur ausreicht, damit man nicht an die Kleinodien, an die Ringe, an die Uhr, oder gar an die Kleider gehen muß! —

Und so ist's Jahr aus, Jahr ein. Und nur Wenige machen eine Ausnahme. Wenige, d. i. entweder solche, die ausnahmsweise sparsam sind, oder solche, die das besondere Glück hatten, immer Arbeit zu haben. Draußen aber in Deutschland erfahren sie wenig oder nichts von dieser Stoppzeit, sondern sie wissen blos von den vielen Thalern, die der Sohn oder Bruder oder Vetter die Woche hindurch verdient, und dann verwandeln sie die Thaler in Gulden und Kreuzer, und bringen ein horrendes Einkommen heraus und rechnen nach, wie viel der liebe Verwandte schon erspart haben muß, und bedenken nicht, daß das Glas Bier sieben und einen halben Kreuzer kostet und der Schoppen Wein 36 Kreuzer, und dann erst noch kein — Wein ist, sondern aus Trauben- oder gar Bleizucker fabricirt —, bedenken nicht, daß der Gang eines Arztes 75 Cents ausmacht und baar bezahlt werden muß, — bedenken nicht, daß Alles im Verhältnisse steht: Einnahmen und Ausgaben, in Amerika wie in Deutschland, und daß der amerikanische Thaler oft und viel kaum so weit langt, wie in Süddeutschland der Gulden.

„Oh, der ist gut ab," heißt's in Deutschland, „dem kann's nicht fehlen, er hat ja einen Vetter in Amerika." — Kommt einmal hinein, ihr närrischen Leute und sehet selbst zu. Daun findet ihr vielleicht, daß er, den ihr mit seiner „Finanzrathsbesoldung" in einem Palaste aufsuchen würdet,

mit neunundzwanzig anderen Familien in Einem Hause zusammenwohnt, d. h. zusammengepfercht lebt, daß seine Wohnung aus nichts besteht, als aus Einem nicht allzu großen Zimmer, das zugleich Küche und Wohnung ist, und einem finstern Nebengemache, genannt Bedroom oder Schlafzimmer, das weder einen eigenen Ausgang noch ein Fenster auf die Straße hat, — daß aber diese mehr als bescheidene Existenz dennoch monatlich ihr sieben oder noch mehr Thaler kostet, also, weil ihr doch einmal „Gulden und Kreuzer" wollt: achtzehn oder zwanzig Gulden! Ihr draußen in Deutschland, die ihr Licht und Luft gewohnt seid, ihr würdet in einer solchen Wohnung zu ersticken glauben; aber — es ist nur, bis man's gewohnt ist und in Amerika gewöhnt man sich an Alles. — So aber, wie dieser Arbeiter wohnt, so wohnen die Meisten, wenigstens die, welche ihr Erwerbszweig anweist, in der Stadt Newyork zu wohnen. Außerhalb der Stadt ists freilich schöner und billiger, — aber — kann Einer alle Tage stundenweit reisen, um in sein Arbeitslokal zu gelangen?

Das ist die Historie vom „Stoppen", und gar Mancher, der sich von keinem falschen Schamgefühl abhalten ließ, wieder in das Land zurückzukehren, wo er ein geringeres aber um so sichereres Auskommen hatte, und wo er Genüsse wieder fand, die er „in der Fremde" durchweg entbehren mußte, — gar Mancher, hüben und drüben, wird diese Historie bestätigen. —

20.

Der Chatamstreetjude in Newyork.

Der Chatamstreetjude hat die Eigenschaft, daß er außer der Chatamstreet auch in der Bowery= und Grandstreet fortkommt.

Er handelt mit Kleidern, aber mit allen Sorten von Kleidern: mit Röcken so gut, wie mit Hosen, mit Oberleibchen so gut, wie mit Unterbeinkleidern, mit Socken so gut, wie mit Halstüchern. Auch Hemdten fügt er hinzu, und Hosenträger und Cravatten und Nastücher und allerlei sonstigen Kram, was du nöthig hast, um dich anzukleiden. Rock und Hose sind und bleiben aber die Hauptsache.

Woher er seine Waare bezieht, ist nur ihm und dem Lieferanten bekannt. Macht er seinen Lieferanten selbst, so stirbt das Geheimniß mit seinem Tode aus. — Einige wollen behaupten, er kaufe alte Kleider zusammen und frische sie wieder auf zu neuen. Andere sind der Meinung, es sei wirklich neue Waare, die er in seinem Laden feil habe, nur sei bei den Tuchröcken und Tuchhosen in der Eile die Wolle vergessen worden. So viel ist sicher, daß er den ganzen Laden vollhängen hat mit neu und proper aussehenden Stücken, die sammt und sonders, wenn sie vier

Wochen getragen sind, accurat so sich ausnehmen, als wären sie zerlumpte Baumwolle.

Der Chatamstreetjude ist concurrenzlos; denn so wohlfeil, wie er, kann kein anderer ehrlicher Mensch verkaufen. Er fordert dir zum Beispiel für ein Stück zehn Dollars; doch du kennst ihn und bietest ihm drei Dollars. Du darfst keine Angst haben, daß er dich zur Thüre hinauswirft; im Gegentheil, er schlägt — dir's zu: „fort mit Schaden," aber — er hat immer noch seine hundert Procent Nutzen. — Mach's ihm Einer nach! — Verschiedene Leute sind schon auf den Gedanken gekommen, er mache es wie jener berühmte Bürstenhändler, den sein Concurrent auf der Messe fragte, wie er denn so wohlfeil verkaufen könne, ohne caput zu gehen. „Er habe ja doch auch die Borsten gestohlen und könne es doch nicht so wohlfeil thun." — „„O,"" meinte der Concurrent Bürstenhändler, „„dann glaube ich's schon: ich stehle nicht die Borsten, sondern die Bürsten."" — Das ist aber Alles pure Verläumdung; der Chatamstreetjude hat Alles ehrlich erworben; er versteht bloß den „Einkauf" besser, und seine wohlfeilen Preise kommen vom „starken Absatz" her.

Der Chatamstreetjude läuft den ganzen Tag vor seinem weitgeöffneten Laden auf und ab, wie ein angeschossener Eber. Tausende passiren den Tag über an ihm vorbei und staunen den „Unermüdlichen" an, der sich im Freien fast so ausnimmt, wie ein Panther in seinem Käfig. Seine Augen lugen beständig umher, wie die des Luchses! Doch nimmt er von der immensen Menschenmasse, die von Morgens bis Abends in der Chatamstreet auf und ab wogt, gar wenig Notiz. Aber — jetzt naht ein „Grüner,"

Einer, der noch nicht lange im Lande oder gar erst frisch eingewandert ist. Der Chatamstreetjude kennt ihn heraus unter Zehntausenden, und wenn derselbe zehn Mal schon amerikanisch eingesaift und barbirt worden wäre, und — flugs hat er ihn am Knopfloche, um ihn von Neuem einzusaifen und zu barbiren, auf Chatamstreetjudenart nämlich. — „Halloh, Landsmann!" redet er ihn freundschaftlich an, immer das Knopfloch festhaltend; denn dieses läßt er nicht mehr los, bis er den „Landsmann" im Laden hat. — „Halloh, Landsmann, wohlfeile Kleider, Rock, Hosen, Westen, Kappen, — Alles spottwohlfeil. Könnt's nirgends so billig bekommen!" — Ein Newyorker würde dem aufdringlichen Juden einen Stoß versetzen, daß er auf's Pflaster fiele, darum läßt er auch die Knopflöcher der „Newyorker" ungeschoren, aber — der „Landsmann" ist nicht so unhöflich. Es ist so eine recht nette, gemüthliche Introduktion bei einem deutschen Vaterlandsgenossen, das Wort „Landsmann," und erspart einem die Mühe, nach dem „engeren" Vaterlande zu fragen! Es klingt so heimlich und vaterländisch, so vetterlich und cordial, so ehrlich und ächt deutsch, daß der „Landsmann" auch selten widerstehen kann. Ist er aber erst im Laden innen, dann gute Nacht, landsmännischer Geldbeutel! Eine Maus in einer Katzenpfote ist nicht sicherer aufgehoben! — Nach einer halben Stunde steht der „Landsmann" von Kopf zu Fuß neugekleidet da und der Chatamstreetjude stellt sich ernst und staunend vor ihn hin und bewundert das „stolze" Aussehen des „Landsmanns." Sollte der unter solchen Umständen nicht gerne bezahlen? Natürlich handelt er ein Bischen, er ist's ja von Hause aus gewohnt, daß man mit Juden „handeln" muß; aber —

mehr als den achten Theil weniger zu bieten, wagt er doch nicht. — Ein Newyorker hätte den dritten Theil geboten und die Waare bekommen!

Der Chatamstreetjude gibt viel auf Religion. Deßwegen hält er am christlichen Sonntage offen. Hat er doch den Sonntag der Gojim nicht zu feiern! — Am Samstag hält er aber auch offen, denn es darf kein Tag versäumt werden, absonderlich aber kein Samstag, der der Hauptprofittag ist. Somit hält er es Samstags mit den Christen, und verbindet auf diese Art beide Confessionen gar brüderlich mit einander. Bei jedem Dollar, den er an diesen zwei Tagen einnimmt, lacht er in's Fäustchen, und der christliche Kaufmann, der am Sonntag seine Bude geschlossen hält, wie der jüdische Talmudanhänger, der den samstäglichen Sabbath heiligt, — sie Beide stehen gleich hoch in seiner Achtung.

Das Geld kennt er aus dem Fundamente, das amerikanische sowohl, wie das fremdländische; du kannst daher jede Münzsorte bei ihm anbringen. Eine besondere Freude macht's ihm aber, wenn er einem Grünen einen Fünffrankenthaler für neunzig Cents oder ein süddeutsches Guldenstück für drei Schillinge abschwatzen kann. „'S ist nicht currant in Newyork," sagt er, nimmt's aber doch, natürlich aus lauter Generosität und purer Gefälligkeit für den lieben Landsmann, um's gleich nachher bei einem Geldwechsler der Wallstreet, die fünf Franken für 99 Cents und den Gulden für 40 Cents, wieder umwechseln zu lassen. — Viele Guldenstücke und viele Fünffrankenthaler machen ein hübsches Sümmchen aus im Jahre!

Ist der Chatamstreetjude vier oder fünf Jahre lang

Chatamstreetjude gewesen, so wird er Williamstreet- oder Fultonstreetjude, d. h. er treibt das Geschäft mehr in's Große, importirt von Zeit zu Zeit wirkliche wollene Tücher aus Deutschland, natürlich als niederländisches Fabrikat, hält sich seine fünfzig bis hundert Schneider zum Fertigmachen der Kleider, und wird ein Hole-sale-business-Mann, d. h. ein Engrosjude. — Es gehört Geld dazu, zu diesem Geschäft, viel Geld; aber er hat Geld, viel Geld und durch seine Vetter in Deutschland auch viel Credit. Wie er in der Chatamstreet so schnell zu dem vielen Geld gekommen ist, kann kein Mensch begreifen. Die Newyorker Kunden haben's ihm nicht eingetragen, aber — Ein Grüner trug ihm mehr ein, als zehn Andere! Der Mezger, der einen Bauchlappen als Beafsteckfleisch zu verkaufen versteht, profitirt auch mehr, als sein Nachbar, der Simpel, der nicht einmal im Stande ist, seinen Kunden crepirte Waare als frisch geschlachtet vorzusetzen!

Der Chatamstreetjude spricht mit Jedermann englisch, außer mit seinem lieben „Landsmann." Im übrigen lebt er vom Essen und Trinken, wie andere Menschen auch, woraus ersichtlich, daß er nicht bloß Jude, sondern auch Mensch ist. — Im Wirthshaus zieht er Knakwurst und Schinken allen andern Speisen vor. Er muß doch zeigen, daß er über die altväterischen Ansichten seiner Voreltern hinüber ist!

Mit der Zeit wird er ein specieller Beschützer der freien Künste. Besonders das deutsche Theater in Newyork erfreut sich seiner Gönnerschaft. Hier kann er sich breit machen um wenige Cents, und — wie breit macht er sich! Das ist doch einmal ein Ort, wo er angesehen wird!

Ein Ort, wo ihn kein Mensch den „Juden" fühlen lassen kann! Und die goldenen Kettchen, wie glänzen sie bei der hellen Beleuchtung! Und die Rebekka und die Sarah, wie können sie sich herausbeugen über die Brüstung der ersten Gallerie, damit man auch sieht, sie sind da und sind auf der ersten Gallerie, für 50 Cents das Stück! — Unter hundert Newyorker Theaterbesuchern sind immer achtzig Juden. Ohne sie könnte das Institut gar nicht bestehen! Du wirst sie gleich erkennen, lieber Leser, wenn du hineinkommst in's Theater, schon aus der Art und Weise, wie sie die Ellenbogen tragen. Wenn du sie aber nicht mit den Augen erkennen solltest, — nun, deine Nase sagt dir, unter welchem Genus du dich befindest!

21.

Die Mercerstreetdame in Newyork.

Sie ist sehr jung und ist sehr schön. Ihre Kleidung ist die eleganteste, die du sehen kannst, nach dem neuesten Geschmack, und nie überladen. Du bleibst stehen, wenn du sie nahen siehst, du glaubst eine Gestalt aus dem Feenreiche erblickt zu haben und doch sagt dir ein Etwas an ihrem Gange, ein Etwas in ihrem Blicke, ein Etwas am Schnitt ihres Leibchens, daß sie zu der Gattung Weiber gehört, die ein Gewerbe mit ihrer Schönheit treiben.

Sie wohnt prachtvoll, aber sie wohnt in der Mercerstreet oder einer ähnlichen Straße nahe dem Broadway. Die Straße ist still, ruhig, fein; es stehen keine Baracken drin, wie man sie sonst fast überall in Newyork hart neben den Prachtgebäuden von Marmor trifft. Nein, es sind lauter solide Backsteinhäuser und wohl geeignet für eine reiche Privatfamilie. Aber es wohnt keine reiche Privatfamilie da, in der ganzen Straße wohnt keine; sondern lauter feine junge Damen wohnen da, die Mercerstreetdamen. — Das Haus ist mit Teppichen belegt von unten bis oben. Prachtvolle Kronleuchter hängen in den Sprachzimmern. Die Möbeln sind vom feinsten Rosewood. Die sammtnen Sopha's

und Ruhebetten könnten nicht weicher gefunden werden. Die Spiegel im breitesten Goldrahmen reichen bis auf den Boden. An den Wänden hängen Gemälde voll üppiger Lüsternheit und prachtvoll gefaßt. Liebliche Vögel zwitschern in den silbernen Käfigen und in Chrystallvasen schwimmen goldene Fischlein. — In diesem Hause wohnt sie. Sie wohnt nicht allein da; ihrer sind zehn oder zwölf; alle jung und schön, wie der anbrechende Tag oder wie der Mond, wenn er glühend und voll emporsteigt. Jede hat ihr eigenes Zimmer und keine Fürstin könnte es prachtvoller ausgestattet wünschen. So glänzend, so von Gold und Sammt und Seide durchwirkt ist jedes Stück, so frisch und rein, so bräutlich geschmückt ist das breite Bett, so liebliches Helldunkel verbreiten die damastenen Vorhänge, so von Duft und Ambra durchflossen ist die Luft, daß du glaubst, in die Brautkammer einer Rose von Schiras getreten zu sein. Und doch ist sie die Braut eines Jeden, der gut bezahlt! — Sie wohnt auch nicht da im eigenen Hauszins; die prachtvollen Möbeln, die sie benützt, sind nicht die ihrigen; ja vielleicht die seidenen Röcke, die Spitzenmantillen und Sammtgarnirungen, all' die Kleiderpracht, die in ihrem Zimmer umherliegt, — sie gehört nicht ihr, sondern Alles gehört der „Madame", die im ersten Stock wohnt. Die „Madame" hält das Haus, sie hat die Tausende, die für die Möblirung nothwendig waren, gespendet, sie hat den „Mädchen" die Kleider, den Schmuck angeschafft und die Mädchen sind nun dazu da, die Sache — abzuverdienen. — Ein blühender Baum, welch' herrlicher Anblick! Löse ihn chemisch auf, und er besteht aus Nichts als Staub und Gewürme. Das Haus in der Mercerstreet und die Houris

darin, welch' feenhafte Erscheinung! Zerlege sie in ihre Bestandtheile und dir bleibt nichts als Moder und Dreck und Trübsal.

Das Haus in der Mercerstreet erscheint dir Morgens wie ausgestorben. Alle Läden sind fest geschlossen und höchstens siehst du innerhalb der Hausthüre, an welcher das silberne Schildchen mit dem Namen der „Madame" prangt, ein Paar häßliche Niggerinnen, den Gang säubernd und waschend. Die reiche Aristocratie Newyorks und die — „Madame" der Mercerstreet halten sich bloß Nigger zur Bedienung. — Mittags ist schon etwas mehr Leben. Die Jalousien an den Fenstern werden halb aufgezogen und hinter denselben nur schwach verdeckt sitzen die holden Feen, im tiefsten Negligée, mit halb aufgelösten Haaren, der Oberkörper in einem Naturgewande. Sie ziehen sich nicht zurück, wenn du hart an den Fenstern vorbeigehst; o nein, sie winken und lächeln dir zu, wenn du den blonden weißen Nacken, den alabasterglänzenden Busen mit deinen Blicken verschlingst. Den Reinen ist Alles rein! Was sollten sie sich geniren? — Die Mittagszeit ist ihre Frühstunde. Um diese Zeit erheben sie sich vom Lotterbette. Gegen Abend wird Toilette gemacht und ein Spaziergang angetreten. Das eigentliche Leben aber beginnt erst Nachts, wenn die zehnte Stunde geschlagen und der ehrliche Bürgersmann zur Ruhe gegangen ist. Jetzt ist die Zeit für die Vornehmen und — für die Damen in Mercerstreet. — Still und ruhig, ja düster und verlassen steht das Haus. Alle Läden sind fest verschlossen. Nur eine helle Gaslaterne mit verschiedenfarbigen Lichtern hart über der Hausthüre verkündet, daß Leben darin ist. Du rührst den Thürklopfer. Eine Niggerin

öffnet dir, sie weist dir den Weg zum „Salon" und du trittst ein in ein Strahlenmeer von Gas, von bezaubernden Nymphen bewohnt. Ein Prachtsalon! — An Einer Seite steht das unvermeidliche Piano, aber der besten Eines, nicht unter tausend Thalern zu haben. Auf den Ottomannen sitzen einzelne Herren, durch ihr Glas schauend. Im Salon schweben die Feen auf und ab. Was ziehst du vor, das sanfte Veilchen mit den Taubenäuglein und der Sylphiden-taille oder die blendende Rose mit den Feuerkugeln im Kopfe und dem Schranken durchbrechenden Busen? Du kannst deine Auswahl treffen nach Wunsch: blond oder braun, schwarz oder rosig, schlank oder üppig, sanft oder herausfordernd, — Herz, was begehrst du? — Wenn dir die Wahl schwer wird, so iß den ganzen Speisezettel von unten bis oben. — Sieh', jetzt rührt sich der Klavierspieler. Es ist kein Virtuos und auch kein Dilettant; es ist ein Clavierspieler um's Geld und natürlich ein Deutscher. Die Damen hüpfen nach dem Takte auf und nieder; sie umschlingen sich und drehen sich und mit jeder Windung tritt eine neue Schönheit zu Tag. Jetzt erscheint eine Partie Herren; sie kommen offenbar nicht aus der Kirche, vielleicht aus dem Theater, ohne Zweifel aus dem Wirthshause. Sie sind lustig und guter Dinge und wollen ihrer Lust die Krone aufsetzen. Die Champagnerpfröpfe knallen; ächter New-yorker Champagner, die Flasche zu drei Thaler und — um fünf und zwanzig Cents im Engrospreis! Hurrah, den Yankee-Doodle aufgespielt! Auch ältliche Herren erscheinen, Männer, von denen man glauben sollte, sie seien ehrbare, reiche Kaufherren und die es auch wohl sind; Männer, die den Tag über wohl auf ganz andere Art beschäftigt sind,

und von denen man hie und da vermuthen möchte, sie wären in der Nähe der Kanzeln mehr daheim, als hier in dem — Mercerstreethause. Sie sind aber hier zu Hause, wenn sie sich auch etwas scheu benehmen und nach kurzer Anwesenheit wieder verschwinden, doch nicht ohne nachfolgende Begleitung. — Oft schon haben sich Sohn und Vater getroffen und die Mutter hat's doch nicht erfahren! Oft schon fand sich Beichtkind und Beichtvater zusammen und schwemmten die sündige Bekanntschaft in einem Glas Champagner hinunter! — Hurrah, den Yankeedoodle! oder einen Tyroler Ländler, das ist die beste Musik in der ganzen Welt! Die Augen glühen, der halbbedeckte Busen hebt sich wogend auf und nieder; ein Pärchen nach dem andern verschwindet; die Andern aber merken nichts, denn sie trinken und jubeln und singen den Yankeedoodle!

Es ist drei Uhr vorbei. Die Herren, die noch im Salon, müssen sich entfernen. Der Pianospieler ist schon auf und davon. Die Niggerin löscht das Gas und schließt die Hausthüre. — Ein Tag ist vorbei, um einem andern Platz zu machen.

„Und wie kam sie dahin, die schöne Jungfrau in das Mercerstreethaus!“ — Du irrst dich, sie kam nicht dahin als „Jungfrau“; die Jungfrau war längst vorher verloren. Und eine traurige Geschichte ist's, aber eine alltägliche, und nimmt Niemanden Wunder, der mit dem Leben der „höheren“ Stände bekannt ist. Denn daß sie den höheren Ständen angehört, die Mercerstreetdame, das merkst du aus jeder Bewegung, aus jedem Worte, das ihrem Munde entströmt.

Sie war die Tochter vielleicht einer reichen Kaufmannsfamilie, vielleicht eines hochgeachteten Gutsbesitzers,

vielleicht eines Fabrikherrn, vielleicht sogar eines weitberühmten Seelsorgers. Sie war so lieblich als ein Kind von vier bis fünf Jahren! Die blonden oder braunen Locken beschatteten ein Engelsangesicht. Sollte man ein solches Kind nicht hätscheln? Man kleidete es in Spitzen und in Seide und alle Tage schwatzte man es ihm zweihundert Mal vor, wie schön es sei! Man stellte es vor den großen Spiegel und ließ es sich winden und drehen, gerade wie die Frau Mutter oder die ältere Schwester sich wandten und drehten! Man that es in Gesellschaft von andern Mädchen und Buben, und die Mädchen und Buben machten es den Fräuleins und jungen Herrchen nach und spielten „Liebhaberles" unter einander! Das war die Grundlage. — Dann kam das liebe Kind vielleicht in seinem neunten Jahre in eine „female academy", d. i. eine weibliche höhere Erziehungsanstalt. Es ist nicht weit hin, das junge zarte Fräulein kann den Weg dahin Morgens und Abends zu Fuße zurücklegen; aber es legt ihn nicht allein zurück; denn ein Jugendgenosse, ein früherer Spielgenosse, der den ähnlichen Weg zu machen hat, ist bald gefunden. Und da sitzen sie denn Abends bei einander im Hinterparlor und er macht den „Beau" und sie die „Angebetete", alles natürlich in purer Kindlichkeit, doch schon mit fast so viel Natur, als im Vorderparlor die ältere Schwester mit ihrem Gallant. In Amerika reift man schnell, und im zwölften Jahre verstehen dort Mädchen Dinge, die einer Lappländerin im dreißigsten Jahre noch böhmische Dörfer sind. — Im vierzehnten Jahre tritt die junge Dame irgend einer Congregation bei. Der Vater und die Mutter gehören vielleicht der Episcopalkirche zu

und die ältere Schwester der Presbyterianerkirche. Sie selbst aber hat von einer Schulfreundin erfahren, daß die schönsten Beau's in der Unitarierkirche So und So zu finden seien und tritt dieser Congregation bei. Natürlich besucht sie die Kirche sehr häufig, Sonntag Vormittag, Sonntag Mittag, und besonders Sonntag Abend. Es ist so gar „nett,", im Mondschein sich nach Hause begleiten zu lassen! Die Eltern aber sind ganz stolz auf ihres Töchterleins Frömmigkeit. — Im fünfzehnten Jahre steckt ihr eine Freundin die „Broadway Belle" oder eines jener andern „züchtigen" Blätter zu, die heimlich und doch offen in Newyork erscheinen und durch ihre Holzschnitte das Herz der „Jungfrauen" erfreuen! Bald wird der Beau in's Geheimniß gezogen; er liefert von nun an die „illustrirte" Literatur, und mit einander bewundern sie den prächtigen Holzschnitt: Isis first introduced in a free love meeting, zu deutsch: Isis, wie sie zum ersten Mal in den Bund der „freien" Liebe aufgenommen wird! — Nunmehr wird der Beau „Liebhaber", in wörtlicher Auslegung des Wortes. Ja, sie lieben einander, so wie Mann und Frau einander lieben und wenn eine Freundin auf die möglichen „Folgen" dieses Verhältnisses aufmerksam macht, so lacht sie und antwortet: „lebt nicht Madame Restel, die Kinderabtreiberin", oder „für was sind denn Doctor Cheesemanns Pillen da?" — Natürlich genügt Ein Beau nicht in die Länge. Der Vater muß sie an einen berühmten Badeort bringen, nach Saratoga oder Newport. Hier hat sie freien Spielraum; aber oh Jammer, dem Vater wird der Aufwand und Luxus zu groß, die „Abenteuer" waren zu piquant, um länger verschwiegen zu bleiben, das Fräulein figurirt in den Zeitungen, und —

was bleibt nun anders übrig, als sich in's Wasser stürzen, oder heirathen, oder nach der Mercerstreet ziehen? Das Erstere ist mit zu unangenehmen Gefühlen verbunden; das Zweite ginge wohl, aber geht nicht immer; so bleibt nichts übrig, als das Dritte.

Das ist die Laufbahn von Dreiviertheilen der Mercerstreetdamen. Sie sind fast alle Amerikanerinnen. Hie und da nur triffst du eine importirte Deutsche oder Französin. Du merkst es in der ersten Minute am Embonpoint, an der Fülle des Busens. Und was ist ihre Geschichte? Die Eine war eine geborne Baronesse, die Andere eine Beamtentochter; jede aber wurde in ihrem siebzehnten Jahre zu vertraut mit ihrem Liebhaber. Er konnte, er wollte sie nicht heirathen; er verließ sie; die Stunde der Schmach kam heran; die Eltern verstießen sie und nur Eine nahm sich ihrer an, die Wirthin im Spitale. Mangel und Schande thun viel. Fort über's Meer. In der Mercerstreet kennt sie Niemand.

Gewohnheit thut auch viel. Im Anfang war fast ein Schlaftränkchen nöthig, um das „verlorne Fräulein" zu Allem zu bringen, was dort in der Mercerstreet in einer Orgiennacht passirt. Aber nur der erste Schritt zu der neuen Carriere fällt schwer; der zweite geht schon im Galoppadentritt.

Eine besondere Liebhaberei der Mercerstreetdame ist, gegen Abend im Broadway auf- und abzuspazieren, vor den Läden des Luxus stehen zu bleiben, und sich von den Broadway-Löwen bewundern zu lassen. Hie und da nimmt sie auch mit einer Kamerädin eine Drotschke und fährt auf die Spree. Da wird getollt und gelacht und die Wirthe,

bei denen sie anfahren, um Brändi zu trinken und Spiegel zu zerschlagen, bekreuzen sich, wie die Münchner Geistlichkeit ihrer Zeit vor der Lola-Montez.

Das Ende der Mercerstreetdame ist sehr einfach. Entweder erfährt der Vater nach langem Forschen und Spioniren, daß sich seine Tochter in einem Newyorker Bordell befinde und läßt sie sich ausliefern, um sie auf den Weg der Besserung zu bringen; oder verliebt sich einer der Besucher der Mercerstreethäuser auf eine tolle Art in sie und zwingt sie fast, ihn zu heirathen; oder stirbt sie im Spitale, weil ihr Körper zu schwach war, die allnächtlichen Orgien auszuhalten; oder bringt sie in einem Anfall von Reue, mit Delirium tremens vermischt, sich selbst um, oder wird sie, wenn ihre Reize für die Mercerstreet nicht mehr zureichen, Straßennymphe. Letzteres ist der wahre Jakob. Das Paradepferd wird am Ende Karrengaul!

Die „Frommen" in Newyork haben in Absicht, dem Mercerstreet-Damenthum ein baldiges Ende zu machen. Sie haben bereits vierhundert Kirchen in der Stadt, und sind eben im Begriff, das fünfte Hundert voll zu machen, um alle Mercerstreetdamen hineinzustecken; allein — das Uebel liegt tiefer; es liegt in der Erziehung, in dem, was die Kinder an den Eltern sehen. — Da helfen Kirchen nichts und ebenso wenig die Scheinheiligkeit in Bestrafung der Bordellwirthe! Mit Letztern ist es übrigens nicht weit her, denn die „höchste" Gesellschaft findet sich in den Mercerstreethäusern ein, und das „Laster" ist nur den Deutschen und Irländern verboten.

22.

Der Zeitungsschreiber.

Er war früher Parlamentsmitglied, oder Oppositionsabgeordneter, oder Herausgeber eines von Bundeswegen verbotenen Blattes; oder war er Mitglied der akademischen Legion in Wien, oder hatte er auf dem Asperg gesessen, oder in Spandau, oder hatte er sich sonst in der Politik mißliebig gemacht, oder war er des Frankfurter Attentates verdächtig und wurde mit Steckbriefen verfolgt oder gar zum Tode verurtheilt in contumaciam — So sagt er selbst und rühmt sich dessen und auf das Letztere thut er sich besonders was zu Gute, wenn er's schwarz auf weiß nachweisen kann, nämlich gedruckt.

Oftmals und vielmals ist es so, wie er sagt und es ist ein hartes Brod, das er dann ißt, das Brod eines politischen Flüchtlings. Oftmals und vielmals steckt noch mehr im Hintergrunde, als er sagen mag. Er hatte vielleicht ein liebes Weib und liebe Kinder und das Weib starb aus Bekümmerniß und die Kinder sind — aufgehoben bei Verwandten. Oder er war ein vermöglicher Mann, der gemächlich von dem „Seinigen" leben konnte, und jetzt ist das „Seinige" Eigenthum des Staates geworden, — con-

fiscirt in Folge der Revolution. Oder er war ein hochangesehener Beamter in seiner Vaterstadt und Hunderte richteten sich nach seinem Ausspruch, und — jetzt redigirt er eine deutsche Winkelzeitung in einer Ecke Amerikas. — Es ist ein hartes Brod, das Brod eines politischen Flüchtlings. — Aber auch oftmals und sogar noch viel öfter ist's nicht so, wie der Zeitungsschreiber sagt; er war nie ein politischer Flüchtling, noch überhaupt eine politische Persönlichkeit, sondern er wurde wegen Betrügereien in's Zuchthaus gesteckt und nach einigen Jahren aus Rücksicht auf seine Familie nach Amerika begnadigt; oder er war ein gottseliger Wortesgottprediger im alten Vaterlande, oder sollte vielmehr ein „gottseliger" sein, und machte sich zu „weltselig" und spendete den jungen Damen zu viel Aufmerksamkeit oder stieg auch noch tiefer herunter und wurde aus dem Clerus gejagt und ging — „freiwillig" nach Amerika, weil er sich nicht mehr anders helfen konnte; oder er war ein Beamtenschreiber, den man aus irgend einem Grunde absetzte, oder er hatte eine unversiegbare Studentengurgel, deren Durst der gute Vater nicht mehr löschen wollte, oder es hatte irgend sonst einen Haken, — und der Zeitungsschreiber weiß recht wohl, daß er lügt, wenn er sich für einen politischen Märtyrer ausgibt und seine nähern Bekannte wissen's auch recht wohl, aber sie mögen's nicht sagen aus Angst, er könnt's ihnen eintränken in seinem Blatte; denn eine Zeitung ist eine Macht in Amerika, und nicht bloß in Amerika, sondern überall, wo die Menschen daran gewöhnt sind, Gedrucktes zu lesen.

Das weiß das Publikum recht wohl, und der Zeitungs-

schreiber weiß es auch; und das tröstet ihn bei allen seinen Bedrängnissen und der Bedrängnisse sind nicht wenig.

Da ist zuerst die Bedrängniß der Besoldung, und eine große Bedrängniß ist's. — Der Zeitungsschreiber braucht viel Geld, schon weil er viel unter die Leute gehen muß, um Neuigkeiten zu erfahren. Er braucht viel Geld, weil er genöthigt ist, seinen Umgang, seinen Anzug, seine Wohnung nach den Besuchen zu regeln, die er empfängt. Die Besoldung aber ist nicht groß und will hinten und vornen nicht zureichen. Wohl zahlen größere Blätter in den größeren Städten wöchentlich an den Hauptredakteur zwanzig Thaler und Ein Blatt sogar fünfundzwanzig; aber in den kleineren Städten und bei den kleineren Blättern muß sich der Herr Redakteur mit zehn oder zwölf Thalern begnügen, und hie und da langt's nicht einmal so viel. Es ist nicht mehr, als ein ordentlicher Setzer verdient, aber — der Redakteur ist ja auch nicht mehr, als ein Arbeiter, wenigstens in den Augen des Herausgebers und Eigenthümers. Oft ist er nicht einmal so viel werth, denn ein guter Setzer ist schwer zu bekommen, derlei Zeitungsschreiber aber laufen zu Dutzenden brodlos herum und die Schlingel müssen froh sein, wenn der reiche „Eigenthümer" ihnen nur etwas zu nagen gibt. Noch übler ist der Zeitungsschreiber daran, wenn der Herausgeber und Eigenthümer selbst den Hauptredakteur spielt. Dann ist er bloß Handlanger und der vornehme Mann spielt mit ihm, wie die deutsche Baronesse mit dem Hofmeister ihrer Kinder. Am übelsten ist der Zeitungsschreiber aber daran, wenn er, der arme Gesell, sich unterfängt, selbst eine Zeitung anzufangen, auf eigene Kosten anzufangen. Dann ist er Eigenthümer,

Redakteur, Expeditor, Setzer, Drucker, Colporteur und Laufbursche in Einer Person, und macht in allen diesen sieben Eigenschaften in 14 Tagen Banquerott. — So ist's.

Da ist dann weiter die Bedrängniß der Politik. — Der arme Mann, der Zeitungsschreiber, war eine Zeitlang ohne Stelle. Seine Frau läuft in zerfetzten Kleidern herum und seine Kinder gehen auf den bloßen Füßen; eine Stelle wird vacant, der Zeitungsschreiber fragt nicht lange, „was für eine Stelle;" er ist froh an jeder Stelle. Er greift zu, er wird engagirt. Aber bisher hat er für die „Demokratie" gewirkt, und das Blatt, das er jetzt redigiren soll, wirkt für die „republikanische" oder gar für die „Knownothing-Parthei." Was kümmert sich das Publikum, was kümmert sich der Eigenthümer darum, was der Redakteur für Privatansichten in seinem Herzen trägt? Jetzt ist er Redakteur einer republikanischen, einer Knownothing-Zeitung und in diesem Sinn muß er schreiben, oder er wird fortgejagt. Freilich ist's eine harte Nuß zum beißen für einen „ehrlichen" Mann (und gerade deßwegen für so manchen Zeitungsschreiber keine harte Nuß), aber soll er seine Kinder so ein Paar lumpiger Grundsätze halber Hunger sterben lassen? Freilich fallen nun die andern Blätter über ihn her, als über einen Apostaten und heißen ihn Alles, nur keinen Edelmann; aber was thut's? Schimpfworte sind immer noch keine Prügel und — er kann ja wieder schimpfen. Und das thut er denn auch weidlich, und um so ärger, je mehr er innerlich fühlt, daß er eigentlich ein grundschlechtes Subjekt ist, aber doch nicht schlechter, als sein College von der entgegengesetzten Parthei, der seine

Grundsätze schon ein halb Dutzendmal gewechselt hat, während er es erst zweimal that. — So ist's.

Da ist dann noch eine dritte Bedrängniß, und keine kleine Bedrängniß ist's, die Bedrängniß der Abonnenten. Der Zeitungsschreiber ist nicht engagirt, um Abonnenten zu verlieren, sondern um Abonnenten zu machen; denn Abonnenten sind Geld. Da kommt der Herr Eigenthümer und Boß in die Office, d. h. in's Expeditionszimmer. „Fünfundzwanzig Abonnenten haben abgesagt," rapportirt der Clerk, „zehn aus Distrikt A, fünf aus Distrikt B und die andern aus deu Distrikten C, D und E." — Teufel, fünfundzwanzig Abonnenten sind keine Kleinigkeit, und wenn's so fortgeht, so ist die Zeitung in vier Wochen ruinirt. Und wer ist Schuld? Das Papier ist nicht Schuld, denn das ist dasselbe, wie seither; der Druck ist auch nicht Schuld, denn die Lettern sind sich so ziemlich gleich geblieben; die Zeitungsträger sind auch nicht Schuld, denn denen muß ja daran liegen, so viel Abonnenten zu haben, als nur möglich. Wer ist also Schuld? Niemand anders als der Zeitungsschreiber. „Hah! da liegen ja Briefe in Masse; die werden Aufklärungen geben." Die Briefe werden aufgerissen. „Richtig, da haben wir's. Der letzte Artikel über den Dredscottprozeß. Hab's doch gleich gesagt, war viel zu zahm und viel zu douce. Der Mann hat keine Force, kein Feuer, keine Energie. Der Kerl ist lungenlahm. Muß auf einen andern Mann denken." Und fort stürzt der Herr Boß zum Zeitungsschreiber und überhäuft ihn, nicht mit Vorwürfen, aber mit Schimpfworten, an denen sich kein Longshoreman zu schämen hätte. — Man sieht, der Zeitungsschreiber hat einen harten Stand, denn zur selben Zeit, da

auf der Expedition die Absagebriefe wegen des zu „zahmen" Artikels ankamen, erhielt er selbst ein Dutzend anderer Briefe, die ihm den Dienst auffagten, weil jener Artikel zu scharf, zu bissig, zu verletzend gewesen sei. Und so geht's fort, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. — So ist's.

Doch jedwedes Ding hat zwei Seiten und auf Regen folgt Sonnenschein, außer in Kamtschatka, wo's immerfort schneit. — So hat das Zeitungsschreiberhandwerk auch seine Fidelitäten und Annehmlichkeiten.

Da ist Nummer eins der reiche Fabrikant. Er hat ein neues Fabrikat; muß in die Welt hinaus und — ein Artikel in der Zeitung kann viel thun. Die Eingeweihten kennen sie wohl, diese Lockvögelartikel, aber der Eingeweihten sind gar wenige, und — der Fabrikant läßt sich's daher was kosten, daß so ein Lockvogel losgelassen wird, denn das große Publikum hält Alles für baare Münze, was in den editoriellen Spalten steht. — Da ist Nummer zwei der Doctor N. N. Er ist noch nicht recht bekannt, der Herr Doctor. Seine Praxis hat eine Null vor dem Eins, nicht hinter dem Eins. Aber der Herr Doctor versteht den Rummel, und der Zeitungsschreiber wird sein Dutzfreund und einem Dutzfreund kann man schon mit einem kleinen Darlehen aushelfen. — Da ist Nummer drei der Wirth und Weinhändler. Ein kleiner „Lockvogel" über den soeben frisch importirten Ungarwein, das non plus ultra der Weine, ist schon ein Dutzend Flaschen werth, und — der Zeitungsschreiber hat, wenn auch kein Geld, doch Wein im Keller. — Da ist Nummer vier das Theater und in jedem Städtchen befindet sich ein Theater. Der Zeitungsschreiber hat natürlich frei Entrée; eben so natürlich kennt

er jeden Schauspieler und Sänger, jede Schauspielerin und Sängerin, und wenn er sie nicht kennen sollte, so sorgen die Schauspieler und Schauspielerinnen schon von selbst dafür, daß er sie kennen lernt. Freilich Geld haben die Herrn Schauspieler keins, aber Credit haben sie wenigstens beim Cigarrenhändler, und dem Zeitungsschreiber fehlt's daher nie an Cigarren. Geld haben auch die Schauspielerinnen keins, oft nicht einmal die Sängerinnen, aber sie sind sonst von der Natur nicht vernachläßigt und die Gaben Gottes darf man nicht verschmähen, denkt der Zeitungsschreiber. Es ist nur Ein Haken dabei: loben darf der Zeitungsschreiber so viel er will, aber — für das Tadeln gibt's keine Gaben Gottes und keine Cigarren, sondern — Prügel, oder das Entziehen des freien Entrée's.

So gibt's noch viele Numero's für den Zeitungsschreiber; die Hauptnumero ist aber die „Wahlnumero". — Gott sei Dank, in Amerika geht die Wahlnumero nie aus. Jetzt sind Gemeindebeamte zu wählen, ein Mayor, Adermänner, Councelmänner, ein Comptroller, Sheriff und wie sie alle heißen. Das Jahr darauf finden die Staatswahlen statt: ein neuer Gouverneur, ein Vicegouverneur, die Senatoren und Abgeordnete zur Legislatur, die verschiedenen Richter u. s. w. u. s. w. Wieder ein Jahr darauf geht's an die Wahl eines Präsidenten der Vereinigten Staaten, eines Vicepräsidenten und der Congreßmitglieder. — Ho! das ist eine gloriose Zeit, diese Zeit der Wahlen! Da kann für das Wohl des Volkes gesorgt werden! Da können die Fehler aufgedeckt werden, die dieser Candidat an sich hat, und die Tugenden, die jener entwickelt! Das Glück, die Wohlfarth der Stadt, des Landes, der ganzen Vereinigten

Staaten hängt an dem Zeitungsschreiber. Ein Wort von ihm, ein geharnischter Artikel aus seiner Feder, — und Hunderte von Wählern sind diesem abspenstig gemacht, sind für Jenen gewonnen, und Eine — Stimme schon entscheidet möglicherweise die ganze Wahl!

Um diese Zeit reichen sich Eigenthümer und Zeitungsschreiber brüderlich die Hände. Das ist die Zeit der Ernte. Schon lange Zeit vorher, viele Wochen vor dem eigentlichen Wahltag, beginnen die Präliminarien. Der Generalstab entwirft den Plan zur Schlacht; dann kommen die Scheingefechte und die Plänkeleien. Zuletzt erst fällt die Bombe des schweren Geschützes hinein und es kracht und donnert, daß man glaubt, das Ende der Welt stehe vor der Thüre. — Es geht aber Alles ganz friedlich vorüber, einige blutige Köpfe abgerechnet, die den Zeitungsschreiber und Eigenthümer nichts angehen. — Nach der Wahl wird Abrechnung gehalten, und es findet sich stets, daß der Beutel des Wahlcandidaten, sei er siegreich oder sei er unterlegen, bedeutend eingeschrumpft ist; der des Zeitungseigenthümers und des Zeitungsschreibers aber ist um einige Zolle dicker geworden.

Der Zeitungsschreiber wird vor der Zeit alt. Wenn er klug ist, so sorgt er noch zu rechter Zeit dafür, daß die Partei, zu der er hält, die herrschende ist, d. h. die Aemter zu vertheilen hat. Weiß er es nicht so anzugreifen, daß er auch ein Amt bekommt, oder ist er zu ehrlich dazu, so heißt ihn der Amerikaner einen „damned fool“, zu deutsch: „einen verdammten Narren“. — So ist's.

23.

Der Exchangebroker.

Der Exchangebroker ist auf gut deutsch ein Geldwechsler. In Amerika wechselt er aber statt Geld meist Banknoten.

Wenn ein Fremder nach Amerika kommt, so ist es sein Erstes, daß er seine gute klingende Münze ausgibt und Papiergeld dafür herausbekommt. Natürlich kennt er es nicht, dieses Papiergeld und lernt es auch vielleicht all' sein Lebtage nicht kennen; denn — jeder Staat hat seine Hunderte von Banken und Amerika hat etliche und dreißig Staaten. Im Süden sieht man zwar viel Gold und Silber, denn die amerikanischen Südländer sind reelle Leute und lieben einen guten Klang; aber der Einwanderer geht nicht in den Süden, denn dort ist's ihm zu heiß und die „Schwarzen" sind nicht seine Passion. So ist er auf den Norden und Westen angewiesen und da sieht er nichts als Papiergeld, nichts als Banknoten. — Und kein Staatspapiergeld ist's, sondern Privatpapiergeld. Jede Bank, die so und so viel Sicherheit, nicht etwa in Silber- oder Goldbarren, sondern in „andern Papieren": in Eisenbahnpapieren z. B., in Staatspapieren und dergleichen gibt, kann Banknoten ausgeben. Und sie thut's auch, denn 's ist doch

besser und jedenfalls profitabler, das baare Geld in der Tasche zu behalten und alte Fetzen dafür auszugeben, als umgekehrt?

Wie weiß man nun aber, ob die Bank gut ist, ob die Banknote gut ist? Denn — können nicht die Banken brechen, wie man Beispiele von Exempeln hat? Können nicht die „Bills“ oder Banknoten nachgemacht werden, wie man tagtäglich zu seinem Schaden erfährt? — Lieber Leser, da ist Vorsorge getroffen: du kannst dir nämlich einen Detector oder Reporter kaufen, ein großes dickes Heft in Quarto, worin alle schlechten Bills und Banken verzeichnet sind, und — ein solcher Reporter kommt alle Wochen heraus, denn alle Wochen gibt's gebrochene Banken und neugefälschte Banknoten in Masse.

Eine recht nützliche und unterhaltende Beschäftigung, dieses Studium im Banknotenreporter! — Wer aber keine Zeit dazu hat, oder sich überhaupt in dem Fach' nicht auskennt, der geht zum Exchangebroker, gibt dem die eingenommenen Bills und läßt sich dafür Gold oder Silber geben. Natürlich kostet der Thaler ein Paar Cents Wechselgebühr; aber es ist besser ein Paar Cents verlieren, als den ganzen Thaler; denn — wer weiß, ob die Bank nicht über Nacht bricht!

Der Broker kennt die Bills. Er läßt sie nur so durch die Hand laufen, ohne viel darauf hinzusehen. Er hat's im Griff, er fühlt's zwischen dem Daumen und Zeigefinger, ob so ein Fetzen gut ist, oder nicht. Er kennt den Stand der Banken aus dem Fundamente, und weiß, an welche bald die Reihe des „Brechens“ kommt, schon ein halbes Jahr vorher; denn er kennt den Stand der Eisen-

bahnpapiere, auf welche die Bank fundirt ist, und weiß, daß, wenn diese Papiere auf die Hälfte ihres Nennwerths herabsinken, die Fundation der Bank so viel als Null ist. — Derlei Papiere und Bills behält er keine Nacht im Hause.

Uebrigens hat der Broker seine beste Zeit, wenn eine Bank bricht. Natürlich ist dann das Papiergeld, das sie ausgegeben hat, für den Augenblick wenig oder nichts werth, d. h. es ist gerade so viel werth als die Sicherheiten werth sind, welche die Bank gestellt hat. Und der Broker kennt sie genau, diese Sicherheiten; das Publikum aber kennt sie nicht. Und in seiner Angst stürzt das Letztere zu dem Broker und will die Bills um jeden Preis los sein. Vom Morgen bis Abends strömen die unglücklichen Inhaber dieser gebrochenen Banknoten herbei, und froh sind sie, wenn sie fünf- und zwanzig oder gar fünfzig Cents für den Thaler bekommen. Wenn nur wenigstens Etwas gerettet ist! — Nach sechs Wochen geht das Gerücht, daß die Bank sich wieder erholt hat; sie hat in der Zwischenzeit die im Kurs so tief gesunkenen Banknoten selbst aufgekauft und so einen kleinen Nutzen von einigen 100,000 Thalern gemacht und auf einmal kursiren die Bills wieder als voll, die man vor einem Vierteljahre um den vierten Theil wegschleuderte! Es war nur ein Schreckschuß, oder vielmehr ein kleiner unschuldiger Kniff der Bank und der Herrn Exchangebroker, die natürlich mit der Bank unter einer Decke stecken!

Auf diese Art macht der Broker manchmal viel Geld.

Seine „Office" d. i. sein Geschäftslocal hält er wo möglich in dem belebtesten Theile der Stadt, da, wo der

meiste Verkehr ist. Du triffst ihn aber auch in Gegenden, wohin man glauben sollte, es komme den ganzen Tag kein Mensch, um ein Dollarbill umzuwechseln. Und doch sieht man Tag für Tag nicht bloß Einen, sondern zwei und drei Herren in der Office beschäftigt, und — die müssen doch gelebt haben! Da muß doch ein Verkehr, ein Einkommen sein! Versteht sich, ist ein Einkommen da und kein schlechtes; denn der Broker treibt auch kleine Nebengeschäftchen. Ja vielleicht kommst du später zur Einsicht, daß das ganze Brokerthum nur der Aushängeschild ist, wie der Putzladen hie und da für andere Liebhabereien.

Und doch sieht sie so unschuldig aus, die Exchangeoffice. Kommst du hinein, so siehst du nichts, als einen großen Zahltisch, auf den du dein Papiergeld hinlegst, um anderes Geld dafür zu bekommen. Im Hintergrunde siehst du freilich einen grünen Vorhang, und siehst, wie verschiedene Leute, die hereinkommen, hinter diesem grünen Vorhang verschwinden. Allein, du denkst: „das wird wohl das Privatzimmer sein", und scheust dich natürlich, näher zu treten. Und doch — es gehen ja der Menschen gar Verschiedene hinein. Willst doch auch einmal sehen, was da los ist. Und siehe da, du bist höchst willkommen, du wirst freundschaftlichst eingeladen, näher zu treten, denn du bist in keinem Privatzimmer, sondern nur in einem Geheimzimmer, und — „Lotterieloose, Lotterieloose" ist hier die Parole.

In Amerika gibt's äußerst gute Gesetze, wahre Mustergesetze. So z. B. im Staate Newyork und einigen andern ist ein strenges Gesetz gegen Lotterien. Die Gesetzgeber wissen wohl, welche Folgen gewöhnlich das Lotteriespiel hat; sie kennen den Wahnsinn, der den Spieler erfaßt;

sie kennen den Ruin, den neunhundertundneunundneunzig Mal das „Setzen auf die Glücksnummer" über ganze Familien gebracht hat. Sie wissen es, und — das strengste Verbotsgesetz erging. Doch die Nürnberger hängen keinen, sie haben ihn denn zuvor, und ein amerikanisches Gesetz wird nur dann befolgt, wenn — die Leute Lust haben, es zu befolgen. Tritt nur hinter jenen grünen Vorhang, dann siehst du, wie das Gesetz befolgt wird.

Der Broker genirt sich gar nicht in diesem seinem kleinen Nebengeschäftchen. Er hat seine Agenten allüberall, und diese Agenten geniren sich ebensowenig. Er sendet seine Circulare aus, als hätte er das vollkommenste Recht dazu. Und — keine Seele nimmt Anstoß daran. Kein Mensch legt ihm ein Hinderniß in den Weg. Das macht, er steht gut mit der Polizei, und wenn je was im Winde ist, so erhält er immer zeitig genug Nachricht, um den ganzen Lotterieapparat auf die Seite zu bringen.

Sie kostet ihn Geld, viel Geld, diese Freundschaft mit der Polizei. Aber *er hat ja Geld*. — Oder bezieht er nicht seine fünfundzwanzig Procent von jedem verkauften Loose? Hat er nicht seinen Disconto von jedem Gewinn, den er auszahlen muß? — Und — weiß er nicht Mittel, diesen Disconto zeitenweise bedeutend zu erhöhen? Oder läßt er sich nicht regelmäßig vorher *telegraphiren*, auf welche Nummern ein Haupttreffer fiel, und kennt er nicht die *Inhaber* dieser Nummern, und stehen ihm nicht Mittel und Wege zu Gebot, diesen Inhabern ihre Loose abzukaufen oder abzuschwatzen, oder auch *abzunehmen*, ehe die Gewinnlisten „per Post" ankommen? Er hat mehr und andere Leute auf seiner Seite, als sich der

ehrliche Mann nur denken kann, und diese Leute schenen kein Mittel, so ein Gewinnloos in die Hände zu bekommen, und wär' auch ein Bischen Raub mit im Spiele.

Auf diese Art macht der Broker wieder viel Geld, wenn er gleich mit seinen Spießgesellen theilen muß.

Die Hauptkunden des Brokers sind Freudenmädchen, Nigger und Commis. Unter den Commis zieht er diejenigen vor, welche die Schlüssel zur „Safe", d. h. zum Geldkasten haben. Diesen läßt er hie und da einen kleinen Gewinn zufallen, bis sie die Spielwuth so hingerissen, daß sie den „Schlüssel" benützen und von dem Principal ohne dessen Wissen „entlehnen", was sie auf andere Art sich nicht verschaffen können. — Gespielt muß sein!

Man sagt dem Exchangebroker nach, daß er sich hie und da dazu hergebe, den Hehler für gestohlene oder vielmehr für „gefundene" Banknoten zu machen. Das ist jedoch pure Lüge. Zu einem gemeinen Diebshehler gibt er sich nicht her. Aber wenn ihm Einer ein Paar Tausend Thaler in Bills zum Aufbewahren und nachherigem Umwechseln übergibt, soll er's nicht nehmen? Und kann er dafür, wenn er den Tag darauf, wo die Zeitungen alle von einem frechen Einbruch und Banknotenraub erzählen, — zufällig verhindert ist, die Zeitungen zu lesen? — Dieses „Nichtlesen" hat ihm schon viel Geld eingebracht, besonders wenn der Banknotenhinterleger flüchtig werden mußte und seine Bills nicht mehr zurückforderte. Kommt er aber wieder, nun so wird getheilt und — der Broker wird die Bills schon los, ohne daß Jemand merkt, woher sie kommen.

Man sagt ihm auch nach, daß er hie und da mit Counterfeitern, d. h. mit Banknotenfälschern in Verbindung

stehe. Und in der That sind schon Fälle genug vorgekommen, wo Leute vom Broker falsche Bills erhielten. Allein — kann sich ein Broker nicht auch täuschen? — Die Bills waren halt besonders gut nachgemacht!

Die Polizei hat dem Broker selten etwas an, und wenn sie je muß, so sagt sie's ihm vorher, und dann — schließt er seine Boutique zu und macht eine kleine Reise, bis die ganze Geschichte vertuscht ist.

Nicht wahr, eine ehrliche Welt, die Newyorker Welt! Ein Trost ist's, daß es in Boston, in Baltimore, in Neworleans, in Cincinnati, in Sanct Louis, in Chicago, in ganz Amerika um kein Haar besser ist.

24.

Die Kellnerin in Newyork.

Die „Kellnerin" ist eine specifisch deutsche Erfindung.

Einige amerikanische Etablissements suchten's nachzuahmen. Sie fanden richtig etwelche irische oder englische Subjekte, die sich dazu hergaben, aber das Unternehmen zog nicht und die irischen Kellnerinnen mußten wieder entlassen werden.

Die Kellnerin ist zwischen achtzehn und zwanzig Jahren und gehört zu der Classe: „Bedienung durch Damen." Sie trägt das Haar hinten in Knoten und vorn auf der Stirne á l'enfant. Das Kleid ist stets tief ausgeschnitten, damit man sieht, daß sie das Herz auf dem rechten Fleck hat. Unter fünf Garnituren darf ein Rock nie haben, und der Fuß steckt in feinen Zeugstiefelchen, das Paar zu drei Dollars und fünfzig Cents. Die Aermel sind weit und vorne mit Spitzen garnirt; die Finger zieren feine goldene Ringe; die Ohrringe sind mit ächten Steinen besetzt und die Busennadel kostete nicht unter zwanzig Thalern. Ihr Gang ist lebhaft und elastisch und das niedliche weiße Schürzchen, mit den zwei Geldtaschen daran, sieht fast noch koketter aus, als die Kellnerin selbst. — Unter siebzig Thalern ist keine elegante Kellnerin „aufzufixen."

Ob sie jedoch einen zerrissenen Unterrock trägt oder einen geflickten, ob sie Liebhaberin eines gewaschenen Hemdes ist oder eines ungewaschenen, das habe ich bis jetzt nicht in Erfahrung bringen können.

Die Kellnerin war früher Dienstmädchen, aber das Kinderhüten und der Küchenaufenthalt waren nicht ihre besondere Liebhaberei. Auch in einer Fabrik hat sie schon gearbeitet, und dieß schlug ihr schon mehr zu, trotz des geringen Verdienstes, denn es war doch einige Unabhängigkeit damit verbunden; nur konnte man zu wenig Bekanntschaften machen (der zehn Arbeitsstunden wegen) und diese wenigen wieder nur unter Fabrikarbeitern. Später war sie einige Zeit lang Nätherin und Stickerin; aber das viele Sitzen war ihrer Constitution zuwider, und am Ende wäre sie bei dieser Beschäftigung ganz sitzen geblieben. Zuletzt ging sie in einen Cigarrenladen als „Verkäuferin" und machte da mehr Geld, als der Inhaber des Etablissements, weßhalb sie auch gezwungen war, sich freiwillig zu absentiren, um nicht fortgejagt zu werden. — Jetzt aber ist sie Kellnerin und das entspricht ganz ihrem Geschmacke.

Woher sie das Geld nahm, um sich als Kellnerin zu equipiren, das ist ein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Geldbeutel. So viel ist sicher, daß sie Alles baar bezahlte, schon deßhalb, weil's ihr Niemand borgte. Woher sie das Geld nimmt, um sich in ihrer neuen Stellung stets auf dem Laufenden zu erhalten, das ist wiederum ein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Geldbeutel. Ihrer Ausgaben aber sind nicht wenig: jetzt ein neues Kleid, nun ein rother Spencer, dann ein Spitzenbusentuch und so fort und immer fort. Ihre Garderobe kostet sie monatlich wenigstens dreißig

Thaler, und ihr Salair beträgt nur acht Thaler den Monat, nebst frei Essen und Trinken. Allein in jedem ordentlichen Büdget gibt's ordentliche und außerordentliche Einnahmen, und der Kellnerin geht's, wie manchem Finanzminister: die außerordentlichen Einnahmen übersteigen die ordentlichen um das Dreifache.

Da ist zuerst die Einnahme des „ungeraden Centes." Ein junger Mann hat z. B. sechs Glas Bier gehabt und einen Vierteldollar bezahlt; er wird doch nicht so unnobel denken und den 25ten Cent herausverlangen? — Da ist dann die Einnahme der „Vergeßlichkeit." Drei Herren kommen herein, es sind Amerikaner; sie trinken drei Glas Bier zusammen und zahlen achtzehn Cents, weil sie gewohnt sind in amerikanischen Häusern, sechs Cent für das Glas zu zahlen. Die Kellnerin wird doch nicht so dumm sein und die Herrn daran erinnern, daß „hier" das Bier nur vier Cents kostet? — Da ist ferner die Einnahme der „Geschwindigkeit." Es ist voll im Salon; die Kellnerinnen haben zu rennen und zu springen, um Jeden schnell zu bedienen. „Fünf Glas," ruft sie dem Aufwärter zu, der die Funktion hat, das Bier einzuschenken. Sie zahlt dem Wirth hinter dem Schenktisch auch richtig fünf Glas, aber der „Biereinschenker" hat statt fünf wenigstens zehn oder fünfzehn Gläser eingeschenkt, weil eine andere Kellnerin auch fünf Glas und ein Aufwärter vier Glas bestellt hat, und so passirt es unserer Freundin, daß sie statt fünf Gläsern, die sie bezahlt hat, in der Eile sechs mitspazieren läßt. Diese Geschwindigkeit trägt ihr manchen Viertelthaler ein. — Da ist dann weiter die Einnahme des „Findens." In jedem Salon, in dem Kellnerinnen gehalten werden, geht's

Abends ein bischen lustig zu, und an jungen Männern, die das Bier spüren, ist kein Mangel. Da fällt manches Drei- und Fünfcentstück auf den Boden und wird nicht mehr aufgehoben; ja sogar kleine Goldthälerchen finden sich nicht selten den andern Morgen, wenn die Kellnerin mit schlaftrunkenen Augen den Salon auskehrt: doch ist sie stets flugs bei der Hand, wenn sie etwas hört, das wie Silber klingt. — So gibt's noch Einnahmsquellen genug, und die Haupteinnahmsquelle mag sich der Leser denken, wenn ich ihm sage, daß es auch eine Einnahme der „Geschenke" gibt. Denn — warum sollte *sie* keine Geschenke bekommen, *sie* mit dem zierlichen Füßchen, mit dem halb offenen Oberleib, mit der ganzen umarmungsdurstigen Gestalt!

Die Funktionen der Kellnerinnen sind nicht sehr schwer. Sie hat Nichts zu thun, als volle Biergläser am Schenktisch zu holen, den Gästen vorzusetzen und das Geld dafür einzunehmen.

„Und dafür bezahlt der Wirth monatlich acht bis zehn Thaler und gibt noch freie Kost und Wasch dazu! — Da könnte er ja um denselben Preis einen Kellner halten, und der würde für sich allein mehr leisten, als drei Kellnerinnen."

So urtheilt manchmal der liebe Unverstand? Als ob ein Kellner auch ein — ausgeschnittenes Spenzerchen tragen könnte! — Die Kellnerin ist nicht bloß da, um den Gästen Bier vorzusetzen, sondern sie ist da, *damit die Gäste hereinkommen*. Glaubst denn du, die Musik thue es allein? Laß du geigen und Trompetenblasen, so lange du willst, das kann man in Newyork nächstens in der kleinsten Kneipe gratis haben! Gib' du ein so treffliches Glas Bier, als es nur möglich ist, in Newyork trinkt man fast nirgends mehr

ein schlechtes Bier! Sei du freundlich und zuvorkommend gegen deine Gäste, wie kein Anderer; — das Alles bringt die Leute nicht herbei; aber die Kellermädchen thun's, denn man mag sagen, was man will, es ist halt angenehmer, das Glas von einem hübschen Mädchen credenzt zu erhalten, als von einem Manne, und wenn er zehnmal eine Serviette unter dem Arm hat.

Die Kellnerin bleibt gewöhnlich sechs, hie und da auch acht Wochen in ihrem Dienste. In dieser Zeit ist sie sehr solid und benimmt sich äußerst anständig. Zwar ist sie natürlicherweise gegen Jedermann freundlich, zwar gibt sie bald diesem bald jenem die Hand und drückt sie auch wohl ein wenig, zwar erlaubt sie sich hie und da ein bischen niederzusitzen und vielleicht setzt sie sich sogar ganz hart neben dich, — aber sie thut's nur, wenn du schon einige Zeit mit ihr bekannt bist, wenn ihr „Freunde" geworden seid, und wenn sie Grund hat zu glauben, daß es bei der puren Freundschaft nicht stehen bleiben wird.

Ihr liebster Tag ist ihr „Ausgangstag," ein Ereigniß, das alle Wochen Einmal vorkommt. An diesem Tage geht sie nach Hobocken in die „elisäischen Felder;" aber sie geht nicht allein, sondern sie geht mit ihrem „Freunde." Und einen herrlicheren Punkt gibt's nicht leicht, als diese elisäischen Felder mit ihrem Strauchwerk und ihren Bäumen, mit ihren Spaziergängen und ihren Irrwegen, besonders aber mit ihrer prachtvollen Aussicht auf die Stadt und Bay von Newyork; und eine besondere Anziehungskraft hat er, dieser große Park, für Liebespaare, und schon Manches, das hinging als Liebespaar, kam heraus als Braut- oder gar Ehepaar. — Sie ist sehr geputzt, die Kellnerin, an

diesem Tage; eine Boulevard=Dame von Paris oder eine Broadway=Belle von Newyork könnte nicht eleganter sein; natürlich sie geht ja am Arme ihres „Freundes“ als seine „Lady,“ wie die Herren Lords sich ausdrücken.

Wenn die Kellnerin ihren Platz aufgibt, so geschieht es entweder, um zu heirathen, oder um zu lieben, oder um geliebt zu werden. — Heirathet sie, so darfst du d'rauf zählen, daß sie schon ein halb Dutzend, wenn nicht ein ganz Dutzend Jahre über die bekannten „Zwanzig“ vor sich hat. In diesem Fall macht sie sich während ihrer acht=wöchigen Kellnerei an einen soliden Handwerker und verläßt das Haus nur als seine Frau, wofür ihm Gott gnädig sein wolle. — Ist die Kellnerin aber noch nicht oder nicht viel über zwanzig, so ist sie weniger geneigt, zu heirathen, als zu lieben. Es kommen so viele „vornehme“ Herrn in die Wirthschaft, seit sie da ist; und Einer darunter hat's besonders auf sie abgesehen. Er muß reich sein, denn er „spendet“ viel, d. h. er gibt viel Geld aus; er ist freigebig, denn auf einen Goldring, auf ein Paar Perlocken kommt es ihm gar nicht an; er ist sein eigener Herr, denn er kommt zu jeglicher Tageszeit, wenn es ihm einfällt. Natürlich von einer Heirath kann hier nicht die Rede sein; aber muß man denn so stockpuritanisch denken, als ob man nicht lieben könnte, ohne daß der Pfarrer seinen Segen dazu gesprochen? — Heute erhielt sie eine Brustnadel von ihm, reich mit Steinen besetzt und sein Portrait mitten drin in feinster Photograph=Miniature. Dem konnte sie nicht widerstehen; ihr mormonisches Herz pochte vor Freude, — und sie hat's ihm zugesagt! — Morgen verläßt sie das Haus, um ein niedliches Zimmer zu beziehen, das er ihr

gemiethet. — Manchmal geht's noch trauriger ab, dieses Hausverlassen. Sie hat vielleicht keinen reichen Liebhaber gefunden, der ihr behagte, oder hat sie überhaupt eine Inclination zu Herzerweiterung, oder ist sie eine besondere Liebhaberin von bauschigten seidenen Kleidern, — kurz, nach wenigen Wochen verläßt sie das Haus, um — in ein Basement zu ziehen und sich von Jedem lieben zu lassen, der Lust und Geld dazu hat. — An schönen Kleidern fehlt's ihr da nicht!

Das ist das Ende der deutschen Kellnerin in Newyork. Mensch, nimm ein Beispiel dran!

25.

Der Künstler.

Er trug langes Haar, ein altdeutsches Gesicht, einen ausgelegten Hemdkragen und eine moderne Brille.

So kam er nach Newyork. — In Newyork gibt's wenig Leute, die mit langem Haar, altdeutschen Gesichtern, ausgelegten Hemdkrägen und modernen Brillen herumgehen, allein — „unser Herrgott hat allerlei Kostgänger," denkt ein Newyorker Geschäftsmann und rennt weiter. — Kein Mensch sah sich nach unserem Künstler um, außer einem Dutzend Gassenbuben, die ihm johlend nachliefen und nachschrieen. — Was sie schrieen, verstand er zum Glück nicht, sonst wäre er schnurstracks wieder umgekehrt und Newyork hätte keinen Künstler gehabt.

„In Newyork ist Geld, viel Geld, und wo Geld ist, ist die Kunst zu Hause." So dachte der Künstler und sah sich nach den verschiedenen Kunstakademien um. Er ging die Straßen kreuz und quer, er fand Tanzakademien, Fechtakademien, tableaux vivants, — aber eine Kunstakademie konnte er nicht finden. Er schlug im städtischen Adreßbuch nach, das so dick war, wie ein Foliant; es war nichts darin verzeichnet.

„Sonderbar," dachte unser Künstler. — Er besann sich hin und besann sich her; endlich fiel's ihm wie Schuppen von den Augen: „für eine Kunstakademie ist das Leben in Newyork viel zu geräuschvoll und tumultuarisch. Die haben sich auf's Land zurückgezogen."

Er ging in's Wirthshaus. Es war ein recht ordentliches Wirthshaus und es schienen lauter gebildete Leute da zu verkehren.

„Können Sie mir nicht sagen, in welchen Städten hier zu Lande wohl die amerikanischen Kunstakademieen zu finden sind?" — So fragte er einen ziemlich elegant gekleideten Herrn neben sich.

„„Kunstakademieen?"" fragte der Herr, ihn verwundert anschauend. „„Was ist das? Kenne ich nicht, habe nie davon gehört.""

„Waren Sie denn nie in München oder in Düsseldorf? Haben Sie die Moritzkapelle in Nürnberg nicht gesehen? Wissen Sie —"

„„Bitte um Entschuldigung; ich war in Paris und habe hier einen Customershop*) und verstehe mein Geschäft aus dem Fundamente. Mit Ihrem Firlefanz lassen Sie mich aber ungeschoren.""

Der Schneiderkünstler machte sich auf die Sohlen und der andere Künstler blieb verdutzt sitzen.

Jetzt sah er einen Mann an einem Tische, dessen Miene und Manier ihm wohlgefallen wollte. Der Mann

---

*) Ein **Customershop** ist ein Schneiderladen, in dem man seine Kleider nach Bestellung und nach dem Maaße erhält; zum Unterschied von den Läden „mit fertigen Kleidern".

trug wenigstens halblanges Haar und einen ganz langen Backen- und Schnurrbart. Auch das Gesicht hatte einen Anstrich von „altdeutsch".

Neben diesen setzte sich unser Künstler.

„Um Verzeihung, sind Sie schon lange hier?" fragte unser Künstler schüchtern.

„„Schon über fünf Jahre,"" lautete die Antwort.

„Darf ich fragen, mit was sie sich hier beschäftigen?"

„„Warum denn nicht, ich bin Painter?""

Herrgott im Himmel, ein Stein fiel unserem Künstler vom Herzen, gerade so groß, als der linke Eckstein am großen Thurme des Ulmer Münsters. Er hatte einen Painter getroffen und Painter heißt auf deutsch: „Maler". Das Herz wackelte ihm im Leibe und klapperte so laut wie die Kieselsteine in einem Straußenmagen; — er hatte einen Maler gefunden!!

Der Painter war ein gutmüthiger Kamerad und stand dem „Künstler" Red' und Antwort. Aber bald ging ihm die Geduld aus.

„Genrebilder, Historienmaler, Lessing, Rubens — lassen Sie sich die tollen Gedanken vertreiben. Hier gibt's blos Zimmermaler und Schildermaler und ein solcher bin ich selber und stelle mich recht gut dabei. Portraitmaler sind schon dagewesen, aber alle Hungers gestorben, weil ein Daguerrotyp hundertmal wohlfeiler zu haben ist. Mit der Skulptur aber bleiben Sie mir ganz vom Leibe, denn es gibt gar keinen Bildhauer in Amerika, obgleich ich auch von dem dunkeln Gerücht gehört habe, daß in Italien ein Mann lebe, der von amerikanischer Abstammung sei und sich der Bildhauerkunst widme."

Also sprach der „Schildermaler“ und ließ den Künstler sitzen. Der aber war ganz erbost und sagte: „Sei es so; ist jedoch die edle Malerkunst jetzt noch nicht zu Hause im Lande der Freiheit, — ich werde sie da einheimisch machen.“

Sprach’s, ging in seine Wohnung und setzte sich an seine Staffelei.

Er malte lang und malte eifrig, denn er war begeistert für seine Kunst und begeistert für seinen Gegenstand. Ein Glück war’s, daß er einige hundert Gulden baar Geld mitgebracht hatte, denn trotz Studium und Kunst machte sich der Magen auch geltend. Allein ein paar hundert Gulden sind äußerst wenig, wo man nach Thalern und besonders nach amerikanischen Thalern rechnet, und so kam es, daß der letzte Gulden gerade ausgegeben war, wie er das Bild vollendet hatte. Er schaute es lange und wehmüthig an, das Werk seines innersten Herzens. „Du sollst mir Bahn brechen,“ sagte er dann laut und packte es unter den Arm, um zu einem Bilderhändler zu gehen.

In Newyork gibt’s viele Bilderhändler und große Bilderläden. Es gibt darunter von hundert Fuß Länge und fünfundzwanzig Fuß Breite, und alle hängen voll Stahlstichen, Lithographien und Oelgemälden und diese alle in schweren goldenen Rahmen.

Der Künstler produzirt sein Werk.

„Schade, daß kein Rahmen darum ist,“ meinte der Bilderhändler, „wir kaufen blos Bilder mit Rahmen.“

Der Künstler ging zum zweiten Händler.

„Sie können es hier lassen,“ meinte dieser, „wir stecken es in einen Rahmen, stellen es aus, und wenn es verkauft

wird, so zahlen wir Ihnen den Erlös nach Abzug des Rahmens und 25 Prozent Unkosten für unsere Mühe."

Der Künstler ging abermals weiter.

„Wir nehmen nur Bilder in Auction," sagte der dritte Händler. „Wollen Sie es in den Katalog aufgenommen haben? Es kostet nur zwei Thaler."

Der Künstler hatte nicht nur keine zwei Thaler mehr, er hatte keine zwei Cente, um sich ein Brod zu kaufen.

Also dauerte es drei Tage und kein Bilderladen war in der ganzen Stadt, den der Künstler nicht besucht hätte. Sein Bild brachte er aber immer wieder nach Hause.

Endlich war ihm ein reicher Kunstkenner verrathen worden, ein Mann, der in der fünften Avenue wohnte und folglich nicht weniger haben konnte, als eine Million oder zum mindesten eine halbe. Der Künstler versetzte Uhr und Kette, aß sich satt und machte sich auf den Weg.

Der Kunstkenner wohnte in einem großen Marmorhause, — kein Fürst hätte sich daran zu schämen gebraucht. Die Böden waren mit kostbaren Teppichen bedeckt, — in keinem Residenzschlosse finden sich prachtvollere. Die Decken waren alle mit Gold ausgelegt und die Möbeln so prächtig, daß Ludwig der Vierzehnte seinen Beifall dazu gegeben hätte. Unser Künstler sah aber weder auf die Möbeln, noch die Decken, noch die Teppiche, noch die Marmorplatten, er sah nur auf die Wände, denn diese waren alle mit Oelgemälden geschmückt, — Oelgemälde mit prächtigen, grellen, grünen und rothen Farben und mit Goldrahmen so reich, so reich, wie es gar nichts Reicheres geben konnte, natürlich die des Herrn von Rothschild ausgenommen. — Der Kunstkenner war sehr herablassend, und führte ihn in

allen seinen Sälen herum und zeigte ihm seine Kunstschätze.

„Viel Farbe und viel Rahmen, aber kein einziges Gemälde," dachte der Künstler und hatte Recht, denn es war lauter Schund und Fabrikarbeit, zum Theil nicht mehr werth, als auf den Trödelmarkt geworfen zu werden.

Endlich besah der Kunstkenner auch unseres Künstlers Gemälde.

„Zu wenig Roth, zu wenig Grün," sagte der Kunstkenner, „nichts Hervorstechendes! Die Farben sind zu matt, zu todt. Mehr Colorit, mein Freund, mehr Colorit, oder — haben die Farben vielleicht aufgeschlagen, weil Sie so damit sparen? Sehen Sie hier dieses Bild, das in dem runden Rahmen; sehen Sie, wie's blitzt und funkelt! Aechter Carmin, und der Carmin ist theuer. Kostet mich doch nur fünfzig Thaler das ganze Bild, und der Rahmen allein ist dreißig werth. Möchte Ihr Bild nicht für zehn Thaler; ist zu sehr mit dem Colorit gespart."

Also sprach der Kunstkenner und die Nase des Künstlers wurde so lang, wie ein deutscher Bohnenstecken und seine Augen so groß, wie zwei gebratene Kalbsköpfe. Er sagte keine Silbe, nahm sein Bild, ging zum Hause hinaus, zog sein Messer aus der Tasche und zerschnitt das Gemälde in tausend Fetzen. Dicke Thränen rannen dabei aus seinen Augen und ein Glück war's, daß er vorher seine Uhr versetzt und sich satt gegessen hatte, sonst hätte er sich ohne Zweifel ein Leids angethan; aber mit einem vollen Magen hat sich noch Niemand umgebracht.

„Was machen Sie da?" rief auf einmal eine Stimme. Es war ein Mann in grauen Ueberziehhosen,

einen Eimer mit Oelfarbe an sich hängend und eine Leiter auf der Achsel. „Kann mir's schon denken, waren da oben in dem Marmorhaus? Kümmern Sie sich nicht. Ist nichts als ein reicher Ochse, und ein Deutscher dazu, der im „Branntwein" sein Geld gemacht hat. Aber lassen Sie's gut sein. Mit der Kunst ist nichts zu machen in Amerika. Werden Sie praktisch!"

Also sprach unser Freund, der Schildermaler, der gerade auf dem Weg war, ein Schild an ein Haus hinzupracticiren und seine vier Thaler dafür einzunehmen. Und unser Künstler erwachte wieder zum Leben und ging wie ein vernünftiger Mensch weiter.

Freilich war's eine harte Nacht, die er damals zubrachte; aber sie ging auch vorüber und den andern Tag war sein Entschluß gefaßt.

„Ich will die „Newyorker Malerei" von Grund aus studiren," sagte er und machte sich auf den Weg. In einer engen Gasse der mittleren Stadt stand an einem kleinen halbverfallenen Holzhäuschen ein großer Schild: „N. N., Painter."

„Kann ich Arbeit haben?" fragte unser Künstler. Der Painter besah ihn von oben bis unten und schüttelte einmal über das Andere den Kopf, denn die Kleidung unseres Künstlers war ihm etwas zu gut. Ein Glück, daß es Frühling war, wo es an Händen fehlte und der Meister gerade viel zu thun hatte.

So trat unser Künstler ein und in Arbeit.

Seine Mitkünstler oder Arbeitsgenossen waren zwei Nigger und drei Weiße. Die Hauptarbeit bestand im Weißnen und Gipsen, was insbesondere die Nigger ver-

standen, und im Anstreichen der Wände mit Oelfarbe, was den Weißen vorbehalten war. — Eine prächtige Beschäftigung für einen Künstler aus der Münchener Schule!

Das war die erste Sorte „Painter", bei der er in Dienst trat, und vier Wochen war er dabei und verdiente so viel, daß er die fünfte spazieren gehen konnte, um sich nach anderer Arbeit umzusehen.

An einem Hause stand mit feiner deutscher Schrift: „Dekorationsmaler". — Angeklopft. — „Herein". — In einer Viertelstunde ist das neue Engagement fertig. Jetzt ging's an's Häusermalen von innen und außen, und viel war da zu thun und viel Farbe und viel Gold wurde verwandt, denn es durfte an nichts gespart werden. Reich und und glänzend sollten die Zimmer aussehen, und sie wurden reich und glänzend. Auch Kirchen wurden gemalt und da wurde noch weniger gespart. Es ging ja nicht aus dem Beutel des Pfarrers, der machte nur den Zahlmeister! „Nur in's Auge fallend" war auch hier der Wahlspruch.

Das war die zweite Sorte „Painter", und die Bezahlung war so gut, daß unser Künstler nach vier Wochen Arbeit Geld genug hatte, um vierzehn Tage lang spazieren zu gehen.

Mit der dritten Sorte „Painter" machte er nur kurze Bekanntschaft, der „Coloristensorte"; denn diese war ihm nämlich doch gar zu gering. Den ganzen Tag Landkarten anmalen oder Stickmuster beklecksen, das überließ er den Genie's aus dem Schreibervolke.

Die vierte Sorte „Painter" fand er in dem Atelier eines Daguerrotypisten und Photographen. Portraitmaler können Hunger sterben in Amerika und vielleicht sind auch schon

Einige Hungers gestorben; aber Daguerrotypisten und Photographen stehen oben an. Gibt's Ein Dienstmädchen in Newyork, das nicht schon Dutzendmale ihr „Likeness" *) nach Europa gesandt hätte? Gibt's Eine Mutter in Newyork, die nicht das „Likeness" ihres „Bäby" **) wenigstens ein halb Dutzendmal haben müßte? Tausende von Photographien und Daguerrotypen werden täglich gemacht von 12½ Cents an bis zu einem Thaler, und Millionen werden in zehn Jahren noch gemacht werden. Jedes dieser Bilderchen aber muß retouchirt werden, d. h. auf die Wangen muß ein feiner rother Klecks, die Augenbraunen erhalten ein dünnes Härchen braun oder schwarz, die Lippen müssen „aufgefrischt" werden. — Es gehört ein sicheres Auge, eine stete Hand und ein schneller Pinsel dazu, in Einem Tage Hunderte solcher Bilder „in Stand" zu setzen und nicht jeder „Painter" vermag dieß. Mit dieser Sorte „Malerei" machte daher unser Künstler viel Geld.

Inzwischen war derselbe schon ganz praktisch geworden, und der „Schildermaler", mit dem er jetzt Abends manchmal seinen Schoppen zusammentrank, meinte daher, die fünfte Sorte, die „Schildermalerei", von den Newyorker Deutschen „Signpainterei" (sprich „Seinpähnterei") genannt, könnte füglich übergangen werden. Unser Künstler machte sich daher lieber gleich an die sechste und letzte Sorte und legte eine „Kunstfabrik" an.

---

*) Likeness heißt Bildniß. Eine ächte deutsche Newyorkerin weiß sich aber des deutschen Ausdrucks nicht mehr zu erinnern und sagt daher stets „Likeness", zu deutsch „Leikniß".

**) Bäby (baby) ist das Wickelkind, der Säugling oder das kleine Kind überhaupt.

Es ist ein gutes Geschäft, diese letzte Sorte; aber es gehört etwas dazu, um sie umtreiben zu können.

Der Kunstfabrikant miethet einen hellen Saal, hoch und luftig, daß die Farben schnell trocknen. Er engagirt vier oder fünf „Painter", um unter ihm zu arbeiten. Dann nimmt er ein Stück Leinwand und zeichnet irgend eine Landschaft darauf, eine Burg, oder Kirche, oder Wasserfall, oder etwas dergleichen, dazwischen hinein viel Bäume und Scenerie, auch etwelche Menschen dazu, am besten Räuber oder sonstige ausgezeichnete Personen, in der Ferne muß ein Schiffsbrand oder so etwas sichtbar sein, damit's um so mehr Effekt macht. Ist die Zeichnung fertig, so gibt er sie einem seiner „Unterpainter", um sie „ins Grobe" auszumalen. Den letzten Pinselstrich muß er natürlich „selbst" anlegen, damit's ein Bischen „hell" in die Augen fällt. — Das sind die „Mustergemälde", und diese werden den verschiedenen Kunsthandlungen und Bilderläden-Inhabern zur „Auswahl" zugesandt. Je greller die Farben, je unnatürlicher der Entwurf, um so besser. Die Herren Kunstlädeninhaber kennen ihre Leute und ihre Abnehmer. Von diesem „Muster" bestellen sie ein Dutzend, von einem andern zwölf Dutzend. Manches Muster zieht auch gar nicht. — Aber jetzt sind die Bestellungen eingelaufen; jetzt geht's an die Arbeit. Die Herren „Unterpainter" machen das Dutzend oder die zwölf Dutzend nach den Mustern fertig, und unser Künstler legt nur die letzte Hand an. In der Zwischenzeit sinnt er aber immer wieder auf neue Muster, um die Fabrik im Gang zu halten. — Auf diese Art werden in Amerika die Gallerien der Reichen mit Oelgemälden geziert. Der „Kunstfabrikant" verkauft das Stück

zu zehn bis fünfzehn Thaler, je nachdem; dem Dutzend nach natürlich immer billiger. Der Bilderhändler läßt die Rahmen darum machen und verkauft's zu vierzig bis fünfzig Thaler.

Jetzt hat sich unser Künstler in Amerika zurecht gefunden. Erst heute hat er wieder einen Bestellzettel empfangen, der also lautet: „Schicken Sie mir drei Dutzend „Eremittengrotte", ein Dutzend „Bergkapelle" und zehn Dutzend „Apenninenräuber".

Der Kunstkenner in der fünften Avenue, der Schnapsmillionär, besitzt auch verschiedene Stücke davon, und ist ganz entzückt darüber. Sie haben nun genug Colorit!

26.

Ein Spielhaus in Newyork.

Es ist ein gut Ding um gute Gesetze in einem Lande; ein noch besseres Ding ist es aber um die Ausführung dieser guten Gesetze. In Amerika gibt's gute Gesetze in Menge und vielleicht werden in keinem Lande mehr Gesetze gemacht, als dort, denn die Herren Legislatoren sitzen ja alle zwei Jahre und ihre einzige Beschäftigung ist: Gesetze machen. In manchen Fällen weiß man jedoch nicht mit Bestimmtheit, ob die Gesetze dazu gemacht werden, daß man sie befolgt, oder dazu, daß man sie nicht befolgt. In diese letztere Kategorie scheinen die Gesetze über das Spielen zu gehören.

„Spielen um Geld!" Der Abscheu, welcher die Herren Gesetzgeber, besonders die Geistlichen unter denselben, befällt, wenn sie das Wort nur hören, ist so groß, daß man glaubt, in eine Gesellschaft von Heiligen gerathen zu sein. Aber — wir sind jetzt in Amerika und in Amerika nehmen sich die Dinge im Handeln ganz anders aus, als im Sprechen.

Jedes Kartenspiel um Geld ist streng verboten, ja sogar das Kegelspiel. Man hat das Kind mit dem

Bade ausgeschüttet, um den Zuber rein zu waschen. „Also das Kegelspiel mit neun Kegeln ist verboten?" Gut; doch zu was hätte man die Advokaten, wenn sie nicht dem Gesetze eine Nase drehen könnten? Man kegelt deßhab in Amerika nicht mit neun Kegeln, sondern mit zehn. Im Gesetz steht nur das Kegelspiel mit neun Kegeln! — Mit den Karten ließ sich das Ding nicht so leicht machen. Aber glaubst du, du könnest deßhalb in Newyork nicht so gut Hasard spielen, als auf der Bank in Wiesbaden oder in Homburg? Täglich werden in Newyork mehr Summen verloren oder gewonnen, als auf diesen offenen Banken in einer ganzen Woche. Nur hast du in Newyork den Vortheil, daß du gar keine polizeiliche Ueberwachung hast; der Bankhalter hat weder eine Abgabe zu zahlen, noch sein Spiel nach bestimmten Regeln zu modelliren; er wird ein reicher Mann, ehe du die Hand umdrehst oder — er ist nicht smart, d. h. er leidet Mangel an Holz, wenn er im Forste wohnt.

Ein Newyorker Spielhaus ist stets nur in der feinsten Straße zu finden, im Broadway, in Parkplace, in Murraystreet, in Bondstreet, oder wie sie sonst heißen mögen. Ringsum wohnen nur Familien von der exquisitesten Gesellschaft. Kein gemeiner Dutchman, kein betrunkener Irischer läßt sich je an einem Fenster blicken. Die Haute volée ist hier eingebürgert. — Du siehst dir das Haus an. Es ist ein Prachtgebäude von Marmor oder Braunstein; die Jalousieläden sind den ganzen Tag geschlossen, wie's in feinen Familienhäusern Brauch und Sitte ist; du meinst, es sei die Stätte eines Millionärs aus der Wallstreet. Die Hausthüre bleibt den ganzen Tag fest zu. Keine Equipage

fährt vor; kein Mensch geht aus und ein, einige Dienerschaft, d. h. einige Nigger abgerechnet, von denen man bekanntlich noch nicht genau weiß, ob sie zu den Menschen gehören. — Es wird Nacht, dunkle Nacht; aber die Gaslaternen brennen so helle, daß du einen Cent auf dem Trottoir unterscheiden kannst. Dunkle, fein gekleidete Gestalten nähern sich der Thüre; Equipagen fahren vor und elegante Herren hüpfen heraus; der Thürklopfer wird gerührt, die Hausglocke gibt ihr Zeichen, und die Gestalten verschwinden. Du gedenkst, auch hinein zu gehen, du klopfst an, und es wird dir aufgethan; aber — vor dir im Gange ist der Weg versperrt; eine Jalousie verhindert dich, weiter zu gehen, und eine Stimme frägt dich um das Paßwort. — Nur wer das Paßwort hat, kommt hinein; denn man kann nicht Jedermann brauchen, absonderlich nicht Leute, die kein Geld haben, oder Neugierige oder Polizeidiener. Aber — es wird dir nur zu leicht gemacht, das Paßwort zu erhalten, so bald du Lust hast, dein Glück zu probiren, und was die Hauptsache: die Mittel dazu.

Es ist prächtig ausgestattet, das Haus in seinem Innern. Feine Teppiche bedecken die Böden und Gänge; große Candelaber strömen ein Licht aus, weißer und heller als das Sonnenlicht; an den Wänden hängen glänzende Gemälde in noch glänzenderen Rahmen; die Möbel sind von feinster Arbeit und die Ruhebetten strotzen von Sammt und Seide. Alle Zimmer im ersten und zweiten Stock sind geöffnet und überall sind Tische aufgestellt mit den feinsten Leckerbissen und die Wein- und Liqueurflaschen blinken, als ob flüssiges Gold darin wäre. Du kannst genießen, was und so viel du willst. Herren im elegantesten Anzug wandeln auf

und ab und feine Damen in Gold und Seide und üppig, wie eine Houri, und süß lächelnd, wie ein Engel vom Himmel, machen die Honneurs. Doch halt, die Stunde ist gekommen; der Saal im dritten Stocke wird geöffnet, das Spiel beginnt.

Die Pharotische sind in der ganzen Welt dieselben, und der Wahnsinn des Glücksspiels erfaßt den Europäer ganz auf dieselbe Weise, wie den Amerikaner. Aber ein kleiner Unterschied findet statt unter den Spielenden, und ein kleiner Unterschied in der Art, wie gespielt wird.

In Europa gibt's verschiedene Spieler. Da sind die Spieler von Profession. Die können's nicht mehr lassen, und wenn Tod und Leben davon abhänge! Da sind die Müßigen und Langweilenden, die hie und da ein Goldstück auf eine Karte setzen, gleichsam um die Zeit todtzuschlagen, weil sie nicht wissen, was sie mit derselben beginnen sollen. Da sind die Spieler aus Lebenserwerb, die doupliren so lang auf Eine Karte, bis ihnen einmal ein Gewinn zufällt; dann hören sie auf, denn sie haben ihren Einsatz und ein Goldstück dazu, von dem sie den andern Tag leben können. Da sind die Spieler aus Verzweiflung; sie haben in Spekulationen oder auf irgend welche Art ihr Vermögen geopfert, sie wollen's in Einer Nacht zurückerobern; die letzten Tausende werden gewagt, die Glücksgöttin schwankt hin und her, und das Ende vom Liede ist, daß sich der Spieler eine Kugel vor den Kopf schießt, nachdem er Alles verloren hat.

So ist's in Europa. In Amerika ist's ein wenig anders. Hier zerfallen die Spieler in zwei Hauptklassen: in die Lockvögel und in die Verlockten.

Die Lockvögel sind sehr gentile Leute; Männer von höchster Eleganz und mit schweren goldenen Ketten an den Uhren. Ihr Hauptaufenthalt sind die größeren Hotels. Sie privatisiren da und leben von ihren „Einkünften". Ihr Hauptaugenmerk haben sie auf die Fremden gerichtet; aber nur ein Fremder, der viel Geld ausgibt, wird von ihnen einer höheren Aufmerksamkeit gewürdigt. Eine besondere Freude haben sie an den Californiern, d. h. an denen, die von Californien mit einem gespickten Geldbeutel zurückkommen. Nebenbei würdigen sie den vermöglichen Farmer, der auf ein Paar Tage von seinem Gute gekommen, um den „Elephanten" in Newyork zu sehen, eines freundlichen Blickes. Mit besonderer Freundlichkeit begegnen sie dem „Buchhalter" eines reichen Hauses, zu dessen „Safe" d. h. zum Geld-Werthpapier- und Juwelenkasten er den Schlüssel hat; er wird nie ohne Handschlag begrüßt. Die größte Zuvorkommenheit aber bezeugen sie den Plantagenbesitzern aus dem Süden, die alle Jahre einmal die Empire City besuchen, um ihr Baumwollen-Geld los zu werden. Es ist so leicht, in einem Gasthofe eine Bekanntschaft anzuknüpfen und die Lockvögel verstehen den Handel aus dem Fundamente. Morgens wird noch „fremd" gegrüßt und — Abends ist die „Freundschaft" fix und fertig! Ja sogar an „Hochwürdige" wagen sie sich, wenn diese Herren die Stadt der „Laster" incognito ansehen, natürlich nur um sich gegen die Verderbtheit der Welt zu stählen, denn — was ist Tugend ohne Versuchung? — Die Lockvögel und die Verlockten, — Abends siehst du sie Arm in Arm auf der Straße, im Theater, im Mercerstreetsalon, und zuletzt natürlich — im Spielhause.

Es ist ein grundehrliches Spiel, das da gespielt wird. Es wird nicht bloß verloren, es wird auch gewonnen. Der Bankhalter ist ein Mann von gestandenem Alter, mit den feinsten Manieren. Meist ist es ein Amerikaner; hie und da auch ein Ausländer, aber dann jedenfalls ein französischer Marquis oder ein polnischer Graf. Ihm, dem Mann mit den grauen Locken, dessen Point d'honneur so empfindlich, daß er nicht einmal ein unschönes Wort im Munde führt, ihm wird man doch nicht zutrauen, daß etwas „Faules“ mit unterlaufen könnte? Die Herren Californier oder Südländer, oder wer sonst die Verlockten sein mögen, sind auch mit den ersten paar Spielnächten im höchsten Grade zufrieden; sie haben nicht nur gut gegessen und getrunken, sie haben nicht nur mit den Huldinnen des Schenktisches geliebelt; sie haben sogar gewonnen und nicht wenig gewonnen. Aber — es ist noch nicht aller Tage Abend, jetzt kommt die Hauptnacht. Der Lockvogel hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß sein „Freund“ den andern Tag „abreisen“ will und man wird ihn doch nicht reisen lassen, mit dem Geld des Bankhalters in der Tasche? Diese Nacht sind die Huldinnen des Schenktisches doppelt freundlich; wenn er erhitzt vom Spiele aufsteht, um sich durch einen Trunk abzukühlen, so credenzen sie ihm den goldenen Liquor mit einem Lächeln, das einen Bären bezaubern könnte; das arme Schlachtopfer weiß nicht mehr, was es thut; der Liquor wirkt so sonderbar, so betäubend, so umnachtend; sollte die „Huldin“ die Flasche mit Morpheum verwechselt haben? — Die Nacht ist vorbei. Der Mann, der gestern noch Tausende besaß, erwacht den andern Mittag in seinem Bette. Wie er dahin gekommen,

weiß er nicht. Sein Kopf ist dumm und schwer, seine Augen glühen. Er sieht nach seinem Gelde; er hat keines mehr; Alles ist in dieser Einen Nacht verspielt worden. Ein Glück, daß sie ihm die Uhr und Kette noch ließen; die kann er ja versetzen, um nach Hause reisen zu können!

So ergeht es Hunderten und Tausenden und aus den Verlockten werden „Gerupfte." Denn von was sollten sonst die Lockvögel in den Hôtels ihren Aufwand bestreiten? Von was sollten das theure Spiellokal, die „Huldinnen" und die Equipage des Bankhalters bezahlt werden? — Eine Newyorker Bank wird nie gesprengt; der Bankhalter weiß sich zu helfen! Die Gerupften wissen's am Ende wohl, daß der Bankhalter sich „geholfen hat," aber — sie schweigen doch still zu ihrem Verluste; denn sollten sie etwa zum Verlust hin noch das Auslachen haben? Sollten ihre Namen in den Zeitungen figuriren, damit Weib und Kind zu Hause auch etwas davon erfahren? Sollte der Buchhalter, der Kaufherr, der Farmer oder gar der Geistliche seinen guten Ruf riskiren, um am Ende mit seiner Klage doch Nichts zu gewinnen? — O, sie klagen nicht, die Gerupften, sie machen auch keine Anzeige bei der Polizei; höchstens gibt ein hitziger Südländer seinem „Lockvogel" eine Kugel zu kosten, wenn er ihn nämlich noch einmal zu sehen bekommen sollte, was aber der Lockvogel nach der „Hauptnacht" wohlweislich vermeidet.

Gesetzt den Fall aber, es käme eine Anzeige, was meinst du wohl, was geschieht? Du meinst, die Polizei werde mit Heeresmacht ausrücken und das Spielhaus im Sturme nehmen? Gott behüte; da ist man in Newyork viel höflicher; der Bankhalter wird einfach vor Gericht citirt

und unter einige hundert Thaler Bürgschaft gestellt „für sein Wiedererscheinen.“ Wiederzuerscheinen aber hat er nie; denn von einem Termin zum andern wird der Fall hinausgeschoben, bis dem Kläger die Zeit zu lange wird, und er seine Klage fallen läßt. Oder sollte ein Richter strenge gegen den Spielhalter auftreten, da er, der Richter, doch selbst die Gewohnheit hat, den Pharotisch hie und da mit seiner Gegenwart zu beehren? — Sollte jedoch einmal der Fall vorkommen, daß ein Gerupfter in seiner Verzweiflung und Wuth Alles auf's Spiel setzt und die Spielbank um jeden Preis zertrümmert, und — Banquier, Lockvögel und Huldinnen im Zuchthaus sehen will, oh — es gibt der Bursche gar Manchen in Newyork, die um zehn oder zwölf Zwanzigthalerstücke Einen seines Todfeindes entledigen, und manche Leiche ist schon den Hudson herabgeschwommen, von der man nicht wußte, wie sie hineingekommen! — Der Kläger ist verschwunden; man weiß nicht, wo er hingekommen, das gentile Spielhaus aber bleibt unangetastet.

Etwas ganz anders ist es freilich, wenn einmal ein Paar Nigger sich herausnehmen, eine Bank in einer ihrer Kneipen zu errichten. Wie der Wind ist die Polizei da, confiscirt die Bank, die im Ganzen vielleicht bloß ein Paar Thaler enthält, und schleppt die Spieler vor Gericht. Die werden unbarmherzig gestraft und um so härter, wenn der Richter, der die Strafe verhängt, in der Nacht vorher zufälligerweise verloren hat. — Oder laß ein Paar Deutsche an einem Sonntag Nachmittag zusammensitzen und ein Kreutzmariage um einen Cent machen, Herr Gott im Himmel, was für ein Verbrechen! Fort mit den Burschen, in's

Gefängniß, wenigstens bis auf den andern Tag, und der Wirth, der die Karten hergegeben hat, muß auch mitbrummen, und froh dürfen sie sein, wenn sie den andern Tag mit einer derben Strafpredigt und dem heiligen Versprechen, nie wieder zu sündigen, loskommen. „Dem Gesetz muß sein Recht geschehen," sagt der Richter und geht Abends zum Pharo, wo ihn der Bankhalter so vernünftig ist, nicht selten gewinnen zu lassen. — Was für Nigger und Deutsche nicht geht, das geht wohl für Amerikaner. Merk' dir das, Einwanderungslustiger!

27.

Der Colorist.

Der Colorist ist ein Mensch, der Landkarten, Stickmuster und dergleichen Dinge vermittelst aufgelegter Schablonen anpinselt. Je schneller er pinselt, um so besser ist er ab.

Das Alter des Coloristen ist unbestimmt, zwischen zwanzig und sechszig; seine Heimath ist Deutschland und zwar jeder Theil von Deutschland; sein Stand ist — universell, d. h. er vertritt alle Stände. — Früher glaubte man, die französische Fremdenlegion sei das Urbild eines mixtum compositum; jetzt weiß man, daß der Coloristenshop noch gemixter ist, denn in diesem sind alle Alter, alle Heimathen und alle Stände vertreten. — Süddeutsche und Norddeutsche, Mitteldeutsche und Plattdeutsche, ja sogar Elsäßer und Schweizer; Blonde und Braune, Rothe und Schwarze, Graue und Mausfarbene; Junge und Alte, Kurzsichtige und Langsichtige, Gichtbrüchige und Lendenlahme — Alle sind sie da versammelt in Einer Heerde. Da ist Einer, der war draußen Kellner; da ein Anderer, der war Schreiber; da ein Dritter, der war Provisor; da ein Vierter, der war Postofficiant; da ein Fünfter, der war Bartscheerer; da ein Sechster, der war Kauf-

mann; dann kommen Mediciner, Juristen, Theologen, Buchhändler, Rittmeister und sogar Barone. Der Baron ist natürlich die Hauptperson, nicht etwa deßwegen, weil er besonders gewandt wäre im Schablonenauflegen und Pinselstrichemachen, sondern einfach deßwegen, weil er Baron ist. Die andern Coloristen haben ihren frühern Stand vergessen, sie sprechen wenigstens nicht darüber, und machen auch sonst keinen Gebrauch davon, so wenig als davon, ob einer katholisch ist oder protestantisch, was Mancher von ihnen selber nicht mehr weiß; sogar der Rittmeister läßt sich einfach bei seinem Familiennamen rufen und macht keinen Anspruch auf den früheren Titel; aber — der Baron! Der Baron bleibt Baron. Zwar im Shop, d. i. im Arbeitslokal, muß er sich etwas geniren; da heißt er sich einfach: Herr So und So, ohne „von" und ohne „gnädig;" hier reist er incognito; aber — zu Hause oder im Wirthshause! An seiner Zimmerthüre ist sein voller Titel zu lesen: „Baron von N. N., Herr von Habenichtshausen" oder dergleichen; und im Wirthshause, wenn er die Glaçehandschuhe ausgezogen hat, — denn der „Baron" trägt natürlich Glaçehandschuhe — drückt er dir heimlich die Hand und übergibt dir eine fein gestochene Karte, und das „von" und der „gnädige Herr" sind nicht darauf vergessen. Wie glänzt er, wenn du ihn nicht mehr einfach Herr N. N., sondern: Herr Baron von N. N. anredest! Wenn nur die Baronie ihn nicht im Stiche gelassen hätte! Aber er hat nun Hoffnung; es ist erst kürzlich wieder Einer gestorben, der zwischen ihm und dem Rittergute stand. Jetzt stehen nur noch Eilf im Wege.

Die Beschäftigung des Coloristen ist eben so geistreich,

als unterhaltend. Immer Schablonen auflegen und Farbenstriche machen! Morgens früh fängt er an, und Abends, wenn's Nacht ist, hört er auf. Vielleicht können nur der Farbenreiber und der Messerschmiedshund, der Jahr aus Jahr ein das Rad drehen muß, mit ihm concurriren! — Deßwegen ist der Colorist doch stets lustig und fidel und läßt sich Nichts anfechten. Was geht ihn das „Geistreiche" an? Vom „Geist" kann man nicht leben, wohl aber vom Coloriren. — Ueberdieß hat er es nicht hie und da schon so weit gebracht, daß er die — Schablonen ausschneiden lernte? Und ist das keine Kunst? Keine geistreiche Beschäftigung?

Außer dem Coloriren liebt der Colorist hauptsächlich das Kneipen. Viele ziehen sogar das Letztere dem Ersteren vor. — Im Wirthshause ist der Colorist: Student, das heißt: er säuft wie ein Student und pumpt wie ein Student. Im Bezahlen nähert er sich jedoch Stellenweise dem Knotenmäßigen. — Der Wirth, der nicht borgt, ist ein gemeiner Aristokrat und muß in „Verschiß" gethan werden. Ein „aufgewichstes" Fäßchen Bier macht aber viel wieder gut, und die erzürnten Wogen legen sich.

Der Colorist ist selten ledig. Er heirathet, damit er nicht bei einer Wäscherin waschen lassen muß. Die zerreiben die Hemdter so erbärmlich, und setzen Einem nicht einmal einen Knopf hin, wenn einer abgerissen ist! Im Uebrigen hat's die Frau gut bei ihm, besonders am Samstag, welcher Zahltag ist, und am Sonntag, welcher Wirthshaustag ist. — Ist der Colorist ledig, so ist er nur ledig für Amerika; denn er hat dann meist eine Frau in Deutschland. Natürlich ist diese Frau, wenn man ihn hört, sehr

gut ab. Als er fortging, hat er ihr das „ganze Vermögen" überlassen, so ein Landgut oder auch zwei, oder ein blühendes Geschäft, oder sonst Etwas dergleichen, wovon sie mit ihren Kindern anständig leben kann. Ebendeßwegen ist er natürlich auch nicht verpflichtet, etwas nach Hause zu schicken, und — dieser Pflicht kommt er redlich nach! Er braucht Alles für sich selbst, und — wenn's nur da langen würde! — Leider weiß die in Deutschland zurückgelassene Frau selten etwas von den „Landgütern," dem „blühenden Geschäfte" oder überhaupt dem „zurückgelassenen Vermögen," und ernährt sich und die Kleinen kümmerlich vom Nähen und Waschen.

Der Coloristenboß, d. h. der Inhaber und Vorsteher der Coloristenwerkstätte steht mit seinen Arbeitern auf äußerst freundschaftlichem Fuße. Der „Boß" war ja früher meist selbst Colorist, d. h. gewöhnlicher Arbeiter gewesen, und hat sich erst nach und nach so emporgearbeitet. Das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ist daher lange Zeit fast kameradschaftlich und — sie stehen vielfach auf „du und du." Mit der Zeit aber tritt eine kleine Aenderung ein. Der Arbeitgeber wird vermöglich und vielleicht reich. Er kauft sich ein Landgut, hält sich ein Reitpferd, ißt im ersten Gasthof zu Mittag, und wird vornehm, d. h. er fühlt, daß er Geld hat. Nunmehr hört die Kameradschaftlichkeit auf, und die Arbeiter, die noch auf das „du und du" Anspruch machen, werden abgedankt.

Der Colorist ist gut bezahlt. Darum fehlt's nie an Aspiranten und Exspektanten. An die Zukunft denkt er wenig, denn diese ist: stets Colorist zu bleiben. — Hie und da probirte es schon Einer, zu einer andern Beschäftigung

überzugehen; aber — was soll er erst von Neuem anfangen zu lernen? Das macht nur unnöthige Mühe! Stets kehrt er daher zu der Bequemlichkeit des Schablonenauflegens und Pinselstrichmachens zurück. Hie und da probirt es auch Einer, einen eigenen Shop aufzuthun und Boß zu werden; aber — die bestehenden Lokale sind ihm zu stark; er macht Banquerott und wird wieder Arbeiter.

Wenn der Colorist Stoppzeit hat, d. h. wenn die Arbeit eingestellt ist, so wird er „ecklig." Vom „ersparten" Geld kann er nicht leben; denn um als Student und Gentleman aufzutreten, verbrauchte er stets, was er einnahm; und — das Borgen will nicht gehen. Die Mezger, Bäcker, Krämer und Wirthe kennen ihn zwar, aber — gerade deßwegen will das Borgen nur um so weniger gehen! — Uebrigens ist es ein Glück, daß die Freischulen Amerikas jährlich hunderttausende von Schulatlassen verbrauchen und daß in jedem Atlas ein Paar Dutzend Karten und Kärtchen enthalten sind. Lange darf er nie stoppen!

Der Colorist rechnet sich unter die „gebildete" Classe, und gehört ihr meistentheils auch an. Hie und da macht er sogar auf Wissenschaftlichkeit Anspruch und besonders auf universelle Bildung; aber — in omnibus aliquid, in toto nihil, sagt der Lateiner. — Besonders stark ist er in der Geographie, denn er malt ja den ganzen Tag Landkarten an!

Nach Deutschland will er selten zurück, außer wenn er eine Erbschaft macht. In Deutschland ist das Coloriren allzubillig, denn dort coloriren die Coloristinnen.

28.

Farm-, Land- und Lots-Association.

„Die letzte Gelegenheit! Eine Heimath für wenige Dollars!"

Eine Heimath! Welch' trautes Wort in den Ohren des Eingewanderten! Der Deutsche hat eine Heimath verlassen, wie es Wenige gibt auf Gottes weiter Erde, eine Heimath, durchschnitten von Thälern und Flüssen, durchzogen von Anhöhen und Bergen, bebaut mit allem, was zu des Menschen Nothdurft und Freude gehört, bewohnt von Menschen, deren Ehrlichkeit und Biederkeit sprüchwörtlich geworden ist in der ganzen Welt. Er hat diese Heimath verlassen, um anderswo sein Glück zu suchen; er hat sie freiwillig oder unfreiwillig verlassen, aber — sie will ihm nie aus dem Sinn, diese alte Heimath, und schon das Wort „Heimath" macht ihm das Herz im Leibe hüpfen.

Eine Heimath! — Da steht der Deutsche in fernem Lande, unter Menschen, deren Sprache er kaum oder gar nicht versteht, unter Menschen mit ganz andern Sitten, ganz andern Gewohnheiten! Wohl hat er Arbeit gefunden und Unterkunft und Brod und Nahrung; aber jetzt erst findet er aus, daß das Glück nicht im Essen und Trinken,

auch nicht im Geldverdienen besteht; er findet aus, daß es nur Ein Glück gibt in der Welt, das Glück der Zufriedenheit im Kreise der Seinen.

Hoho! Da rufen sie nun in den Zeitungen:

„Eigner Herd
Ist Goldes werth.
Nur im Kreise deutscher Brüder
Findest du die Heimath wieder.“

Das ist das wahre Kernsprüchlein! Die Deutschen sollen sich zusammenthun, auch in fernem Lande! Sie sollen zusammen Dörflein bauen, zusammen Colonien gründen; dann haben sie ja deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Gewohnheit im Verein mit den materiellen Vortheilen des neuen Vaterlandes! Gesegnet sei dieser Gedanke! — Ausrufen, rufe noch einmal: „Die letzte Gelegenheit, eine Heimath für wenige Thaler,“ du wirst Abnehmer genug finden.

Wie schön malt sichs der Deutsche aus, ein Häuschen auf eigenem Grund und Boden zu besitzen. Wie lieblich riecht der Braten, auf eigenem Lande mitten unter deutschen Brüdern sein Korn, seine Kartoffeln zu ziehen! Und wie versalzen schmeckt die Suppe, so bald man in den Köder gebissen hat, wie schnell bricht das Dach über dem Häuschen zusammen, das so eben erst die Phantasie fertig gebracht hatte!

Betrachten wir die Farm-, Land- und Lotassociation etwas näher.

In Amerika sind nicht blos von Einzelnen, sondern von Vielen fabelhafte Reichthümer erworben worden und

meist nur durch Landspeculationen. Es erwarb sich Einer ein groß Stück Land in einer Gegend, die noch gar nicht bewohnt, viel weniger cultivirt war. Das Land gehörte dem Staat, und der Preis war fast Null. Das Land aber war nicht Null; denn nach einer Reihe von Jahren, als die Menschenmasse zunahm, siedelten sich zuerst Einzelne dort an, und den Einzelnen folgten Viele nach, und am Ende standen da Städte und Dörfer und wohl bepflanzte Bauernhöfe (Farmen), wo noch vor einem Jahrzehnt der Indianer streifte, und der Hirsch unbelästigt seiner Weide nachging. Das schrieb sich der Deutsche, der schon länger im Lande war, hinter die Ohren und er gedachte im Kleinen wenigstens ebensogut zu speculiren, als der Amerikaner es im Großen that und noch thut. Bald fand sich (und findet sich noch täglich) eine kleine Gesellschaft Gleichgesinnter zusammen, die beschlossen ein Stück Land zu kaufen und es wieder auszuverkaufen in kleinen Parcellen. Natürlich langte es nicht zu einem Stück, so groß wie ein Fürstenthum, aber doch zu einem so groß, wie eine Grafschaft; allerdings mußten sie schon meist aus zweiter Hand kaufen; aber das schadete Nichts; man konnte ja wieder um so theurer verkaufen; gab es ja doch genug deutsche „Brüder," die begierig waren, eine so herrliche Gelegenheit zu benützen, sich eine Heimath zu gründen!

Diese „menschenfreundlichen" Gesellschaften theilten sich in Bau- und in Landassociationen. Oft vereinigten sie auch beide edle Geschäftszweige miteinander. Immer aber war der Zweck derselbe, das Mittel dasselbe, das Resultat dasselbe.

Die Bauassociation brauchte kein groß Stück Land. Ein Areal von hundert oder noch weniger Aeckern genügte schon. Aber natürlich mußte das Land in der Nähe einer großen Stadt liegen, und war deßhalb um so theurer. Doch man wußte sich zu helfen. Die Umgegend um große Städte wird in Amerika noch in hundert Jahren nicht so cultivirt sein, wie in Europa. Die Strecken, die aus Fels und Sand zusammengesetzt sind, die Ländereien, die naß und sumpfig liegen, bleiben unbewohnt und unbebaut liegen; man kann ja gesundes und cultivirbares Land genug haben! Kein vernünftiger Mensch denkt daran, dieses Land von seinen ursprünglichen Eignern, die es entweder von ihren Vätern geerbt oder um einen Spottpreis als Dreingabe zu gutem Land gekauft, — zu erwerben; aber die Bauassociation denkt daran. Sie kauft es, vielleicht um ein Nasenwasser; vielleicht kauft sie es auch nicht einmal, sondern tritt blos mit den ursprünglichen Eignern in Compagnie. Und nun geht es ans „Auslegen in Lots," d. h. ans Vertheilen in „Stadtbauplätze." Ein Stadtbauplatz ist 25 Fuß breit und 100 Fuß lang. Er kostet in der Stadt seine tausend bis zwanzig tausend Dollars. Hier figurirt er mit zwanzig bis fünfzig Thalern! Es wird ein Plan der neu zu gründenden „Vorstadt" fabricirt; die Straßen werden „entworfen", die Bauplätze für Schulen und Kirchen und Rathhaus werden „bezeichnet", und nun gehts ans Verkaufen.

Ganz dasselbe ists mit der Landassociation. Sie kauft ein Stück Land, natürlich ein großes von zehn bis fünfzig tausend Acres. Das Land liegt entweder im fernen Westen, wo noch weit und breit keines Menschen Fuß hin-

gedrungen: oder noch besser, es liegt in einem bereits cultivirten Staate, in Newyork, oder Jersey, oder Pensylvanien, oder Illinois, oder Missouri, oder sonst wo. Das beste Land ist's freilich nicht, denn gutes Land kostet ein gut Stück Geld; auch Urwald steht keiner darauf, denn Urwald kommt im Sand, auf dem Felsen, im Sumpfe nicht fort! Aber — kann man sich ein schöneres Verdienst um den Staat und die Menschheit erwerben, als Land zu cultiviren, das bisher mit stolzer Verachtung von den amerikanischen Bauern übergangen wurde? — Land, das vielleicht noch ein Jahrhundert lang dem Pfluge unzugänglich geblieben wäre, wenn sich die Bauassociation nicht seiner angenommen hätte? Das Land wird gekauft, ein kleines Angeld bezahlt und der Rest „versprochen", wenn die „Ansiedlung" gelungen sei. — Nun geht's an's Vermessen! In der Mitte wird ein Theil zu einer neu zu gründenden Stadt reservirt, die jedenfalls einen prunkhaften deutschen Namen, wie „Herrmann", „Germania", oder so was erhält; das Uebrige wird in kleine Parzellen von fünfundzwanzig bis vierzig Aeckern zerrissen, die den stolzen Namen „Farmen" oder Bauernhöfe bekommen. Der Plan der Colonie ist bald auf dem Papier fertig und nun geht's auch hier an's „Verkaufen."

Das Verkaufen ist und bleibt die Hauptsache. Was thut die Association mit dem Lande? Sie will sich nicht dort ansiedeln; ihr ist's gut genug in der Stadt, in der sie wohnt; sie will keine Häuser bauen, die nachher nicht mehr verkäuflich sind; sie will keine Farm acquiriren, wo erst nach jahrelangem Fleiß ein Strohhalm erzeugt werden kann! Die Association will nur Eins: Ver-

kaufen. Und sie verkauft auch; ja sie würde verkaufen, wenn der ausgebotene Gegenstand noch weniger werth wäre, was in manchen Fällen gar nicht möglich ist.

Das Erste, was sie thut, ist, daß sie einen bekannten Namen an die Spitze der Association stellt. Es muß ein Name von gutem, deutschem Klang sein, der Name eines Mannes von einigem Gewicht unter seinen Mitbürgern, vielleicht auch noch mit einem geretteten Titel aus der alten Heimath. Wo der Mann seine Hand im Spiele hat, da kann doch kein fauler Fisch herausstinken!

Das Zweite ist, daß Agenten angenommen werden; Leute, die eine ziemliche Bekanntschaft unter ihren Landsleuten haben, die einiges Vertrauen und besonders einiges Vermögen besitzen und anscheinend den Andern mit gutem Beispiele vorangehen und sich bereits mit einer oder zwei Actien betheiligt haben, die (einem geheimen Uebereinkommen zu Folge) natürlich die Association später wieder zurücknimmt. Umsonst thun's diese Agenten nicht; man kann's ihnen auch nicht zumuthen, denn sie müssen in allen Wirthshäusern herumkommen, um die Leute in ihrer besten „Stimmung" zu fassen. Aber was liegt daran, wenn man einem Agenten fünfundzwanzig Procent zuläßt? Bleibt nicht doch noch genug übrig?

Das Dritte, und das ist die Hauptsache, sind Annoncen. Und was für Annoncen! Die Annoncen sind theuer in Amerika, sehr theuer sogar, denn sechs schmale Zeilen schon kosten einen halben Thaler; aber was liegt der „Association" an einem spaltenlangen Artikel, — an einem Artikel, der fünfzig Thaler und noch mehr Einrückungsgebühr kostet, — wenn er nur zieht? Und tagtäglich

liest du sie, diese spaltenlangen Artikel, und nicht blos in Einer Zeitung, nein, gleich in einem halben Dutzend. Und wie süß und lockend sind sie, diese Annoncen! Der sie verfaßte, war kein Stümper und ließ sich ohne Zweifel für sein Machwerk nicht schlecht bezahlen, denn die Herren von der Association sind der Feder nicht so kundig, um selbst als Schriftsteller aufzutreten. — Da wird zuerst die Lage, dann der Boden herausgestrichen; ja auch auf den Mineralreichthum unter der Erde wird aufmerksam gemacht. Eine Eisenbahn fährt zwar noch nicht durch das Land, aber es kommt eine, in der nächsten Zeit, und dann kann man die Erzeugnisse um den dreifachen Werth absetzen! An Holz, an Quellen, besonders an Teichen zum Fischen fehlts auch nicht! Ja, schon stehen einige Häuser; einige Farmen werden bereits betrieben und das Rathhaus und das Schulhaus sind im Werden! „Noch ist es Zeit, noch könnt ihr um einige hundert Thaler ein Landgut erwerben, wie kein Bauer in Deutschland es größer und schöner hat; greift zu, Landsleute, greift zu, ehe es zu spät wird!“ — Noch eindringlicher sind die Empfehlungen der „Baulots“ in der Nähe einer großen Stadt. — „Ha, wie theuer ist's zu leben in der großen Stadt! Wie eng wird's Einem um's Herz in dem tollen Gewühl! Und wie elend sind die Wohnungen, die ihr mit sieben oder acht Thalern den Monat bezahlen müßt! Kauft doch einen Bauplatz in dem neuzugründenden Dorfe, das so nahe liegt, daß ihr jeden Tag um wenige Cents in die Stadt fahren könnt! Der Bauplatz kostet euch ja fast gar nichts, das Häuschen darauf nur wenige hundert Thaler und dann habt ihr eine Wohnung für euch selbst und einen Garten

hinter dem Hause, wo ihr eure Gemüse selbst pflanzen könnt. Dann lebt ihr als Menschen, nicht blos unter Menschen, sondern unter lauter deutschen Brüdern!"

Es ist ein wahrer Genuß, diese Annoncen zu lesen. Mann kann nicht umhin, man muß zugreifen! — Und wie leicht wird Einem das Zahlen gemacht! Fünf oder sechs Thaler Anzahlung; das Uebrige in monatlichen Raten. Der Aermste kann's erschwingen und in wenigen Jahren steht er als schuldenfreier Grundeigenthümer da. O, die Association versteht ihr Handwerk! Jedermann macht sie den Beitritt möglich, denn sie will Alle glücklich machen. Freilich, wenn Einer einmal seinen monatlichen Beitrag vergißt, oder ihn nicht leisten kann, so ist Alles bisher Eingezahlte verloren; die Association zieht die Actie wieder an sich und verkauft sie von Neuem. Es muß doch eine Ordnung sein!

Ist eine bestimmte Anzahl von Lots oder von Farmen verkauft, so geht's an's Verloosen, d. h. die Bauplätze und Bauernhöfchen werden nach dem Loose, wie's Einen trifft, vertheilt. Natürlich ist ein Eckplatz mehr werth, als einer in der Mitte, und ein trockener Hof ist beliebter, als einer im Sumpfe; aber — was liegt daran? Laßt sie nur jubeln, die ein „gutes Loos" gezogen haben, in einigen Jahren pfeifen auch sie aus einem andern Loche!

Und es steht oft nicht so lange an.

Der Arbeiter hat sich mit seinen wenigen ersparten Thalern einen Bauplatz oder ein Bauerngütchen gekauft. Er hat sich geschunden und geplagt, bis er die monatlichen Raten abzahlte und hat jetzt sein Häuschen, sein Gütchen schuldenfrei. Aber was soll er mit dem Häuschen begin=

nen? Er ist darauf angewiesen, in die Stadt hineinzufahren, um dort zu arbeiten oder gemachte Arbeit abzuliefern und das Hin- und Herreisen kostet ihn jährlich mehr Geld, als ihn eine schöne Wohnung in der Stadt kosten würde! Was soll er vollends mit der Farm? Sie ist zu klein, der Boden zu schlecht, der Absatz zu erschwert, um nur sein Leben drauf machen zu können? Und wo soll er das Geld herbringen, um Vieh und Ackergeräthe anzuschaffen? Der Bauernstand ist der schönste Stand in der Welt, wenn man ein hübsches Stück Feld hat, und guten Grund, und Vieh genug drauf und gute Wege, um auf den Markt zu fahren. Aber — so?

Vor ein Paar Jahren konnte der gute Mann nicht schnell genug sein, um sich an der Land- und Lotassociation zu betheiligen; jetzt — geht's ihm zu langsam mit dem Verkaufen. Und verkaufen muß er, wenn er nicht noch andere Hülfsquellen hat, oder wenn er nicht alle Jahre zusetzen will. Aber wer kauft ihm ab? Hunderte und Tausende von Lots und Häusern sind um New-York herum auf den deutschen Ansiedlungen um die Hälfte, um den dritten Theil des Kostenpreises zu haben; kein Mensch kauft sie, denn sie sind nicht den achten Theil werth! Und wie hier, so überall. Am besten hat der daran gethan, der sein Lot oder seine Paar Acker leer liegen ließ; er verliert doch blos seine Anzahlung an die Association. In hundert Jahren vielleicht, wenn die Spekulation sich fort und fort steigert, ist man genöthigt, auch nach dem Lande zu sehen, das jetzt noch zu steril ist, um es ohne allzugroße Kosten benützen zu können, und wenn die Städte sich noch ein Paar Dutzend Meilen weiter ausgedehnt haben, dann

erhalten auch jene Bauplätze einen Werth, die jetzt nur von Narren oder Einfältigen als solche benützt werden!

In Amerika weiß man sich zu trösten. Das Geld wäre einmal hin, denkt man, und besinnt sich drauf, ein anderes zu erwerben; aber es ist nicht einmal hin, jenes Geld, sondern die Herren Mitglieder der großen Association haben es in die Tasche gesteckt! Zwar haben die Agenten viel gezogen, zwar hat vielleicht der Präsident seinen „guten Namen" auch nicht umsonst hergegeben, zwar sind die Annoncen schwer ins Gewicht gefallen und die herrlichen „Pläne" auf gutem Zeichenpapier ausgeführt, sind auch nicht umsonst gezeichnet worden; aber jene hundert Acres Felsen- und Sumpfland zu Baulots, sechszehn Stück auf den Acre, haben ja nur zusammen tausend Thaler gekostet, und die sechzehnhundert Lots, zu fünfzig Thaler das Lot, trugen achtzigtausend Thaler ein! Und — um neunundsiebzigtausend Thaler Gewinn kann man sich schon Einiges gefallen lassen! Jene fünfzigtausend Acres Sand-, Torf-, Sumpf- und Waldland zu einer Bauerncolonie haben hunderttausend Thaler, d. h. das Doppelte ihres wahren Werths gekostet, weil sie nicht baar bezahlt, sondern auf Credit und gut Glück gekauft wurden; aber die fünfzigtausend Acres gaben zweitausend Farmen zu zweihundert Thaler das Stück. Das macht viermalhunderttausend Thaler, und um einen Nettogewinn von dreimalhunderttausend Thaler kann man mehr als ein Uebriges thun!

Lieber Leser, Du weißt nun, was Du davon zu halten hast, wenn's heißt: „Die letzte Gelegenheit! Eine Heimath für wenige Dollars!" In Amerika weiß man's zum großen Theil jetzt auch, und nur „Grüne", d. h. Frisch-

angekommene, oder Leute, die ewig grün und unerfahren bleiben, lassen sich noch ködern; „anschmieren" wäre Beleidigung.

Am unangenehmsten ist es der Farm- und Lotassociation, wenn eine Zeitung auf den „Schwindel" aufmerksam macht. Doch die — Ankündigungen der Association tragen viel Geld ein und die Zeitungen schweigen. — Eine Hand wäscht die Andere.

Sapienti sat, sagt der Lateiner.

29.

„Er macht sein Leben!"

„Er macht sein Leben" heißt in Amerika so viel, als er verdient so viel, als er braucht, um zu heirathen, sich zu kleiden, nach Bedürfniß zu essen, nach Maaß zu trinken und zu wohnen, wie ein Arbeitsmann in amerikanischen Städten zu wohnen das Recht hat, d. h. eng und ärmlich.

In Deutschland konnte er's möglicher Weise nicht so haben. Er verstand wohl vielleicht sein Handwerk, aber — es waren schon genug Meister in seinem Städtchen und so durfte er sich nicht etabliren und nicht heirathen, bis ein älterer Meister ihm Platz machte! Vielleicht verstand er auch sein Handwerk nicht, oder er hatte keine Freude daran, aber — was anfangen? Von Neuem vier lange Lehrjahre durchmachen? Dazu war er doch zu alt. Oder anderswohin nach Deutschland übersiedeln, wo etwas mehr Gewerbsfreiheit zu Hause ist? Da müßte er ja von Neuem Bürgerpapiere herausnehmen und hätte der Umstände viele. Da macht er's kürzer und geht nach Amerika. Da kann er anfangen, was ihm beliebt. Kein Mensch fragt ihn nach seinem Lehrbrief; kein Mensch nach seinem Bürgerpapier. Er kann hinziehen, wohin er will; er kann treiben,

was er will; er ist ganz sein eigener freier Herr. — Kann man's da Einem übel nehmen, wenn es ihn anlockte, nach Amerika zu gehen, weil er in Deutschland sich nicht etabliren, nicht heirathen, sein „Leben nicht machen" konnte? — Er that wohl daran.

Tausende aber machten in Deutschland ihr Leben, und gingen doch nach Amerika! Sie verdienten so viel, daß sie davon leben konnten, schlecht und recht, wie's in der Bibel heißt, aber es war ihnen nicht genug! Mit dem Speck im Kraut wollten sie sich nicht zufrieden geben; sie wollten Fasanen drin haben. — Thaten die auch wohl daran? — Wir wollen sehen.

Da war einer vielleicht Buchhalter in einem kaufmännischen Geschäfte. Seine Besoldung war anständig, seinen Leistungen angemessen; aber — sollte er immer Diener sein? Immer eine untergeordnete Rolle spielen? Er geht nach Amerika. Dort steht ihm die ganze Welt offen, und — seine gediegenen kaufmännischen Kenntnisse müssen doch in einem Lande ziehen, wo Gott und Welt handelt und wo trotzdem noch nicht einmal die doppelte Buchhaltung zu Hause ist, wenn auch die doppelte Wirthskreide! — Er geht nach Amerika, und nach Jahr und Tag ist der frühere Herr Buchhalter froh, wenn er in einem Handlungshause als Porter, d. i. als Packer und Hausknecht angestellt wird. Wenn's Glück gut geht, so bringt er's vielleicht nach Verfluß von abermals ein paar Jahren so weit, daß er einen Platz hinter'm Pulte bekommt, und — nun ist er, was er vorher war: Buchhalter oder Commis, nur unter dem veränderten Namen: clerk; und sein Einkommen langt gerade zu, um Weib und Kind zu

ernähren. — Er macht sein Leben und nichts weiter: hüben wie drüben. War's darum nöthig, nach Amerika zu gehen?

Er war vielleicht Apothekergehülfe draußen, und brachte es endlich zu einer Provisors- oder Verwaltersstelle. Sein Einkommen war so, daß er Weib und Kind ernähren und auch alle Tage noch seinen Schoppen trinken konnte. Aber — freilich dazu langte das Einkommen nicht, daß man der Frau des Jahres zwei seidene Kleider kaufen und sie viermal auf einen Ball führen durfte! Dazu langte auch das Vermögen nicht, daß man eine eigene Apotheke erwarb! — Also fort nach Amerika. — Dort angekommen, greift er natürlich zu seinem alten Handwerke. In Amerika gibts ja doch blos Pfuscher, und ein „amerikanischer Apotheker" vermag ja nicht einmal Ipecacuanna von Teufelsdreck zu unterscheiden! — Vollkommen richtig; aber der Gehülfen gibt's gar viele, und ihre Besoldung ist geringer, als sie in Deutschland ist. Man muß also so viel Geld haben, um eine eigene Apotheke zu errichten, wenn man mit Weib und Kind existiren will. Es gehört nicht viel dazu; mit tausend Thalern kann man viel machen; doch die tausend Thaler wenigstens gehören dazu. Und nun — geht auch gleich die Apotheke? Ist nicht am andern Eck auch eine? Und wenn sie geht, wenn sie so viel einträgt, als deines Nachbars seine, was bleibt dir übrig, wenn du den theuren Hauszins bezahlt hast? Du machst dein Leben, und dieses oft mit „Hindernissen", denn nicht immer langt's, einen Commis zu halten und zu bezahlen, und dann bist du Gehülfe, Stößer, Dutenmacher, Lehrling und Principal in Einer Person und darfst dir nicht einmal das Vergnügen machen, alle Tage deinen „Schoppen" zu trinken und

im Wirthshause über Politik zu kannegießern. — War's darum der Mühe werth, nach Amerika zu gehen?

Er war vielleicht Aufseher in einem größeren Etablissement, oder so etwas dergleichen. Er hatte eine hübsche Wohnung in der Fabrik und gerade so viel Einkommen, daß es langte. Aber — es langte immer blos nur, und nichts weiter! Das halte der Teufel aus; also fort nach Amerika. Und — wie ist's da? Der Herr Fabrikaufseher oder Verwalter wird wieder — Arbeiter! Das ungewohnte Ding will ihm wohl hart hinunter; aber „Vogel friß oder stirb" heißt's in Amerika. — Vielleicht bringt er's mit den Jahren, und wenn er einmal gut englisch kann, so weit, daß man ihn auf einem Dampfboot als Steward, d. i. als Aufwärter und Kellner anstellt, und dann macht er sein Leben wieder anständig; aber wahrhaftig nicht anständiger, als er's in Deutschland that. — Mußte er deßwegen auswandern?

Er war vielleicht Schullehrer draußen, und die Besoldung war gar schlecht. Er konnte unmöglich auskommen, aber er kam doch aus und löste so das Problem, das Unmögliche möglich zu machen. Es juckte aber immer in ihm: „ein Mann von deinen Kenntnissen und eine solche Besoldung!" — Also fort nach Amerika. — Und was treibt er da? Als Schullehrer konnte man ihn hier natürlich nicht brauchen, weil er nicht englisch verstand; so mußte ihm sein Bischen Klavierspielertalent das tägliche Brod verschaffen! Freilich, Klavierstunden zu geben, dazu fehlte es ihm an Bekanntschaft, an Empfehlungen, am Englischen; aber — er spielt jetzt alle Nächte von Abends acht Uhr bis Morgens zwei Uhr in einem feinen Hause in

der — Mercerstreet. — Gewiß, er macht sein Leben; die zehn Thaler wöchentlich von dem Mercerstreethause sind ihm sicher; aber — war nicht der Anstand und das Ansehen mehr auf der deutschen Seite draußen, als auf der amerikanischen, ob er sich gleich in Amerika „Professor of music" schreibt. — Professor of music in einem Mercerstreethause!

Er war vielleicht Schreiber oder gar Gelehrter, und der Böse ritt auch ihn, und er ging fort nach Amerika. Das war kein Gedanke, der von Gott kam, denn in Amerika ging's ihm verteufelt schlecht. Wenn er kein Geld mit herüberbrachte, so mußte er in Gottesnamen an den Kanälen graben oder an den Eisenbahnen arbeiten, um nur nothdürftig existiren zu können. Wenn er Geld mitbrachte, so konnte er sich eine „Wirthschaft" kaufen, oder einen „Milchkram" errichten, oder so etwas dergleichen. — Er machte auch in dieser Branche sein Leben, aber — welch' würdige Beschäftigung ist es für ihn, den Mann der Wissenschaft: Schoppen Bier einzuschenken! — War's wohl besser draußen oder in Amerika? — An letzterem Ort konnte er sich wenigstens nicht erinnern, auch nur einmal glücklich gewesen zu sein, außer bei Nacht, wenn's ihm träumte, er sei wieder in Deutschland, und treibe dasselbe, was er vorher getrieben!

So viel ist richtig: es kann Einer sein Leben machen in Amerika, er mag sein, wer er will, und gewesen sein, was er will; er mag draußen viel oder wenig oder nichts gearbeitet haben, in Amerika arbeitet er gewiß, denn Niemand sorgt für ihn, wenn er's nicht selbst thut. Aber wie macht er sein Leben? Und wie viele sind, die mehr

machen? — Laß dich nicht irre führen von den Dutzenden oder Hunderten, die sich ein großes Vermögen erworben haben im neuen Vaterlande. Solche Dutzende und Hunderte gibt's auch draußen im alten Vaterlande, und wenn's zufällig ein Paar weniger sein sollten, thut's auch nichts. Der gewöhnliche Mann ist nur dazu da, sein Leben zu machen. Oder — laß ihn auch etwas mehr machen, laß ihn ein paar hundert Thaler auf die Bank tragen, kommt nicht auch einmal die Zeit, wo man den Doktor und Apotheker braucht? Und hast du schon eine amerikanische Doktors- und Apothekersrechnung gesehen? Die zwei Beiden leben in Amerika von einigen Dutzend Kunden, wo sie in Deutschland eben so viel Hundert brauchen; darum müssen sie um so theurer sein. Und weißt du, was eine Kindbett kostet, oder gar vollends eine Leiche? Ein solcher Fall und die Ersparniß von zwei Jahren ist fort; dann noch ein Bischen Arbeitseinstellung und Geschäftsstockung, so ist's um den Schweiß dreier anderer Jahre geschehen.

Und deßhalb hast du Alles aufgegeben, deinen frühern Umgang, deine früheren Gewohnheiten, dein Vaterland, Alles was dir lieb und theuer war? Deßhalb, damit du am Sonntag das Vergnügen hast, deine Stiefel selbst zu putzen, statt dich in Gottes schöner Natur zu ergehen? Deßhalb, damit sich deine Frau darin übt, selbst zu waschen, selbst zu scheuern, selbst zu kochen, statt sich der Erziehung ihrer Kleinen zu widmen? Deßhalb, damit du vielleicht Jahre lang Niemanden siehst, mit dem du ein vernünftig Wort sprechen kannst? Deßhalb, damit die Amerikaner verächtlich auf dich herabsehen, weil sie nicht wissen, ob du nicht vielleicht auch ein fortgeschickter Bettler

oder Verbrecher bist? Deßhalb, damit du in der Fremde ein ewiger Fremdling bleibest? Deßhalb willst du lieber in Amerika dein Leben machen, als im alten Vaterlande? — Mensch, kehre um, so lange es noch Zeit ist.

Freilich mag's dir vielleicht in mancher Beziehung ungewohnt vorkommen, wenn du wieder hinauskömmst; es wird dir ungewohnt sein, daß man fast zu jedwedem Geschäft, das man anfangen will, eine obrigkeitliche Bewilligung braucht; es wird dir ungewohnt sein, daß man aller Welt ihren Paß abverlangt; ungewohnt sein, daß Einer nicht schneidern darf, wenn ihm das Hobeln entleidet ist; aber — in Deutschland hast du keine Mosquitos, wenig Wanzen, süße Butter, cultivirtes Land, neuen Wein und ächten Wein, und vor Allem einen gesitteten, vernünftigen, menschlichen Umgang! —

So viel aber ist dir dein Aufenthalt in Amerika jedenfalls zu Nutzen gewesen, daß du gelernt hast, dein Holz selbst zu spalten, wenn's nicht langte, einen Holzspälter zu bezahlen; so viel hast du gelernt, daß „Arbeiten keine Schande ist", die Arbeit mag bestehen, aus was sie will.

Wer dazu bestimmt ist, nichts weiter, als „sein Leben zu machen", der mache es da, wo man ihn versteht. Einer Million wegen wär's noch der Mühe werth, in seinen alten Tagen englisch oder hottentottisch zu lernen, aber — wegen des bloßen „Lebenmachens" — da ist's besser, man bleibt zu Hause.

30.

Der Loafer.

Berlin hat seine Eckensteher, Neapel seine Lazaronis und Newyork seine Loafer. Der Eckensteher lebt von Kümmel, Trinkgeldern und Weißbier, der Lazaroni von Melonen, Sonnenschein und Maccaroni, der Loafer aber vom Essen und Trinken auf Kosten des Vaterlandes, respective des Publikums, mit dem er sich „in Verbindung setzt".

Loafer bedeutet auf deutsch einen Straßenlungerer, einen Herumläufer ohne bestimmte Beschäftigung. Mit der Zeit cultivirte er sich so, daß man jetzt unter Loafer einen jungen Mann versteht, der lediglich kein Geschäft treibt, als das, auf anderer Leute Kosten zu leben und gut zu leben, und der dabei stets auf der Straße herumlungert, um überall bei der Hand zu sein, wo es einen „Umstand", einen „Auflauf" oder etwas dergleichen gibt. Er ist eine specifisch-amerikanische Erfindung, denn anderswo gibt's zwar auch Bettler, Faullenzer und Diebe, aber Leute, die diese drei Eigenschaften zu Einer verbinden, dabei sich noch den Anstrich eines Gentleman oder doch Particulier geben, und was die

Hauptsache ist, eine politische Wichtigkeit haben, — solche Leute sind bloß in Amerika möglich.

Der Loafer ist ein Mensch von 16—40 Jahren und spricht nie ein anderes Wort, als ein englisches. Er ist stolz darauf, ein „geborner Amerikaner" zu sein, und blickt mit tiefer Verachtung auf die Dutchman herab, die sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen. Er kann vielleicht kaum lesen und noch weniger ist er im Schreiben oder in sonstigen Wissenschaften zu Hause, aber — er fühlt sich als geborner Amerikaner. Sein Geburtsrecht gilt ihm mehr, als dem deutschen Baron der Adelstitel, und kein Roßjud kann hochmüthiger drauf sein, einen Christen über's Ohr gehauen zu haben, als er es ist, ein Amerikaner und kein Europäer oder Asiate oder überhaupt Mitglied einer sonstigen Nation zu sein. Nicht einmal die Engländer sind in seinen Augen ebenbürtig, obgleich er von diesen herzustammen sich rühmt und nicht von den „Hocuspocusmännern", den Franzosen, oder den „Sauerkrautfressern", den Deutschen. — Doch sonderbar, so tief er die Deutschen verachtet, und so wahnsinnig hoch erhaben er sich über allem übrigen Menschentrosse zu stehen dünkt, so sind doch nicht wenige Deutsche unter der edlen Zunft der Loafer; — und nicht bloß Deutsche, die in Newyork oder Amerika von deutschen Eltern geboren wurden, sondern veritable, ächte, importirte, in Deutschland geborne Deutsche. Freilich sprechen auch die kein deutsches Wort und haben es sogar so weit gebracht, sich zu schämen, daß sie in Deutschland zur Welt gekommen sind! Freilich verläugnen sie ihr früheres Vaterland und behaupten, in Amerika oder wenigstens in Pensylvanien geboren zu sein! Aber doch

war es nur ein Deutscher, der es einmal so weit brachte, eine Art Loaferkönig zu werden in der guten Stadt New-york, und der seine Würde und seinen Einfluß beibehielt, bis er in Folge „eines Kampfes auf dem Felde der Ehre" d. h. eines Straßencrawalls in Loaferinteressen seinen Geist aufgab! — Daß sich außer Deutschen auch viel irisches Gesindel unter die Loafer begeben hat und tagtäglich begibt, versteht sich von selbst. Die haben es gut machen, denn ihre Sprache verräth sie nur wenig!

Der Aufenthalt des Loafers ist hauptsächlich die Straßenecke. In der mittleren Stadt, wo natürlich die Population am stärksten ist, lungern an jeder Ecke ihrer zehn oder zwölf. Sie sind nie müßig, sondern trippeln stets mit den Füßen, wie wenn sie tanzen wollten, besonders im Winter, wenn sie Angst haben müssen, daß ihnen die Füße an den Boden gefrieren. Von Zeit zu Zeit verschwinden sie unter vielem Geräusch in dem Eckladen, vor dem sie stehen, denn dieser ist natürlich ein Schnapsladen. Nach kurzem Verweilen erscheinen sie aber wieder und trippeln wieder mit den Füßen oder vertreiben sich sonst die Zeit auf eine würdige Weise, z. B. damit, daß sie Zoten reißen, wenn ein Frauenzimmer vorbeigeht, oder daß sie einem Herrn ein Bein stellen, damit er hinpurzelt und dergleichen mehr. Wenn ein Deutscher vorübergeht — und ein Deutscher kann sich nicht bloß wegen der Physiognomie, sondern schon wegen des Schnurrbarts nie verläugnen, — so darf er sicher sein, mit einem „Damned Dutchman" oder „Dutch Son-of-a-bich" beehrt zu werden.

Seine Hauptthätigkeit beginnt mit dem Anbruch der Dunkelheit. Dann stellt er sich in der Nähe der Theater

auf, oder wo sonst viele Menschen verkehren, und übt sich darin, den Herren die Uhr aus der Tasche zu practiciren und den Damen das Taschenbuch aus der Hand zu reißen. Liegendes Eigenthum liebt er nicht besonders, denn wie soll er dieses acquiriren? Um so ein größerer Freund von persönlichem Eigenthum ist er aber. Es mag dieß bestehen, in was es will, es ist ihm gleich, wenn's nur leicht zu transportiren ist; denn hat Einer einen glücklichen Coup gemacht, so wirft er das Gestohlene sogleich einem Zweiten zu, damit man im Abfassungsfalle das corpus delicti nicht bei ihm findet. Uebrigens begnügt er sich nicht immer mit gewöhnlichem Taschendiebstahl, sondern er stellt sich hie und da auf die höhere Stufe des Räubers. Ein Raubanfall geschieht gewöhnlich erst nach Mitternacht, wenn das Gewühl auf den Straßen nachgelassen hat, und immer verbinden sich Drei oder Vier zu einem solchen. Sie stellen sich in einen Hausgang, passen, bis ein „Unschuldiger" vorübergeht, der Erste schleicht sich hinter ihn, und versetzt ihm eins mit der Bleischlinge, der Zweite dreht einen Knebel und steckt ihn dem Niedergeschlagenen in den Mund, der Dritte eignet sich Uhre, Börse und was transportabel ist, zu und in drei Minuten ist der ganze Spaß vorüber. Die Polizei kommt, wie sich in Newyork von selbst versteht, zu spät, um die Diebe einzufangen; aber früh genug, um dem Beraubten den Knebel aus dem Munde zu nehmen. — Natürlich ist's hauptsächlich auf „Grüne" abgesehen, d. h. auf Solche, die entweder frisch eingewandert sind, oder die „vom Lande" kommen und sich in den Irrgängen des modernen Babylons noch nicht auskennen. Doch kommen sie manch-

mal an den Unrechten, die Herren Loafer, und dürfen dann für eine furchtbare Tracht Prügel und Ablieferung in's Zuchthaus nicht sorgen; für das Letztere sorgt der Richter. Hie und da thun sich auch noch mehr als drei oder vier Mal so Viele zusammen und machen sich ihrer Dreißig oder Vierzig an eine der städtischen Eisenbahnen, d. h. sie halten einen der mit Pferden gezogenen Eisenbahnwägen an, plündern den Conducteur, lassen sich von den Passagieren Uhren, Geldbeutel u. s. w. zur Aufbewahrung übergeben und verschwinden eben so schnell, als sie gekommen sind. Doch dieß sind bloß Ausnahmsfälle.

Einer ihrer liebsten Zeitvertreibe sind die Feuersbrünste. In Newyork brennt's täglich wenigstens ein halb Dutzend Mal und um die Zeit des ersten Mai, wenn die große Moverey, d. h. das Umziehen in andere Wohnungen stattfindet (der erste Mai ist nämlich der Hauptumziehtag), brennt's oft dreißig und vierzig Mal in Einem Tag. Die Leute lieben es nicht, ihre alten Möbel fortzuschaffen, sondern ziehen es vor, sich von den Versicherungsgesellschaften neue Mobilien zu holen! Da rennen die Feuermänner den ganzen Tag und besonders die ganze Nacht mit ihren Feuerspritzen, und mit jeder Spritze rennen ihrer vierzig bis fünfzig Loafer und helfen dieselbe ziehen und die Schläuche richten, und dringen mit in die brennenden und nicht brennenden Häuser ein und *lassen mitspazieren, was nicht nieth- und nagelfest ist.* — Die Feuersbrünste tragen den Loafern am meisten ein; darum *sorgen sie auch dafür*, daß es an Feuersbrünsten nie mangelt, und kluge Leute wissen es oft vierundzwanzig Stunden vorher, wo es den andern Tag brennt.

Noch mehr Unterhaltnng gewährt den Loafern die Novemberzeit, das ist die Zeit der Wahlen. Es mögen städtische Wahlen, oder Staatswahlen sein, das ist dem Loafer ganz einerlei. Er weiß, daß die verschiedenen Parteien sich den Sieg streitig machen und sich's ein gut Stück Geld kosten lassen, den Sieg zu erringen. An wen sollten sich nun die Herren Candidaten vornehmlich wenden? An wen anders, als an die Zunft der Loafer? — Um diese Zeit aber zeigt sich's, daß der Loafer Ehre im Leibe hat. Die „Demokraten", die „Republikaner" mögen ihm vielleicht ebenso viel bieten; er hält deßwegen doch zu den „Amerikanern". Die Native-Partei ist seine Partei. Er ist ja auch „geborner Amerikaner"! — Da stehen sie nun von Morgens früh bis Abends spät an den Wahlurnen, die „amerikanischen" Loafer und „schützen" das Wahlrecht. Eingewanderte thun wohl daran, wenn sie sich an diesem Tage nicht sehen lassen: denn sie können doch nicht für die „amerikanische" Partei stimmen! Wer aber wider diese Partei ist, der darf sicher sein, Prügel zu bekommen! Und oft nicht bloß Prügel, sondern auch Leibschäden und Kugellöcher! — Freilich, wo eine gute Polizei ist, ziehen die Loafer den Kürzeren, aber lesen wir nicht alle Jahre, wie es in Cincinnati, in Louisville, in Neworleans und hie und da auch in Newyork bei den Wahlen zugeht? — Um diese Zeit haben die Loafer freies Spiel und frei Essen und Trinken und noch Geld dazu im Sack. — Und kann es Einen wundern, wenn ein auf diese Art gewählter Stadtrath seine „Freunde", die Herren Loafer, beschützt und ihnen wegen ihrer übrigen „Excentricitäten" das Jahr hindurch nichts geschehen läßt?

In Amerika gehört fast Jeder einer Loge, einer Guard oder einer andern Association an. Natürlich dürfen die Loafer hierin nicht zurückbleiben, deßwegen bilden sie besondere Loaferklubs mit Statuten, Präsidenten, Sekretären und Cassieren, so gut als eine andere Gesellschaft. Hie und da gerathen solche Loaferklubs mit einander in Feindschaft und dann wird der Hader auf der Straße ausgefochten. Es sind dieß förmliche Loaferschlachten, in welchen Pistolen und Revolver eine Hauptrolle spielen. Natürlich gehen dabei immer einige Menschenleben darauf, allein meistens trifft's Neugierige oder Vorübergehende und der Loafer selbst kommt ungeschlagen davon. Von Arretirungen ist auch selten die Rede; die Polizei liebt den Frieden, besonders mit den Loafern, aus denen sie sich rekrutirt; denn ein Polizeidiener, der nicht einige Zeit Loafer gewesen wäre, gehört unter die Seltenheiten.

Von Religion und Kirche weiß der Loafer Nichts. Dagegen hat er, wie jeder Amerikaner, zwei Hauptfesttage: den 4. Juli, oder die Feier der Unabhängigkeits-Erklärung der „Vereinigten Staaten," und den 1. Januar, das Neujahr. Diese zwei Tage begeht der gewöhnliche Amerikaner mit Schießen, Trinken, Festessen, Paradeausrücken, Illuminiren und Feuerwerken. Der Loafer aber ist auch an diesen zwei Tagen exclusiv. Er benützt sie nämlich dazu, daß er von Morgens früh bis Abends spät in allen, besonders deutschen, Wirthshäusern herumläuft, überall ißt und trinkt, Nichts dafür bezahlt und aus Dankbarkeit die Gläser, Spiegel, Möbel u. s. w. zusammenschlägt. Natürlich wagt sich diese „Heldenjugend" Amerikas nur in „starken Banden" in ein Wirthshaus und auch dann nur, wenn sie sieht, daß

gerade wenig Leute drin sind; denn im Allgemeinen ist Kraft und Tapferkeit so wenig Sache des Loafers, daß zwei deutsche Fäuste schon ihrer Zehn oder Zwölf in die Flucht gejagt haben! — An diesen zwei Tagen läßt sich natürlich die Polizei gar nicht sehen und — die Deutschen in großen Städten halten sich meist zu Hause oder machen sie eine Landpartie. Dem Loafer bleibt das Feld offen!

So ist das Leben des Loafers. Er theilt seine Zeit ein in Rauchen, Eckenstehen, Politisiren, Trinken, Pferderennen, Raufen, Theatergehen und — Stehlen. Letzteres gewährt ihm den Lebensunterhalt. Glaube aber ja nicht, daß der Vater des Loafers ein Taugenichts und seine Mutter eine Bettlerin war. Gott bewahre! Seine Eltern nehmen vielleicht nicht die geringste Stellung in der menschlichen Gesellschaft ein, aber die Erziehung ist etwas „frei“ in Amerika und das Söhnlein zog es vor, auf „eigene Faust“ sein Leben zu machen, statt in der „Lehre,“ wohin ihn der Vater gethan. Glaube auch nicht, daß der Loafer von seinen Landsleuten verachtet wird. O gewiß nicht! Schon oft und viel haben Männer, die jetzt im Bürgerausschuß oder Stadtrath sitzen, Männer von hohen Würden und Ehren, Jahre lang Loaferei getrieben, ehe sie zu ihrer jetzigen Lebensweise übergingen; denn die amerikanische Jugend fühlt fast durchaus einige Neigung zur „Ungebundenheit“ in sich, und wo wäre die Ungebundenheit mehr personificirt, als im Loafer? Aus dem Loafer kann Alles werden! — Wird er älter, so bewirbt er sich zuerst um eine Polizeidienerstelle und später um ein städtisches Aemtchen. Erhält er keines, so ist wohl möglich, daß er am Galgen stirbt.

31.

Der Boardingwirth.

Der Boardingwirth ist ein Mensch, der den Leuten, die zu frühstücken, Mittag zu essen, Abend zu speisen und zu schlafen gewohnt sind, Gelegenheit gibt, allen diesen Gewohnheiten obzuliegen. Nebenbei können sie auch Wein, Bier und Schnaps von ihm beziehen, wie von irgend einem andern Kneipier.

In Amerika ists nicht Sitte, daß der Boß, d. i. der Meister oder Arbeitgeber, seine Gesellen in Kost und Logis hält. Nicht einmal die Lehrjungen behält er bei sich im Hause, er müßte denn besondere Gründe dazu haben. So ist der Schreinergeselle so gut, als der Schlosserjunge, der Schneider so gut als der Schuhmacher, der Goldarbeiter wie der Gürtler, der Posamentier wie der Polsterer, der Zimmermann wie der Bildhauer, der Maler wie der Grobschmied, — kurz alle und jede Arbeiter, sie mögen heißen, wie sie wollen, sind darauf angewiesen, zu heirathen oder in ein Boardinghaus zu gehen. — In Deutschland machen es die Arbeiter, die nicht beim Arbeitgeber essen und logiren, anders. Sie miethen sich ein Stübchen, machen ihren Kaffee selbst, essen im Gasthof zu Mittag und soupiren

im Bierhause. Das geht in Amerika auch, aber nur für Einen, der nicht viel zu thun hat und statt drei Thaler für Boarding, d. i. für Kost und Logis, gerne das doppelte ausgibt! Denn eine einzelne Mahlzeit in der Restauration steht immer doppelt so hoch, als das ganze abonnirte Essen im Boardinghause! Und vollends seinen Kaffee selbst machen, wo der Arbeiter präcis 7 Uhr an der Arbeit sein muß! Eine Minute später, und es wird ihm ein Viertelstag abgezogen! — Nein, da geht er lieber in Boarding.

Und ein prachtvolles Leben ists, das Boardinghausleben, halb Familienleben, halb Gasthofleben, von jedem Etwas, aber nicht gerade das Beste!

Der Boardingwirth miethet immer ein ganzes Haus, wo möglich in der Nähe von Fabriken oder großen Arbeitslokalen, denn die Herren Arbeiter lieben es nicht, allzuweit zu gehen. Er wählt nicht gerade das Schönste, wohl aber das Geräumigste und Wohlfeilste. Auf die Feinheit und Noblesse der Straße und Umwohnerschaft kommts ihm dabei nicht an. Die Hauptsache ist: viel Platz, wenig Hauszins, und eine gelegene Gegend.

Die Einrichtung eines Boardinghauses ist sehr einfach. Ein Wirthschaftszimmer, das zugleich als Speisezimmer für die Herren Boardinger benützt wird; eine Küche mit Range d. i. Kunstherd, damit man für dreißig Mann in Einem Kessel kochen kann; Schlafzimmer, so viel als möglich und in jedem Schlafzimmer so viel Betten als möglich; für den Mann einen Stuhl, ein Waschlavoir, ein Handtuch; vielleicht für je zwei Mann einen Pot-de-chambre und für drei einen Tisch; für Alle, die zusammen in einem

Zimmer sind, ein Spiegelchen und einen Kleiderrechen. Das ist die ganze Einrichtung. Will Einer ein besonderes Zimmer für sich, so hat er auch besonders dafür zu zahlen! — Die Betten sind sehr einfach, ächt republikanisch, vielleicht hie und da spartanisch: eine alte Bettlade, ein Strohsack, eine Seegrasmatratze, ein Kopfkissen und ein Teppich zum Zudecken. Das ist Alles. — Im strengen Winter ist daher der Herr Boardinger genöthigt, wenn er nicht erfrieren will, die Bettwärme vermittelst einiger alten Kleidungsstücke zu unterstützen. In einigen bessern Häusern ist man übrigens jetzt so weit gekommen, daß Federdecken angeschafft worden sind, und — natürlich bei der Anzeige des Boardinghauses in der Zeitung wird ein solcher Empfehlungsbrief nie vergessen!

Eine besondere Abart von Boardinghäusern sind die Privatboardinghäuser und die Schneider- und Schuhmacherboardinghäuser. Die Privatboardinghäuser halten keine öffentliche Wirthschaft, sondern das „Familienzimmer“ ist zugleich der Speisesaal der Boardinger; sie werden meist von heirathsfähigen Wittwen oder Wittwen mit heirathsfähigen Töchtern gehalten. Die Boardinghäuser für Schneider und Schuhmacher enthalten Sitzplätze, d. h. sie sind für Schneider und Schuhmacher, die zu Hause „auf Stück“ arbeiten. Das Zimmer mit den Sitzplätzen vertritt dann die Stelle des Wirthschaftslokals. — Noble Boardinghäuser, wo blos Zwei oder Drei in einem Zimmer schlafen, und wo die Preise von vier zu fünf Thalern die Woche variren, enthalten ein Gesellschaftszimmer, „Parlor“ genannt, mit einem Piano, auf dem sich

die Tochter des Hauses Abends hören läßt und schmachtende Blicke dazu singt.

Der Boardingwirth ist der geplagteste Mensch von der Welt. Morgens früh sechs Uhr muß der Kaffee auf dem Tische stehen, denn die Herren Boardinger gehen um ½7 Uhr aus dem Hause, um vor dem Schlag 7 Uhr an der Arbeit zu sein. Mittags Schlag 12 Uhr muß das Essen parat sein und wehe ihm, wenn die Suppe versalzen oder das Rindsfleisch nicht gar ist. Nachts aber kommt er vollends nicht zur Ruhe, denn der Herr Boardinger kommt nach Hause, wenn es ihm beliebt und wenn die Hausthürenglocke schellt, so muß ihm geöffnet werden. Er hat ja seinen Hausschlüssel vergessen! — Der beste Tag für den Boardingwirth ist der Samstag, denn das ist der Zahltag. Die Herren Boardinger haben ihren Wochenlohn eingenommen und nun wird auch die Wochenboard, d. i. die drei Thaler für Kost und Logis, bezahlt, falls es dem Herrn Boardinger so beliebt, denn das Zahlen ist nicht immer seine Hauptleidenschaft.

Der Boardinger ist nämlich ein ganz eigener Mensch. Er besteht so zu sagen aus Loben und Schimpfen. Er lobt nicht etwa seinen eigenen Boardingwirth, sondern im Gegentheil alle andern Boardinghäuser und läßt sich sogar in Specialitäten darüber ein, wie gut, wie reinlich, wie manierlich Alles dort ist; umgekehrt aber schimpft er über Alles im eigenen Boardinghause, und auch hier läßt er sich auf Specialitäten ein, denn Nichts ist ihm gut genug, weder das Bett, noch die Kost, noch die Bedienung. Kommt er von seinem jetzigen Boardinghause in eines der andern, seither so sehr von ihm Belobten, so

schimpft er über letzteres und ertheilt sein Lob dem früher Geschimpften.

Eine weitere Haupteigenschaft des Boardingers ist, daß er zu Hause bleibt, wenn er kein Geld hat. Dann pflanzt er sich hemdärmelig, mit seiner langen Pfeife im Munde, im Wirthschaftszimmer auf, spielt Karten und vertreibt durch sein „ungenirtes" Wesen alle andern Gäste, weil er das Wirthschaftszimmer als das ausschließliche Eigenthum der Herren Boardinger betrachtet. Natürlich trinkt er zu Hause auf „Rechnung." Am Samstag ist ja Zahltag! — Hat der Boardinger aber Geld, baar Geld, so halten ihn keine vier Gäule zu Hause. Das baare Geld muß in einem andern Wirthshause vertrunken sein! — Es langt übrigens nicht lange, das baare Geld, gewöhnlich von Samstag Abend bis Montag Mittag, dann wird solid gelebt, zu Hause geblieben und auf Pump getrunken.

Die letzte und größte Haupteigenschaft des Herrn Boardingers ist, daß er den Boardingwirth anpumpt und dann darum betrügt. — Es existirt nämlich in Amerika das Gesetz, daß man Niemanden wegen Eß- und Trinkschulden verklagen kann, so wenig als wegen rückständiger Miethe. „Laß Dich baar oder im Voraus bezahlen", sagt das Gesetz, „so kommst Du um Nichts." Der Herr Boardinger liebt's aber nicht, zum Voraus zu bezahlen. „Soll er, der seine zehn oder zwölf Thaler in der Woche verdient, nicht einmal so viel Credit besitzen?" Da sei Gott vor. In einem solchen Boardinghause möchte er nicht verkehren! So hat er also Credit, der Herr Boardinger, natürlich nur auf Eine Woche; aber — er ist jetzt seit sechs Wochen im Hause und hat immer regelmäßig bezahlt,

und in der siebenten Woche bekommt er selbst kein Geld vom Boß, oder wird krank, oder kommt außer Arbeit, willst Du ihn jetzt hinauswerfen, weil er eine Woche länger schuldig bleibt? Das kann man doch auch nicht und so behält ihn denn der Boardingwirth eine, zwei, drei Wochen und noch länger auf Credit und die Summe wächst auf fünfzig und mehr Thaler an. Was willst Du nun thun? Nicht länger borgen? Dann nimmt er seine Kleider und absentirt sich, um Dich nie mehr heimzusuchen, und Dein Geld ist verloren. Ihm gute Worte geben? Dann behandelt er Dich am Ende wie der Student seinen Pudel und gibt Dir einen Tritt, wenn nicht mit den Füßen, doch mit den Worten. Oder gar keinen Credit geben, wenn Eine Woche nicht bezahlt wird? Das ist am Ende noch das Beste, denn dann geht doch nur das Kostgeld von Einer Woche verloren, aber — Du wirst als ein Grobian und Geizhals verschrieen.

Geld muß er verlieren, der Boardingwirth, er mag's machen, wie er will. Und kündigt er gar vollends einem der Herren Boardinger auf, weil dieser sich vielleicht unanständig benommen, dann darf man darauf zählen, daß Drei oder Vier auf einmal bei Nacht und Nebel sich davon machen und natürlich dabei vergessen, nach ihrer Rechnung zu fragen.

Aber der Wirth kann ja die Kleider und Mobilien behalten? Nicht einmal dieses. Es hat Niemand das Recht, sich selbst zu pfänden und wann der Wirth Credit gegeben hat, so that er's auf eigenes Risico. So bald der Boardinger klagt, müssen die Kleider und was sonst inne behalten wurde, verabfolgt werden. Der Boardinger klagt aber selten, denn er läßt, wenn er perbrennen will, nichts zu-

rück, als einen leeren Mantelsack oder einen noch eereren Koffer. An alten Koffern leidet daher der Boardingwirth keinen Mangel. Das baare Geld aber steckt im — Buche. — Und wie gerne würde der Wirth das noch verschmerzen, wenn nicht auch so Viele darunter wären, die nicht aus Geldmangel durchbrennen, sondern nur um zu betrügen! Doch — Ein Trost ist dem Boardingswirth geblieben. Er kann die Herren Schuldenmacher öffentlich in der Zeitung auffordern! Und er thut es auch, wenn er gleich die Einrückungsgebühren aus seinem Beutel zahlen muß, und wie wundern sie sich: die Herren Böllmle, Harttmann, Ridinger oder wie sie alle heißen, wenn sie den andern Tag sich vor ihren Collegen an den Pranger gestellt sehen! Viele aber sind auch darüber hinaus, das sind die, welche auf's „Boardingwirthbetrügen" reisen. — Was liegt denen an einer öffentlichen Blamage?

Wenn der Boardingwirth ein Mann von Temperament ist, so ärgert er sich die Schwindsucht an den Hals. Ist er ein Mann von Ueberlegung, so gibt er das Boardinghaushalten schon nach dem zweiten Jahre auf.

Die Boardingwirthin sieht man selten; sie residirt in der Küche. Ihre größte Noth sind die Dienstmädchen und die Wanzen, welche beide wenigstens Eine Aehnlichkeit miteinander haben; die Dienstmädchen haben nämlich keine Ruhe vor den Boardingern und die Boardinger keine vor den Wanzen. — Alle acht Tage hält die Boardingwirthin großen Wanzenvertilgungstag; alle vier Wochen wechselt sie mit den Dienstmädchen.

32.

Das Tanzhaus.

Das Tanzhaus hat Newyork mit jeder Seestadt gemein. — Der Matrose, der Wochen, Monate, ja Jahre lang zur See war und jetzt wieder auf festen Grund und Boden kommt, muß doch einen Ort haben, wo er sein Geld todtschlagen kann. Und in Newyork ist man in dieser Hinsicht sehr vorsorglich gegen die Schifffahrer und nicht bloß gegen diese, sondern gegen Alle, die einen vollen Beutel haben.

Das Newyorker Tanzhaus liegt nicht in der Mitte der Stadt, auch nicht in der obern Stadt, sondern stets in der Nähe des Wassers, in der Jamesstreet, der Waterstreet, der Cherrystreet. In diesen Revieren liegen die meisten Matrosenherbergen, denn der Matrose liebt es nicht weit zu gehen, sondern fällt ein, wo unser Herrgott den Arm herausstreckt.

Das Aussehen des Tanzhauses ist nicht gar einladend. Ein schmales Gebäude von vornen, oft noch von Holz und ziemlich wetterzerschlagen; „baufällig" würde man es im soliden Theile Deutschlands nennen. Aber tritt hinein und du änderst deine Ansicht. Das Vorderzimmer ist eine ge-

wöhnliche Schenkstube, in der sich Herumlungerer aller Art den ganzen Tag herumtreiben. Der Tanzsaal aber ist wohl seine hundert Fuß lang und seine fünfzig breit; er faßt seine zwei- oder dreihundert Personen, und wenn er auch nicht auf die Straße, sondern nach hinten hinausliegt, so ist er doch stattlich genug eingerichtet. Freilich bei Tag ist nicht viel zu sehen; oft und viel ist er sogar den ganzen Tag geschlossen. Bei Nacht aber, wenn statt der Sonne die Gaslichter angezündet sind, da betrachte dir ihn, denn da beginnt seine Zeit. Große Kronleuchter brennen in der Mitte, und an den Seiten flackern hunderte von Streiflichtern, die sich in den Spiegeln tausendfach wiederspiegeln. An den Wänden entlang steht eine unabsehbare Reihe gepolsterter Sitze; am obern Ende siehst du ein Piano, bei dem weniger auf Eleganz als Stärke des Tones gesehen worden ist. Zur Seite hast du ein geräumiges Schenkzimmer, welches dir jedes Getränk liefert, wornach dein Herz begehrt: Bier, Wein, Sodawasser, Sasaparrilla und vor Allem Brändi, ächten Newyorker Giftbrändi!

Nach neun Uhr Abends beginnt sich der Saal zu füllen. Der Pianospieler, jedenfalls ein Deutscher, vielleicht Einer, der zu Hause auf sechs Universitäten Allotria getrieben, oder Einer, der in der alten Heimath weniger mit dem Clavier, als mit der Orgel zu thun gehabt hatte, jedenfalls Einer, der das Piano in Deutschland nicht deßwegen spielen gelernt hatte, um dort davon zu leben, und jetzt froh ist, daß er's spielen kann, weil's ihm Brod gibt, — — der Pianospieler sitzt an seinem Platze und rauschende Melodien ertönen, begleitet vielleicht von einer Geige, deren Bogen ein früherer Theologe gar kräftig führt. Jetzt

erscheinen die Huldinnen, nicht des Tags, aber der Nacht. Eine nach der Andern findet sich ein, oft ein halbes Dutzend auf einmal. Sie sind leicht geschürzt, ein Seidenkleid umrauscht ihre Glieder, die Arme und Schultern sind nackt, der Busen liegt halboffen zu Tage, die Augen glänzen vor Vergnügen, die Wangen glühen von künstlichem Roth. Es sind Alte und Junge unter einander, wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt. Die Schminke und das Gaslicht verscheuchen die Runzeln und — die Herren, die sich in einem Tanzhause vergnügen wollen, sind nicht so wählerisch. Was die Jugend an natürlicher Frische voraus hat, ersetzt das „Alter" durch Erfahrung und Taktik. — Jetzt erscheinen auch die Herren. Zuerst ein Paar Dutzend Straßenlungerer, die jede der Damen bei ihrem Taufnamen kennen, und sollte Eine nicht getauft sein, bei ihrem Vornamen. Das sind die „Schulkameraden" und „Dutzfreunde" von der Kindheit her, mit denen man nicht viel Umstände zu machen braucht. — Dann kommen vielleicht einige Sechs Gutgekleidete, die sich an einem Tischchen unweit des Schenktisches festpflanzen, wie um unter den Fittichen des Wirths Sicherheit zu suchen. Es sind Neugierige, die sich das Ding gern einmal in der Nähe ansehen möchten und incognito reisen; aber die Dirnen werden ihrer ansichtig; flugs hat Jede Einen am Arm, und oft hängen sich Zwei an Einen und fort- geht's an den Schenktisch zu einem „Treat!" Die Tanzhausdirne wird sich doch nicht umsonst begaffen lassen. — Aber hollah, was ist das für ein Geschrei auf der Treppe? Das ist ein Gepolter, ein Getrapp, ein Gejohl, wie wenn der leibhaftige Teufel los wäre! Hoho, es sind die Matrosen von ein Paar Schiffen, die heute in den Hafen ein-

liefen und deren Schiffsvolk jetzt vor einer Stunde abgelöset wurde! Jetzt geht das Leben an! Die Dirnen fliegen von den „Incognitoherrn“ weg, die „Jugendbekannten,“ die Straßenlungerer stehen verlassen, — die Matrosen sind die Löwen des Tages. Hurrah, ist das ein Leben! Es ist kein Tanzen mehr, es ist ein Rasen! Es ist kein Trinken, es ist ein Saufen! Es ist kein Liebäugeln, es ist pure Handgreiflichkeit! Jede Dirne hat einen Matrosen im Arm, jeder Matrose eine Dirne auf dem Schooße! Die Brändiflaschen leeren sich, die Gläser fliegen an die Wand und zerstieben in tausend Splitter! Drauf und dran; der Matrose hat seine Löhnung in der Tasche, das ganze Haus steht dem Matrosen zur Disposition!

Jetzt ist es Zeit für die „Incognitoherren“ sich leise davonzuschleichen, wenn sie nicht Liebhaber von Schlägen sind; denn nach Mitternacht beginnt regelmäßig die Schlägerei, falls noch andere Tänzer da sind, als Matrosen. Und die Dirne, die dir vorher geschmeichelt, wie ein Kätzchen dem Mäuschen, sie hält jetzt zu dem Matrosen, dem sie bereits die Hälfte seiner Löhnung aus der Tasche geschwatzt oder geküßt oder — practicirt hat! Mach daß du fortkommst, Mann des Friedens; der Matrose ist der Teufel selbst, wenn er vom Schiffe losgelassen ist und — die Polizei ist fern. Die läßt sich nicht sehen, wo's nicht geheuer ist!

Um vier Uhr hat die ganze Wirthschaft ein Ende. Die Dirne hat sich mit ihrem „Liebsten auf die nächsten acht Tage“ entfernt; in den Ecken schnarchen einige Betrunkene; der Boden ist mit zerbrochenen Spiegelgläsern besäet; der Wirth zählt seine Casse und löscht das Gas aus.

Die Betrunkenen mögen liegen bleiben. Der Pianospieler aber schließt sein Instrument, der Geiger nimmt seine Fidel unter den Arm, und mit den verdienten zwölf Schillingen wandern sie schlaftrunken nach Hause, den Spruch Salmonis im Herzen: Alles ist eitel!

Der Wirth des Tanzhauses ist hie und da ein Deutscher, öfter ein Amerikaner, am öftesten ein Irländer. Ist er ein Deutscher, so muß er schon lange im Lande sein, denn — im Tanzhaus wird nur englisch conversirt und — der muß sich auskennen, der ein Tanzhaus halten will. Eine Schneiderseele darf er nicht besitzen, denn in jeder Nacht werden hier mehr Messer gezogen, mehr Revolver auf einander gerichtet, als in einer gesitteten deutschen Provinzialstadt in einem Jahrhundert. — Juden halten nie Tanzhäuser, trotz dem, daß ein Tanzhausbesitzer in wenigen Jahren ein reicher Mann ist, wenn er mit dem Leben davon kommt. „Das Pistolche könnte losgehen!"

Die Tanzhausdirne wohnt nicht im Tanzhause, denn der Wirth des Tanzhauses hält keine Mädchen; aber sie wohnt nicht weit entfernt. Sie hat ihr eigenes Zimmer; vielleicht ein Dachstübchen, am liebsten aber ein Parterrelocal; denn den Tag durch liebt sie es am Fenster zu sitzen, und den Vorübergehenden an die Scheiben zu klopfen und zu rufen: „come in." — Sie ist hie und da eine Deutsche, hie und da eine Amerikanerin, meist aber eine Irländerin. Dieses Leben paßt am besten für das Volk von der Smaragdinsel. Ist die Tanzhausdirne eine Deutsche, so wohnt sie entfernter, denn in den Straßen, wo die Tanzhäuser stehen, ist's sogar ihr nicht möglich, zu existiren.

Die Tanzhausdirne hat meist einen Liebhaber. Allerdings ist er Wochen lang abwesend zur See, und in dieser Zeit ist sie darauf angewiesen, von der „Abwechslung" zu leben; allein kehrt er zurück, so werden alle andern Bekanntschaften abgedankt, und sie leben als Mann und Frau zusammen, bis er wieder zur See geht. Eifersucht findet nicht statt, denn der Matrose gibt ihr den Laib heim und hat in einer andern Seestadt ein zweites, vielleicht sogar ein drittes Liebchen. Auch wird mit dem Liebhaber oft gewechselt, denn das Leben ist kurz, und dieß Leben mehr noch, als die andern!

Reichthümer sammelt sich die Tanzhausdirne keine. Sie denkt nicht an die Zukunft. Hat sie die Mitte der dreißig passirt, so gehört sie unter die Ausrangirten und kann sich auf dem Tanzboden nicht mehr sehen lassen. — Das „Tanzen" nebst seinen verschiedenen Anhängseln scheint den Körper schnell abzunutzen. — Sie wird nun Wäscherin und Flickerin, geht zur Kirche und beichtet regelmäßig alle vier Wochen. Vielleicht kommt sie auch noch nicht so schnell zur „Frömmigkeit" und wählt vorher noch den Stand der „Straßendirne", und stirbt im Spitale, ehe sie Zeit gefunden hat, sich zu bekehren.

Trotz allem dem, lieber Leser, runzle nicht die Stirne und brich' nicht den Stab über die Erbärmlichkeit der Menschheit und absonderlich dieser Menschheit. Ich saß einmal in einem Gasthause in Newyork, und allda war als Gast, nicht als Aufwärterin, ein steifes Dienstmädchen, die Kammerjungfer einer puritanischen amerikanischen Familie. Das Mädchen oder die Jungfer hatte ihren Rock zugeknüpft bis unter's Kinn und machte ein so faltenreiches

Gesicht, daß man ihr gerne zehn Schritte vom Leibe blieb. Sie wartete hier im Gasthause auf ihre Mutter, die ihr ihre Ankunft von „drüben" herüber gemeldet hatte. Die Mutter kam richtig, aber die Freude war nicht so groß, als ich mir gedacht hätte; denn die „Jungfer" betrachtete die arme alte Frau von oben bis unten, — wohl wegen des einfachen, bürgerlichen Anzuges. Den Tag darauf ging die „Jungfer" zur Kirche im schwarzseidenen Kleide, mit einem vergoldeten Gesangbuche und einer mehr als heiligen Miene; denn sie war sehr fromm, die Jungfer bei der puritanischen Amerikanerfamilie; die Mutter aber mußte daheim bleiben, weil die Jungfer sich schämte, mit ihr über die Straße zu gehen; ja die Tochter, die fromme Jungfrau, hatte dem alten Weibe bereits eröffnet, daß in Amerika Alles arbeiten und daß sie sich daher einen Dienst suchen müsse, wolle sie fortkommen; denn sie, die Jungfer, habe für sich selbst zu sorgen, und „so eine alte Frau hätte besser daran gethan, drüben zu bleiben". — Und die arme alte Frau weinte bitterlich! — Und sieh da, zur selben Zeit kam eine andere alte Frau in den Gasthof; sie kam ebenfalls von „drüben" herüber, um eine Tochter aufzusuchen, nur mit dem Unterschiede, daß diese Tochter die Mutter verschrieben und das Reisegeld hinausgesandt hatte, während der „Jungfer" Mutter auf eigene Kosten hatte reisen müssen. Die zweite alte Frau war ebenfalls ärmlich gekleidet, ja vielleicht noch ärmlicher als die erstere; aber — plötzlich ging die Thüre auf, eine Dame im schwersten seidenen Putze, mit goldenen Ringen an den Fingern und einer schweren Kette an der Brust, sprang herein; eine fröhliche, lachende Stimme rief: „wo ist mein Mütterchen,

mein Mütterchen will ich haben," und die „Dame" fiel dem alten Mütterchen um den Hals und herzte und küßte es, und tanzte mit ihm in der Stube herum und warf ein Goldstück hin für die Zeche der Mutter, und riß sie fort mit sich auf die Straße und rief: „jetzt wohnst du bei mir, und ich halte dich wie eine Königin, und du sollst mir keine Nadel mehr anrühren." — Die „Dame" war keine „Jungfer", es war eine Tanzhausdirne, aber — an welcher von Beiden wird Gott im Himmel an diesem Tage mehr Freude gehabt haben, an der frommen Puritanerin oder der gefallenen Magdalena?

„Sie hat viel geliebt, darum wird ihr auch viel vergeben."

33.

Heute Schneider — Morgen Pfarrer!

oder: Er hat's doch zu was gebracht.

Er war ein leichtsinniger Kamerad, draußen in Deutschland. Sein Vater wollte was Rechtes aus ihm machen, weil der Schulmeister gesagt hatte, es stecke ein verborgenes Genie in ihm. Der Vater verwandte also viel Geld auf ihn, schickte ihn ins Gymnasium und wollte ihn studiren lassen. Aber das „Genie" wollte nicht zum Durchbruch kommen; außer im Schuldenmachen und in Wirthshausstudien. So besann sich der Vater anders und that ihn bei einem Schneider in die Lehre.

Ob's eigentlich ein Schneider war, oder ein Schuhmacher, oder ein Schreiner, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; es thut aber nichts zur Sache, denn ein Handwerksmann war's jedenfalls.

Dem jungen Primaner wollte das Handwerk nicht recht gefallen, und dem Lehrmeister wollte der Zögling noch weniger zusagen. Der junge Herr fühlte sich zu etwas Besserem geboren und so sagte er nach einigem Aufenthalt der Schneiderboutique Lebewohl. Sein Vater staffirte ihn zu guter Letzt mit einigem Gelde aus, wozu die Mutter

noch heimlich einige harte Thaler aus ihrem Ersparten fügte und — fortging's nach Amerika.

„Ihr sollt von mir hören", sagte er beim Abschied, und der Himmel hing voller Baßgeigen.

In Amerika angekommen, logirte er sich in einem Gasthofe ein und wurde „höherer Bummler."

Die Beschäftigung des „höheren Bummlers" besteht darin, daß man gar Nichts thut, als essen, trinken, rauchen, Billard spielen und die Zeit todtschlagen. Eine Zeit lang ging's recht gut. Das Handwerk des „höheren Bummlens" ist ziemlich leicht zu erlernen und unser Primaner fügte sich schon mit viel Anstand in seine „erste Beschäftigung" in Amerika; denn sein einziger Umgang waren „politische Flüchtlinge", für was sich wenigstens diese seine Kameraden selbst ausgaben. Später freilich fand er aus, daß auch nicht Einer darunter das war, für das er sich ausgab, sondern entweder ein abgesetzter Pfarrgehülfe, oder ein fortgejagter Commis, oder ein zu langfingriger Eisenbahnkassier, oder ein Postdienstadspektant ohne Aussicht oder irgend etwas dergleichen. Das Ding ging also gut, so lang die harten Thaler der Mutter reichten, und auch noch ein bischen länger, so lange nämlich noch etwas von der Garderobe zu versetzen war, oder der Gasthofsbesitzer Credit gab. Unser Held begann sich bereits zu fühlen und nahm keinen Anstand, sich ebenfalls für einen politischen Flüchtling, wenn nicht zu halten, doch auszugeben, und viel von seinen Heldenthaten in Berlin und Dresden zu erzählen. Am Ende wäre er vielleicht noch so weit gekommen, als „ungarischer Cavalier", der die Wiener Geschichte mitgemacht und dann unter Bem gefochten, zu figuriren, wenn nicht der Wirth

eines Tags seine Pumprechnung zusammengemacht und ihn mitsammt der Rechnung zum Hause hinausgeworfen hätte.

Da saß er nun, oder vielmehr lag er, ohne Credit, ohne Kleider, und der Appetit begann sich zu regen, weil die Procedur des Hinauswerfens unseliger Weise nicht nach, sondern vor dem Mittagessen stattgefunden hatte.

Zum Glück erinnerte er sich, daß er in Deutschland auf der Schneiderboutique gesessen und so machte er sich alsbald auf den Weg in einen entlegenen Stadttheil, dessen plebejisches Aussehen er früher immer gemieden, so daß er also keine Angst haben durfte, erkannt zu werden. Einem Schneider kann es in Amerika nie fehlen, nicht einmal in Newyork, wo deren über 30,000 beschäftigt sind. Er fand alsobald Arbeit und führte die Nadel, als hätte er dieselbe nie bei Seite gelegt gehabt. In einigen Monaten hatte er sich wieder so weit erholt, daß er in neuer Montur ausgehen konnte. Noch einige Wochen, so hatte er auch wieder einige Thaler Geld in der Tasche. Allein so bald das Geld in der Tasche klimperte, so war der Teufel los. Einmal zwar, als er eine solide Nähterin auf einem Schneiderballe kennen lernte, hatte er fest im Sinne, sich häuslich niederzulassen; denn ein Schneidersgehülfe ist in Newyork wohl im Stande, eine Frau zu ernähern, besonders wenn diese auch nicht links ist; — aber zum Glück besann er sich noch eines Bessern und fand aus, daß er für das ewige Sitzen nicht geschaffen sei. Er fühlte sich zu etwas Besserem geboren.

Dießmal beschloß er jedoch, vorsichtig zu Werke zu gehen und das sauer Erworbene nicht blindlings hinauszuwerfen. Er besann sich hin und her, welches Handwerk

wohl zu den „nobleren" gehöre und entschied sich endlich für das Cigarrenmachen. „'S gibt Cigarrenmacher", calculirte er, „die ihre 12 und 15 und noch mehr Thaler die Woche verdienen; ich werde dasselbe thun und in kurzer Zeit so viel Geld zurücklegen, daß ich einen Cigarrenladen eröffnen kann."

Gesagt, gethan. Ein Lehrmeister, der es unternahm, ihn für baare zehn Thaler in der edlen Kunst: „Das Cigarrenmachen in vier Wochen aus dem Fundamente zu lernen" — zu unterrichten, war bald gefunden. Zeigen sich ja doch deren genug alle Tage in öffentlichen Blättern an! — Der Cigarrenmacherlehrmeister erhielt also die erwähnten Thaler und mit Eifer ging's hinter das neue Geschäft.

Es war bald erlernt und nach der kurzen Lehrlingszeit arbeitete er auf's Stück, d. h. er bekam vom Arbeitgeber den Tabak vorgewogen und für das Tausend fertiger Cigarren, alle wohlgelungen, so und so viele Dollars. Das Ding erscheint gar leicht und deßwegen ergreifen Hunderte dieß Handwerk, — Hunderte, die nichts „Praktisches" in Europa getrieben haben. Allein sie alle müssen dieß Metier wieder aufgeben, wenn sie nicht Hungers sterben wollen, denn nur ein geübter Arbeiter, nur Einer, dessen Finger schon von Jugend auf damit beschäftigt waren, bringt's so weit, in der Woche seine drei- oder viertausend Stück, und alle wohlgelungen, fertig zu bringen. Unser Freund „Expolitischer Flüchtling" fand dieß auch bald aus, denn er brachte in der ganzen Woche kein Tausend zu wege, und von diesen wurde ihm noch die Hälfte ausgestoßen, als „unbrauchbar", und er hatte den Tabak dafür zu ersetzen!

So quittirte er das Handwerk, „nothgedrungen", ohne einen Cent Geld, aber mit einigen Bündeln schlechtgemachter Cigarren in der Tasche. Es war ihm nicht gar wohl zu Muthe, als er so durch die Straßen schlenderte und er suchte deßhalb die engsten und unsaubersten auf. In einem Keller unten war Musik und Geschrei. „Willst einmal dein Glück in einer Basementkneipe probiren", dachte er, „und deine Cigarren an den Mann bringen." Und ein Glück war's, daß er's that, denn unten prügelten sie sich und natürlich mischte er sich gleich drein, und warf sich politischer Weise auf die Seite des Wirths und half die Ruhestörer die Treppe hinaufwerfen. Nun hatte er eine neue Heimath, denn der Wirth engagirte ihn auf der Stelle als „Barkeeper" *).

Dieses sein neues Amt hatte er lediglich seinen Fäusten, nicht seinem Genie zu verdanken; allein er hatte doch wenigstens ein Unterkommen. Besoldung bekam er keine, aber frei Essen und Trinken und sogar Freischlafen auf einer Pritsche in einer Ecke des „Salons." Einige Wochen ging's ganz gut. Sein guter Kopf half ihm bald über die Hauptschwierigkeiten seiner neuen Stellung hinweg, denn er hatte Nichts zu thun, als Bier und Branntwein einzuschenken und ungeschlachte Gäste hinauszuwerfen. Einstmalen an einem feinen Regentage passirte es ihm jedoch, daß er, weil keine Gäste da waren, sich selbst als Gast behandelte und so drauf los trank und immer wieder trank, daß er am Ende gar nicht wußte, was er that. Er war viehisch be-

*) Barkeeper ist ein Mensch, der die Schenktische verwaltet: Kellner, Buchhalter, Aufwärter in Einer Person.

trunken und fand sich den andern Morgen steif und kalt in einer Gosse auf der Straße. Wie er dahin gekommen, wußte er nicht. Wahrscheinlich hatte ihn der Wirth hinausgeworfen.

„Lauter unverschuldete Unglücksfälle," sagt der Schuster im Lumpacivagabundus; doch in Newyork braucht kein Mensch zu verzweifeln.

Er ging die Straßen entlang, dem Wasser zu. An den Werften war's schon lebhaft. Lastträger waren beschäftigt, Schiffe auszuladen. „Willst du zehn Schillinge verdienen, so greif' zu," rief ihm eine rauhe Stimme zu, die eben damit beschäftigt war, eine schwere Kiste aufzuwinden. Er ließ sich das nicht zweimal sagen, und griff zu. So ward er Dock= oder Hafenarbeiter. Die Arbeit war hart, aber der Lohn nicht schlecht. Es ging ganz gut eine Zeitlang; da gabs einmal einen kleinen Streit zwischen den deutschen und irischen Arbeitern; natürlich stand er auf der Seite der Deutschen; aus dem Streite wurde eine Prügelei und nach hartem Kampfe, nachdem ein Halbdutzend Arme und Beine zerschlagen waren, erschien die Polizei, ließ die Irischen laufen, und steckte die Deutschen ins Loch. Zwar wurden sie Alle den andern Tag wieder entlassen, weil kein Kläger gegen sie erschien; allein dieser Zwischenfall machte ihm die Sache entleidet und er beschloß, sich einem andern Wirkungskreise zu widmen.

Während er darüber nachdachte, was zu thun sei, begegnete ihm ein Farmer, d. h. der Besitzer eines Bauernhofs im Lande. Einen Farmer erkennt Einer, der schon einige Zeit in Amerika ist, schon auf zehn Schritte, auch wenn er kurzsichtig ist. Der Farmer war natürlich in die

Stadt gekommen, um sich einen „Help", d. i. einen Knecht zu suchen. Somit war der Handel bald abgemacht, und unser Eidevant höherer Bummler fuhr mit dem Farmer als wohlbestellter Bauernknecht auf dessen Hof.

Die Arbeit war in einigen Tagen gelernt. Morgens mit Tagesanbruch aufstehen, dann das Vieh melken, dann misten, dann ins Holz fahren und Bäume fällen, dann mähen, dann das Feld umbrechen, dann dreschen, dann fenzen, d. h. Zäune machen, dann füttern, und sofort an. Es blieb kaum Zeit zum Frühstück, Mittagessen und Abendbrod. Das Schlimmste aber dabei war, daß Frühstück Mittagessen und Abendbrod, außer schlechtem Kaffee und noch geringerem Thee, aus Nichts bestand, als gesalzenem Schweinefleisch und abgenommener Milch. Wo sollte man denn frisches Fleisch hernehmen, da es in die Stadt gar weit war und man nur alle Vierteljahre ein oder zwei Schweine schlachtete? Die Rahm der Milch aber brauchte man zu Käse und Butter, die verkauft wurden. — Sonntags gab's auch keine Ruhe, denn da setzte sich die ganze Familie auf einen Wagen oder stieg zu Pferde, um der Predigt anzuwohnen, die ein Paar Meilen entfernt gehalten wurde und die ganze Nachbarschaft auf zehn Meilen zusammenführte. Doch gings nach der Predigt in den Store, den Grocerieſtore nämlich und es wurde ein tüchtiger Schnaps draufgesetzt zur Verdauung, der Predigt nämlich. So gings von Woche zu Woche, von Monat zu Monat; und der Sommer brachte keine Veränderung, sondern nur längere Tage, und folglich auch mehr Arbeit. Da erfaßte ihn eines Tages, zum Glück war's gerade ein Tag, wo er seinen Monatslohn nach vielem Drängen er-

halten hatte, — eine solche Sehnsucht nach frischem Fleisch und Lagerbier, von welch' letzterem er sich nur noch einen sehr entfernten Begriff machen konnte, daß er seine sieben Sachen zusammenpackte und auf und davon ging.

Zufälliger Weise lag die Stadt, nach der er sich wandte, an einem Flusse, welche in Amerika alle schiffbar sind. Auf dem Flusse befanden sich verschiedene Dampfboote und auf den Dampfbooten werden immer „Hände", d. h. arbeitende Menschen verlangt. Nach einigen Präliminarien, d. h. nachdem er sich vollgegessen und mehr als satt getrunken hatte, nahm er sein auf der Farm eingetrichtertes Englisch in beide Hände und stellte sich dem Kapitän eines dieser Boote vor. Es dauerte auch nicht lange, so ward er als zweiter „Porter", d. h. als zweiter Haus- oder vielmehr Dampfbootsknecht angestellt.

Auf den Dampfbooten hats Einer nicht schlecht, auch wenn er die niedrigste Stelle bekleidet. Das Essen ist gut, das Trinken vollauf und wenn Einer sich einmal erst an die Angst gewöhnt hat, in dem nächsten Augenblicke in die Luft zu fliegen, so ists eine recht leidliche Existenz. — Als zweiter Porter hatte er gar Nichts zu thun, als die Waaren und das Gepäcke der Reisenden mitzuübernehmen, in die verschiedenen Cajüten zu tragen oder in den untern Raum zu schaffen und bei den betreffenden Anlandungspunkten wieder ans Tageslicht zu fördern. Der neu gebackene Porter that seine Schuldigkeit und nach einigen Wochen schon merkte der Capitän, daß hinter dem Mann ein halber Gelehrter oder wenigstens ein Stück von einem Genie stecke und schon war's nahe daran, daß eine Beförderung eingetreten wäre, da begab es sich eines Tages,

daß der Herr Porter den Mantelsack eines Reisenden ins Wasser fallen ließ und zwar gerade da, wo's ziemlich tief war. Wär's nur der Mantelsack eines Franzosen oder Deutschen gewesen, so hätt's Nichts zu sagen gehabt, so aber gehörte das Felleisen einem Amerikaner und noch dazu einem Congreßmitgliede. Somit zog der Kapitän einen Revolver, womit Kapitäne immer versehen sind, und war im Begriff, den „Verbrecher aus Nachlässigkeit" niederzuschießen und damit diesem wahrhaften Lebensbilde ein vorzeitiges Ende zu machen, als der Porter seinen Vortheil wahrnahm und mir Nichts, dir Nichts ins Wasser sprang und ans Land schwamm.

Da stand er nun, und hatte Nichts gerettet als sein Leben und die Kleider, die er anhatte und die noch dazu tropfnaß waren. Allein wenn Einer einmal Bummler, Schneider, Cigarrenmacher, Barkeeper, Dockarbeiter, Farmer, Dampfbootporter gewesen ist, so weiß er sich schon eher zu helfen. Er beschloß in die nächste Stadt zu gehen und dem Kapitän einen Proceß an den Hals zu hängen.

Es war eine sehr kleine Stadt, kaum von dreitausend Einwohnern; aber doch waren zwei Dutzend Advokaten drin, die sich alle mehr oder weniger gut stellten. Die ersten Vier, an die er sich wandte, fragten ihn, wie viel er Geld habe, und da sie erfuhren, daß er keins habe, sondern erst durch seinen Proceß Eines erlangen wolle, so lachten sie ihm ins Gesicht, hießen ihn einen Narren und sagten, er solle zum Teufel gehen. — Da ging er denn auch hin, nämlich zum fünften Advokaten. Der nahm den Proceß an, aber unter der Bedingung, daß er, der Advokat,

wenn er den Proceß gewinne, die Hälfte des zu erlangenden Schadenersatzes in die Tasche zu schieben habe. Einstweilen solle der Eidevant-Schneider als Schreiber bei ihm fungiren, und zwar ums „Warme", wie ein angehender württembergischer Theologe.

Das war wieder eine neue Carrière, aber eine sehr hungrige. Der Advokat gab ihm viel zu schreiben und wenig zu essen. „Das erhält den Geist lebhaft," meinte er. Einstweilen ging der Proceß seinen Gang und ein doppelter Proceß wars, ein Civilproceß, wie ein Criminalproceß. Vom ersten Richter gings zum zweiten, von einem Gerichtshofe zum andern. So ein „Mordversuch" mußte ausgebeutet werden! — Eines schönen Morgens erklärte der Advokat, der Proceß könne nun nicht mehr verloren werden und schickte sich an, auf die Court, d. i. in die öffentliche Gerichtsverhandlung zu gehen. Der Schreiber betete seit langer Zeit zum ersten Mal wieder ein Vaterunser und saß den ganzen Tag wie auf Nadeln, auf die Rückkehr des Advokaten und den Ausgang des Processes wartend. Wer aber noch da sitzen würde, wenn er gewartet hätte, das wäre der Schreiber, denn der Advokat kam nie wieder. Den andern Tag las man in allen öffentlichen Blättern des Städtchens, daß sich der Advokat mit dem Kapitän um eine erkleckliche Summe abgefunden habe und damit verschwunden sei.

Dem Schreiber ward bei dieser Nachricht ganz wind und weh zu Muthe; er hatte sich schon auf seine 5000 Thaler Entschädigung gefaßt gemacht, und nun war er um Nichts reicher, als eine Erfahrung, die er nicht einmal zu

Gelde machen konnte. — Was blieb ihm übrig, als sich wieder auf die Reise zu machen?

Er kam an einer katholischen Kirche vorbei, wo gerade feierliche Messe war. In seiner Betrübniß setzte er sich auf die Stufen zum Eingang und sang zur Musik so wehmüthig mit, daß es wie lauter „Tremulando" klang. Der Meßner stand nicht weit von ihm, klopfte ihn auf die Achsel und beschied ihn nach der Messe zum „Hochwürdigen". Dieser fragte ihn nicht lange nach seiner Religion, weil er annahm, daß Einer, der auf einer katholischen Kirchenstaffel tremulirt, nothwendig katholisch sein müsse, und engagirte ihn als Kirchensänger auf alle Sonntage. Der „Hochwürdige" hatte zugleich noch ein Amt für ihn, nämlich das eines Hauslehrers bei den Nieçen seiner Haushälterin. — Das war eine prächtige Anstellung! Nur Etwas machte ihm im Anfang bange, nämlich wie ers anfange, daß der Hochwürdige und seine Hauserin nicht merken, daß er eigentlich protestantisch sei, obgleich er seit lange nicht gewöhnt war, von seiner Religion Gebrauch zu machen. Da war aber ein irisches Dienstmädchen im Hause und die unterrichtete ihn im „Bekreuzigen" und manch' anderem katholischen und nicht katholischen Mysterium.

„Hier ist gut wohnen," sagte er oftmals zu sich selbst, wenn er einen Kalbsschlegel nebst einer Flasche aus des Hochwürdigen Privatkeller verzehrte, die ihm das irische Dienstmädchen auf die Seite gethan hatte; allein das Unglück wollte, daß auch hier seines Bleibens nicht war. Einstmalen konnte der Hochwürdige nicht schlafen, stolperte im Hause herum, und fand das Dienstmädchen eben damit beschäftigt, den „Ketzer" in der alleinselig machenden Reli-

gion zu unterrichten. Der Pfarrer meinte aber, daß das Proselytenmachen ihn allein angehe, und jagte den Neophyten noch in derselben Nacht zum Hause hinaus.

Der Cidevant höhere Bummler fügte sich in sein Schicksal und war noch froh, wenigstens allein und nicht mit seiner Eva hinausgeworfen worden zu sein.

In der nächsten Stadt befand sich gerade eine deutsche Schauspielertruppe. Der „höhere Bummler" fühlte einen Drang in sich, es auch einmal mit dem „Schauspielen" zu probiren. Er erklärte also frischweg, in Magdeburg als Don Carlos und in Breslau als Clavigo aufgetreten, und überall vergöttert worden zu sein. Zufällig war der erste Liebhaber gerade durchgebrannt; so ward der höhere Bummler alsobald noch an demselben Abend zu einer Gastrolle zugelassen. Das Publikum hatte sich in Masse eingefunden; der Vorhang ging auf; der erste Liebhaber erschien, wußte aber von seiner Rolle keine Silbe, und hatte noch extra das Unglück, den Souffleur nicht zu verstehen, weil dieser gerade heiser war. Das Publikum fing an zu pfeifen und er fing an zu schreien, um das Pfeifen zu übertäuben. Je mehr das Publikum pfiff, um so mehr schrie er. Der Lärm wurde furchtbar; man warf mit faulen Aepfeln nach ihm; er warf sie wieder gegen das Publikum. Einige der Vordersten sprangen auf die Bühne; die Prügelei begann und das Ende vom Liede war, daß der Clavigo von Breslau und Don Carlos von Magdeburg mit zerschlagenem Kopfe und zerrissenen Kleidern zum Städtchen hinausflüchtete.

„Einmal Schauspieler und nie wieder". — Jetzt dachte er aber im Ernste daran, ein solides Metier zu ergreifen.

Er war nun bisher Alles gewesen, was man in Amerika unter die freien Künste zählen kann, und Jetzt war's an der Zeit, sich „häuslich niederzulassen."

Im nächsten Wirthshaus besserte er zuerst seine Kleider aus, und dann nahm er die Zeitung zur Hand, ob sich unter den „verlangten" Arbeitern kein passender Platz für ihn finde.

„Ein Protestantischer Geistlicher wird verlangt!" So stand mit großen Buchstaben drin geschrieben. „Das wäre was für Dich", dachte er, aber — es wurden gute Zeugnisse und eine Probepredigt verlangt. Der Gedanke an die Pfarrei ließ ihn nicht schlafen. Er stand in der Nacht auf, holte seine Nadel und Scheere hervor und verwandelte alsbald seinen Rock, den er noch von der Kirchensängerei her hatte, in einen schwarzen Frack. Von weißem Papier schnitt er sich große steife Vatermörder, um den Hals schlang er sich ein weißes Tuch, — ein Stück von seinem Hemde, künstlich zusammengeflickt; das Haar strich er weit zurück hinter die Ohren, und um die letzten Paar Schillinge kaufte er sich eine Brille, um desto gelehrter auszusehen. Es war keine Zeit zu verlieren, den nächsten Sonntag schon sollte die Probepredigt stattfinden.

Der Eindruck, den seine Erscheinung machte, war bedeutend; das merkte er gleich, wie er seinen Besuch bei den „Aeltesten" machte. Besonders der Squire, d. i. der Schultheiß und dessen Tochter, eine feine Dame von dreißig Jahren mit rothen Haaren und Roßmücken im Gesichte, fanden bedeutendes Interesse an ihm. Doch hatte er zwei Concurrenten zu überwinden. Dem Einen sah man den Schulprovisor schon von weitem an und der Andere schien

frühe viel in „Pech“ gemacht zu haben. Der Squires-Tochter that die Wahl nicht weh, und „Jetzt oder nie“, rief unser Schneider, als er in der Nacht die mit viel Kopfzerbrechen aus des Squires Bibliothek zusammengestoppelte Predigt memorirte. — Die Probepredigt wurde gehalten und unser Held blieb Sieger. Zwar die Zeugnisse konnte er nicht beibringen; aber die andern zwei Candidaten, der Provisor und der Schuhmacher, hatten auch keine. Und überdieß erklärte sich die Squirestochter, die in Theologicis als Auctorität galt, mit dem „Examen“, das sie mit dem Candidaten angestellt, zufrieden.

So ward der Cidevant-Schneider: Pfarrer, und die Squires-Tochter Frau Pfarrerin.

Und wie es diesem erging, so ist's schon Dutzenden und Hunderten ergangen; und Dutzende von ihnen sind jetzt noch Pfarrer und gerade so hoch angesehen, als hätten sie ihrer Lebetage nichts anders getrieben, als Theologie.

„Heute Schneider, morgen Pfarrer“, — in einem Jahre ist er vielleicht Zeitungsreporter, d. i. Zeitungsnachrichten-neuigkeitserfinder, vier Wochen drauf Leichenbesorger und ein Vierteljahr später öffentlicher Notar.

34.

Quacksalberei und Niedertracht.

Amerika ist nicht allein das Land, wo Milch und Honig fließt, wo die Goldklumpen wie Kieselsteine auf dem Boden gefunden werden, sondern es ist auch das Land des ewigen Lebens, das Land, wo alle Krankheiten aufgehört haben, zu existiren.

Wenn du's nicht glaubst, lieber Leser, so lies nur die Annoncen irgend einer amerikanischen Zeitung, und du wirst dich bald eines bessern überzeugen.

Es fängt ganz sanft an, z. B. mit Klix's schleimlösenden Brustcaramellen. Ein wenig Haferschleim mit Candis würde vielleicht dieselbe Wirkung haben, aber — Pfui über Haferschleim mit Candis! „Schleimlösende Brustcaramellen" ist doch ein ganz anderer Titel.

Noch sanfter ist vielleicht die Revalenta arabica. Sie hilft nur gegen alle Kinderkrankheiten, die, wo die Kinder daran sterben, ausgenommen. Aber etwas ganz anderes ist schon das „Unsterbliche Schwedisch Bitters". Es hilft gegen Leberkrankheit, Dispepsie, Gelbsucht, chronische Schwäche, Blähungen, Verdauungsmangel, Asthma, Hämorrhoiden, Nierenkrankheit, Lungenschwäre, weibliche Schwäche, Schwin-

del, Blutandrang, goldene Ader, kalte Füße, Gliederschmerzen, Sodbrennen, Würmer, kaltes Fieber, Magencholik, hitziges Fieber und hie und da — Beinbrüche." Ist das nicht schon eine ganze Legion Krankheiten? — Und daß das Mittel probat ist, dafür bürgt ja die Annonce selbst und das Zeugniß von „vielen hundert Geheilten."

Noch stärker ist die Annonce von „Doktor Dalley's magischem Schmerzenserleichterer." Diese große Erfindung beseitigt alle Folgen der „Entzündung", und man vergesse ja nicht, daß bei Weitem die größte Anzahl von Krankheiten inflammatorischer Natur sind. Jedes Fieber ist inflammatorisch, ebenso Geschwüre, Pocken, Masern, Zahnschmerzen, schlimme Augen, Gicht, Beinanschwellungen. Bei dem Schmerz einer Wunde, sei's Brand- oder Schnittwunde, bei einer Quetschung, Verrenkung, einem Stich, einer Beule, einer Frostmarke, kurz allüberall, wo Hitze, Röthe, Anschwellung und Schmerz sich einstellt, ist immer Entzündung, und was soll man gegen alle diese Krankheiten brauchen? Nur allein den „magischen Schmerzenserleichterer", denn er ist das Non plus ultra aller Medicin. Er gewährt sichere und rasche Heilung gegen alle Art von Entzündung, sei's eine zufällige „Verletzung oder Verbrühung, sei's ein Schnitt oder eine Quetschung, seien's Brustwarzen oder Hühneraugen, Verrenkungen oder Vergiftungen, Bisse oder Beulen, Skropheln oder offene Brüste, Fieber oder Hämorrhoiden, böse Augen oder Rheumatismus, Kopfgries oder Rothlauf, Masern oder Krätze". — Also thut der magische Schmerzenserleichterer und ein Glück ist's, daß er in allen Apotheken der ganzen Vereinigten Staaten zu haben ist; denn wohin sollte es mit der Menschheit

kommen, wenn dieser „Schmerzenserleichterer“ nicht erfunden worden wäre?

„Lungenschwindsucht geheilt“, ist eine andere Annonce, und nicht minder wahrheitsgetreu, als alle andern. Oh, wie sind sie zu bedauern, die armen Europäer, mit all' ihren Aerzten und Recepten! Denn so weit haben sie's noch nicht gebracht, und werden es auch allem Anschein nach nicht so weit bringen. Oder wo sind in Europa die berühmten „Luftbäder“, vor denen die Lungenschwindsucht verschwindet, wie der Nebel vor der Sonne? Wo sind die „aromatischen Kräuterdampfbäder“, die nur in Amerika zu haben sind, weil man da die meisten Kräuter aus Europa importirt? Wo ist endlich „Roßwags unfehlbarer Blüthenextract“, der jede Lunge wieder flickt, und wenn schon drei Viertheile derselben im Spucknapf lägen? Nur wer diesen Extract trinkt, stirbt nicht, wenigstens nicht, so lange er ihn trinkt.

Du glaubst vielleicht, sie seien Quacksalber, diese Herren Doktoren mit ihren langen Wunderannoncen? Sie sind es gerade so wenig, wie Monsieur Goldberger mit seinen galvanoelektrischen Ketten, die allen Rheumatismus bis hinter Kamtschatka vertreiben, und dabei nur vergessen haben, die Gicht auch mitzunehmen. Oder wären das Quacksalber, die alle Tage in den Zeitungen vor den Quacksalbern warnen?

Und das thun sie, und geben viel Geld dafür aus, nur um das Publikum aus den Schlingen des Charlatanismus zu retten. „Kommt zu mir,“ steht da zu lesen, „zu mir allein kommt, in meine Office, denn ich allein bin der Mann, euch zu curiren. Alles Andere ist Schwindel, nur

darauf berechnet, euch Geld abzunehmen." — Viele gehen in ihrer wissenschaftlichen Gradheit sogar so weit, die Leute zu versichern, daß sie lediglich nichts zu bezahlen haben, als bis Heilung erfolgt; aber wunderbar, unglaublich, es erfolgt immer schon Heilung, gleich nach der ersten Consultation, und kein Kranker geht aus dem Zimmer, ohne daß man ihm seine Gebühren abgefordert hätte. Und nicht allzu klein sind sie, diese Gebühren, selten unter fünf Thalern, wohl aber vielfach über zehn. Denn der Kranke muß auch noch gleich für den nächsten und übernächsten Besuch zum Voraus bezahlen. Er könnte ja möglicherweise nicht wiederkommen, und Vorsicht ist zu allen Dingen nütze.

Am meisten nimmt sich der amerikanische Wunderdoktor der Geschlechtskrankheiten an. Er weiß wohl, wie viel Unheil schon dadurch entstanden ist, daß die Spanier Amerika entdeckt haben; aber Heil Amerika, er ist da, der Wunderdoktor, der Erlöser ist gefunden, wie jener Student auf seines Vaters Geldkiste schrieb!

Kennst du Doktor Ward's Freund der Unglücklichen? Was sind alle Kuren der Welt gegen diese? Und Alles ohne Merkur, ohne Veränderung der Diät! Zwanzigtausend Kuren jährlich! Und jede für wenige Thaler! Andere Heilmittel sind eben so schädlich, als nutzlos. Nur der Freund der Unglücklichen hilft. Und wo du lebest, wo dich die Krankheit heimsucht, für geringe Ausgaben beziehst du den Freund der Unglücklichen per Post; und — du bist gerettet.

Fast noch unfehlbarer sind Doktor „Hunter's rothe Tropfen". Die Heilung erfolgt meist schon in sechs Stun-

den, und wenn sie nicht erfolgt, so wartest du noch ein wenig länger. Und Alles ohne irgend welche Beschränkung im Essen und Trinken! Die rothen Tropfen helfen, wo jede andere Hülfe unmöglich ist und Millionen segnen diese edle Flüssigkeit. Welcher edelfühlende Mensch sollte nicht wünschen, daß diese rothen Tropfen in keinem Hause fehlen möchten!

Vielleicht bist du aber so dumm, oder so nachläßig gewesen, und hast weder den Freund der Unglücklichen, noch die rothen Tropfen verschluckt, und ein gewöhnlicher Arzt hat sechs Wochen oder mehr gebraucht, um dich wieder leidlich herzustellen; aber es ist doch einige Schwäche zurückgeblieben. Ja vielleicht bist du gar einem Pfuscher unter die Hände gefallen und du hast nun mit nächtlichen Ergießungen oder gar Impotenz zu kämpfen. Es stellt sich Trägheit, Gedrücktheit des Geistes, Schwäche des Rückens und der Gliedmaßen ein, und du mußt fürchten, bald zu jedem Geschäfte untauglich zu sein. Ja, diese Leiden bringen sogar menschenfeindliche Gesinnungen hervor und sind im Stande, einen Kranken bis zur Neigung zum Selbstmord zu steigern. Aber — laß dich das nicht anfechten. Gott sei gepriesen, es existirt ja das Pyrenaeum Congresse und die Urethra Supporter! Du verstehst nicht, was das ist; ich auch nicht; aber der Name schon ist seinen Thaler werth. Nur so viel habe ich in Erfahrung gebracht: es sind Bandagen und sie müssen Tag und Nacht getragen werden. Aber habe keine Angst, in drei, höchstens vierzehn Tagen bist du geheilt, und überdieß sind diese Instrumente weder schmerzvoll noch *hindernd*; in *keiner* Beschäftigung wirst du dadurch gestört, und selbst der intimste Freund,

ja selbst ein Bettgenosse wird nicht im Stande sein, die Existenz eines derartigen Instrumentes auch nur im Entferntesten zu ahnen. — Es lebe das Pyrenaeum Congresse und die Urethra Supporter! Sie wird dir überall hin nachgesandt, ganz nett in ein Kistchen gepackt, und der Teufel findet's nicht heraus, was in dem Kästchen steckt. Also genire dich nicht, und kaufe die Urethra Supporter oder das Pyrenaeum Congresse.

Aber vielleicht bist du kein Bandagenfreund? Macht Nichts. In Amerika weiß man sich zu helfen. Gesegnet sei der „Balsam von Goliath!" — Eine gloriose Erfindung und geht einige Schuh über das Unübertreffliche! Seist du auch noch so geschwächt und haben Ausschweifungen dich gänzlich zerrüttet und dem Grabe nahe gebracht — thut Alles Nichts; sei getrost und guter Dinge, hier ist der Balsam von Goliath; nimm eine Dosis; er gibt dir die Stärke des Riesen; nimm die Dosis acht Tage lang, und du kannst unter die Mormonen gehen und hast Ansprüche auf das Amt eines Kirchenältesten in Utah. — In diesem Artikel wird viel gethan. —

Doch an der Vorsorge für die Abhülfe der menschlichen Leiden ist's nicht genug. In Amerika geschieht das Unmögliche, und Menschenfreunde opfern sich sogar dafür auf, daß den Leiden in ihrem Keime vorgebeugt wird. Moralpredigende Europäer würden von besserer Kindererziehung, von Anhalten zu Fleiß und Arbeitsamkeit, von Verbannung aller unmoralischen Einflüsse predigen; in Amerika ist man weiter. Man läßt die Menschen treiben, was sie wollen; sie sollen immerhin ihren Gelüsten nachgehen; sie brauchen ihre sündigen Gewohnheiten nicht abzulegen,

was nur Zeit und Mühe erfordert und kein Geld einträgt; nein, man hilft sich auf andere Art, und die leidigen Folgen der Liederlichkeit und Unzucht werden ohne Aufsehen entfernt.

Da sind zuerst zu sehen die „Patentsaves", gemacht von Indiarubber; eine prächtige und einfache Vorrichtung, und ein eben so sicherer Schutz gegen Krankheit und — Kinderzuwachs. Warum denn nicht? Ist es nicht oft mit Gefahr der Gesundheit, ja sogar des Lebens verbunden, daß eine Frau in die Wochen kommt? Und sollte da es nicht Pflicht sein, eine Schwangerschaft zu verhüten? Die Indiarubbernen Patentsaves verhindern es auf ihre Art; der Sittenprediger auf seine Art. — Oh, es ist ein prächtiges Land, das Amerika, und man darf Dinge da offen treiben, wo anderswo Zuchthaus darauf gesetzt ist! Uebrigens, freue dich, lieber Leser, so eine Patentsave kostet blos einen Thaler, und ein halb Dutzend bekommst du sogar um vier Thaler, Alles erster Qualität!

Willst du die Patentsave nicht, so nimm das „Electic praeventiv"; ein Instrument, das über alle andere geht. Es ist ein ganz harmloses Ding, ohne alle metallische Substanz; aber es erfüllt seinen Zweck vollkommen, wenn deine „Umstände" einen Familienzuwachs nicht erwünscht machen. Es dauert für Lebenszeit, ohne seine Form zu verlieren, und ist so construirt, daß es getragen werden kann, ohne den „gegenseitigen Beziehungen entgegenzutreten, die z. B. der Ehestand mit sich bringt." — Ist das nicht eine wunderbar feine Wendung in einer Annonce? Aber dafür mußt du auch mehr bezahlen, denn die Electic praeventiv kostet zwei Thaler, wird aber portofrei nach allen Theilen der Vereinigten Staaten versandt.

Vielleicht liebst du aber kein Instrument an deinem Leibe; oder das Unglück ist bereits geschehen, und die Schwangerschaft ist vorhanden. Allein auch hierüber laß dir keine grauen Haare wachsen. Dafür sind die Silverpills, die berühmten Pillen Doktor Cheasemann's da. Oh, ihr armen Mädchen in Europa! Wie viel Sünden dürft ihr nicht begehen, ohne befürchten zu müssen, später in Sack und Asche Buße thun zu müssen! Die lieben Amerikanerinnen sind besser daran und wissen es auch recht wohl, denn die Silverpills finden einen Absatz, wie sonst kein Toilettenartikel. — Sie sind aber auch das Resultat eines langen und tiefen Studiums, diese Pillen! Ihre Wirkung ist mild, sie regeln sicher alle Unregelmäßigkeiten, und die monatliche Periode wird durch sie unbedingt wieder hergeführt. „Damen, die im Gebrauch anderer Arzneien schon hundertmal getäuscht worden sind, können hier mit Sicherheit auf Erfolg rechnen." Kauft doch ein, meine Damen, die Schachtel kostet nur einen Thaler, und die vollständige Gebrauchsanweisung, die jeder Schachtel beigelegt ist, kostet gar nichts. Kauft doch ein, die Pillen sind rein vegetabilisch und können weder der Gesundheit, noch dem Leben schaden!

Lieber Leser, du glaubst nicht, daß das in den Zeitungen steht? Es steht drin, wörtlich so, wie ich oben geschrieben, steht's drin, und noch viel mehr dazu, und sogar an Empfehlungen von Instituten, wo Kinder abgetrieben werden, fehlt's nicht. — So ist's! Gelüstet's dich nicht nach Amerika?

35.

Der Fifth-Avenue-Mann.

„Amerika ist das Land der Gleichheit. Da gibt's keine Standes- und Geburtsvorrechte und absonderlich keinen Adel, weder Familienadel, noch Militäradel, noch Ordensadel."

Sie haben ganz Recht, die Leute, die so schwatzen, nur haben sie Eine Adelssorte vergessen, den Geldadel, und bekanntlich ist der Geldadel von allem Adel der liebenswürdigste.

Der Familienadelige ist stolz auf sein reines Blut und die Thaten seiner Ahnen; der Militäradelige ist stolz auf seine eigenen Thaten und die Historie seines Schwertes; der Ordensadelige ist stolz auf seine Verdienste und den Verstand, der diese Verdienste ins gehörige Licht zu setzen wußte; der — Geldadelige hat aber weder Verdienste, noch Thaten, noch Ahnen, sondern bloß Geld und abermals Geld. Es ist vielleicht Ein Hochmuth so viel werth als der Andere — aber hat der „andere" Adel alles verloren, so bleibt ihm doch sein Schwert, sein Verdienst, der Ruhm seiner Voreltern; den Grundgedanken seines Adels kann man ihm nicht nehmen; hat aber der Geldadel sein Geld ver-

loren, so hat er Alles verloren, sogar den Kopf, der übrigens ohnehin nicht viel werth war.

Die fünfte Avenue in Newyork ist die Straße der Paläste. Da sieht man keinen Karren fahren und keinen Omnibus; keine Eisenbahn ist da gelegt und kein Lohnkutscher peitscht auf seine Rosse. Kein Kaufmann oder Krämer hat hier seine Boutique aufgeschlagen und nicht einmal ein Bäcker oder Metzger hat sich eingefunden. Nichts als Palast an Palast, Ein Marmorhaus am Andern. Und dazwischen hinein englische Gärten und Orangerien und Springbrunnen, und auf der stillen breiten Straße die herrlichen Carossen der Reichen mit den noch herrlicheren Racepferden! — Wer Pracht sehen will, der gehe in die fünfte Avenue in Newyork.

Pracht von Außen! Pracht von Innen! Da ist auch gar nichts vergessen! Billardsalon, Badeanstalt, Bibliothek, Kegelbahn, Kneipzimmer, Rauchzimmer, Spielzimmer, Ballsaal, Audienzsaal, Gesellschaftssaal, Empfangzimmer, Familienzimmer, Vorzimmer, Geheimzimmer — Alles ist da, und Alles mit fürstlicher Pracht eingerichtet. Kostete das Palais seine Hunderttausende, so kostete die Einrichtung ihre Zweimalhunderttausende! Gemälde, Basreliefs, Teppiche, Gold — es ist eine Verschwendung, wie sie nur ein Geldfürst zeigen kann.

Und wer herrscht in diesen Prachtgemächern? Ein Mann, der vielleicht von all' den Büchern seiner Bibliothek noch nicht Eins gelesen hat; ein Mann, der möglicher Weise seinen Namen nicht correct schreiben kann; aber ein Mann, der zehn deutsche Adelsgüter zusammenzukaufen im

Stande ist, ohne vielleicht mehr ausgegeben zu haben, als sein doppeltes Taschengeld!

Der Fifth-Avenue-Mann hat seinen Reichthum nicht von seinen Voreltern ererbt. Ererbter Reichthum ist in Amerika in Grundeigenthum angelegt, und die „alten" Familien, die auf ihren großen Gütern residiren, entfalten auf ihren behäbigen Landsitzen keinen Geldbrotzen-Luxus, sondern einen gebildeten, comfortabeln Wohlstand. Der Fifth-Avenue-Mann hat seinen Reichthum auch nicht erworben, d. h. nicht durch eisernen Fleiß, wie ein Handwerker, oder durch geistige Besonnenheit und Ueberlegung, wie ein Kaufmann, erworben; nein, sein Reichthum ist ihm zugefallen, wie dem Glücklichen ein Fund zufällt und dem Waghals ein Glück.

Er hat jedenfalls gering angefangen, vielleicht als kleiner Geldwechsler in der Wallstreet, der Geldstraße Newyorks; aber er wagte sich in kurzer Zeit in Speculationen hinein, die seine Kräfte zehnmal und hundertmal überstiegen. Die Börse wurde sein Element und er setzte Dutzendmale Alles auf Einen Wurf. Feigheit und Zaudern ist nicht Sache des Amerikaners. Alles oder Nichts ist sein Wahlspruch. Und so wurde der kleine Geldwechsler in wenigen Jahren ein Millionär. — Vielleicht war er auch mit einem Senator verwandt, der Fifth-Avenue-Mann, oder mit einem Congreßmitglied verschwägert und der rieth ihm, Ländereien im „Westen" aufzukaufen, in einer Gegend, die kaum dem Namen nach als amerikanisches Besitzthum bekannt war. Er kaufte die Ländereien fast nm Nichts, kaum um den Preis, den die Staatsregierung dafür ansetzt und hatte noch den Vortheil, nur ein kleines Angeld zahlen zu müssen, die Hauptsumme aber stehen lassen

zu können. Natürlich von der Urbarmachung und Cultivirung dieser Ländereien war bei ihm keine Rede; aber — er wußte es durch seine Vettern, den Senator und Congreßmann dahin zu bringen, daß „selbige" Gegend der Einwanderung geöffnet wurde; er wußte es, durch Geld und gute Worte natürlich, dahin zu bringen, daß eine der verbreitetsten Zeitungen sich der Sache annahm, und den Strom der Menschen dahin leitete, und nach wenigen Jahren schon wurde jenes Territorium als Staat in die Union aufgenommen; auf seinen Besitzthümern war inzwischen eine Stadt angelegt worden und der Werth seines Eigenthums hatte sich um's Hundert=, ja Tausendfache gesteigert. Natürlich,— ohne einen kleinen Abtrag an den Senator und Congreßmann ging's nicht ab, aber es blieb ihm genug, um Fifth-Avenue-Mann zu werden. — Vielleicht auch träumte es ihm bei Nacht einmal von einer „neuen Eisenbahnlinie durch bisher unbekannte Länder." Ein Comité gleich Unternehmungslustiger ward bald zusammengetrommelt. Die neue Linie wurde verzeichnet und den Actionären ein ungeheurer Profit in Aussicht gestellt. Die Actien gingen reißend ab, und noch ehe ein Spaten angerührt war, um den Bahndamm zu graben, war das Comité, war er, der Director des Comités, ein Millionär. Was lag ihm daran, wenn nachher die Actionäre um ihr Geld kamen? Er hatte sein Schäfchen geschoren, er war Fifth-Avenue-Mann!

So kam er zu seinem Gelde. Nun er es aber hat, gibt er sich alle Mühe, als Gentleman zu erscheinen. Doch, es ist nicht so leicht das Ding, wie man glaubt, besonders nicht für Einen, der so zu sagen gar nicht erzogen wurde. Der Bauer bleibt Bauer, auch wenn er reitet! — Er kauft

sich also Kleider, die in Paris gemacht waren, und trägt sich, wie ein Vetter Lord Palmerstons; er hält seine Mätressen, wie ein französischer Herzog; er spielt wie ein russischer „Seelenbesitzer;" er schneutzt sich mit spanischer Grandezza. Aber — am wohlsten ist's ihm doch, wenn er sich heimlich in eine irische Schnapskneipe schleichen kann, um dort incognito in alter Nonchalance seinen früheren Gewohnheiten nachzuhängen. — Ist er zurück in seinem Palaste, so verlegt er sich wieder auf den „Anstand." Anstand und Würde ist sein Hauptstudium und Frau und Kinder müssen ihn hierin unterstützen. Seine Frau darf daher nie im Negligé erscheinen, sondern ist stets aufgedonnert, wie eine calecuttische Pfauhenne, und seine Töchter riechen nur nach Ambra und zwar ächtem. Frau und Töchter legen sich in seidenen Kleidern sammt Crinoline in's Bett; sie haben's ja, was brauchen sie schonend damit umzugehen!

Eine Hauptleidenschaft des Fifthavenuemanns ist die Kunstkennerei. Die gehört zum „Gentleman." Seine Säle sind daher alle mit Gemälden bedeckt und er hat viel, sogar sehr viel Geld dafür ausgegeben. Er hat sie übrigens nicht dem Quadratschuh nach gekauft, wie schlechte Menschen ihm nachsagen, ebensowenig wie er die Bücher in seiner Bibliothek dem Centner nach kaufte, wie Böswillige behaupten; nein — er kaufte die Gemälde, weil er sie liebt, und er liebt sie, weil sie sich so schön ausnehmen in den herrlichen, breiten Goldrahmen. Er liebt besonders die Oelgemälde, nicht wegen des Oels, wie Dummköpfe meinen, auch nicht deßwegen, weil sie mehr kosten, als Lithographien und Stahlstiche, obgleich dieser Grund schon plausibler ist, — nein, er liebt sie ihrer selbst willen. Würden denn die

reichen, schweren Rahmen sich ebenso prächtig ausnehmen, wenn statt der Oelgemälde weiß und schwarze Lithographien drinn steckten? — Das ist sein Grund und daraus kann man zur Genüge ersehen, mit welchem „Geschmacke" er behaftet ist.

Die Erziehung seiner Kinder liegt ihm sehr am Herzen. Er beweist dieß dadurch, daß er denselben ein Piano anschafft, das seine tausend Thaler gekostet hat, und einen Musiklehrer hält, der mindestens ein französischer Marquis ist. Nicht ein in Frankreich ansäßiger Marquis, sondern so ein „Landesflüchtiger;" Einer, dem irgend eine französische Regierung das Vermögen confiscirt hat, und dessen ganzes Marquisat jetzt in einem falschen Solitär besteht, einem Erbstücke seiner Ahnen, wie er sagt. Böswillige Zungen behaupten, der Herr Marquis sei ein durchgebrannter Pariser Friseur; aber die „Lady" des Fifthavenuemanns weiß das besser; denn sie steht sehr gut mit dem Marquis und er nicht minder gut mit ihr.

Der Fifthavenuemann ist nur dann vollkommen, wenn er in den heißen Sommermonaten ein Bad frequentirt. Und ein berühmtes Bad muß es sein, Eines wo die „fashionable" Welt zusammen kommt, und wo die einzelne Person des Tages nicht unter zehn Thalern brauchen kann. Die wohlfeilen Bäder sind nur für das gemeine Pack. — Freilich, wie herrlich kühl müßte es in diesen Glühmonaten in den hohen, weiten Räumen des Palastes in der fünften Avenue sein! Wie prächtig müßten sich die Sommerabende im Schatten der Fifthavenue-Orangerie zubringen lassen! Und wie langweilig, wie eng, wie heiß, wie staubig ist's dagegen in den überfüllten Räumen des Bades! — Aber die „Fashion" will's so haben und der Fifthavenuemann möcht lieber zehn-

tausend Thaler verlieren, als die Fashion, die Mode, beleidigen.

Mitunter passirt dem Fifthavenuemann etwas Menschliches. Einige Häuser der Wallstreet, mit denen er in Verbindung steht, falliren; die Aktien der Eisenbahn, die er gegründet, sinken auf einmal auf ihren „wahren" Werth: die Bank, zu der er gehalten, und deren Präsident er vielleicht sogar ist, bricht; — dann adieu Fifthavenue. Der kurze Traum ist vorbei und sein Palast wird von einem Andern erstanden, der vielleicht durch sein Fallissement reich geworden ist. Ein Glück für ihn, wenn er dem „Fall" nicht durch einige „Staatsstreiche," als falsche Wechsel und dergleichen, abzuhelfen suchte; denn sonst wäre ihm „Sing-Sing" gewiß. Banquerotte Leute, Leute, die nicht mehr zahlen können, verdienen das Zuchthaus! — Und es lebt nicht blos Einer im Singsing, dem großen Staatszuchthause, der nicht schon in der fünften Avenue seinen Palast gehabt hätte.

Die Hälfte seines Vermögens gäbe der Fifthavenuemann darum, wenn er nur eine Woche lang „Lord" sein könnte! Ja um einen deutschen Baronentitel schon würde er ein Namhaftes bezahlen, und — wenn es vollends „Orden" gäbe in Amerika, oder wenn man nur wenigstens das Recht hätte, „fremde" Orden zu tragen; ach wie glücklich würde ihn das machen! — In Ermanglung dessen läßt er wenigstens ein „Wappen" auf seinen Staatswagen malen. Was es für ein Wappen ist, ist ihm gleich. Das überläßt er dem Maler; aber — ein prächtiges, in die Augen fallendes Wappen muß es sein, sonst zahlt er kein Honorar.

36.

Die Intelligence-Office.

Mägdeverdingungsanstalten und Geschäftsnachweisungsbureaus gibt's in allen gebildeten Staaten, warum sollte es also keine in Amerika geben? Es ist aber doch ein Bischen anders in Amerika, als anderswo.

Die Intelligence-Office oder das Nachweisungsbureau befindet sich stets in einer frequenten Straße und immer zu ebener Erde. Meist sitzen fünfzehn bis zwanzig Mädchen drin, die auf einen „Dienst" warten. Die Mädchen sind fast ohne Ausnahme irischer Abkunft, denn deutsche Mädchen brauchen in keine Intelligenzoffice zu gehen, um placirt zu werden. Stück für Stück zahlt seinen halben Thaler an den Officehalter und hat dafür das Recht, Tag für Tag so lange in der Office zu sitzen, bis eine Herrschaft kommt, die ein Dienstmädchen braucht. Viele sind auch „abonnirt", d. h. sie zahlen für's ganze Jahr zwei Thaler, ein für alle Mal. Diese kommen am besten weg, denn wenn so ein Mädchen vier Wochen in einem Dienst ist, hat's lange ausgehalten. Irische Dienerinnen haben des Jahr's gewöhnlich zwölf Dienste! — Und wie die Mädchen, so die

Herrschaft, denn Frauen, die ihre Mägde aus der Intelligenzoffice holen, stehen nicht im Rufe, die friedfertigsten und freigebigsten zu sein. Sie zahlen für ein Mädchen ebenfalls einen halben Thaler und haben dafür das Recht, unter den Vorhandenen nach Belieben zu wählen. Viele Frauen sind daher ebenfalls abonnirt. — Allerdings eine gute Hausfrau — bekommt ihr Mädchen auf Privatwegen; — doch, wie wollte der Intelligenzofficemann ausmachen, wenn's keine zänkischen oder geizigen Hausfrauen und keine verstohlenen, lumpacivagabundirende Dienstmädchen gäbe?

Die Dienstmädchenstellenverschaffung ist übrigens für eine gewinnbringende Intelligenzoffice nicht die Hauptsache. Die Hauptsache sind die Männer und deren Placirung. — Ein Mann ist nämlich gerade doppelt so viel werth, als ein Mädchen, denn er muß für einen Platz einen Dollar bezahlen. Er muß ihn auch bezahlen, ehe er den Platz hat und das ist jedenfalls für die Intelligenzoffice einträglicher und angenehmer, als wenn sie erst Geld bekäme, wenn der Platz verschafft ist. — 'S ist freilich viel, ein Thaler; aber was willst du machen? du mußst einmal eine Stelle haben, eine Stelle als Hausknecht, als Kellner, als Packer, als Ausläufer, als Buchhalter, als Kassier, als Commis, als Kegelbube, als Marqueur, als irgend Etwas. Wohin sollst du dich wenden? — In der Zeitung werden allerdings vielmals Leute „verlangt" und du rennst gleich hin, wenn du die Anzeige gelesen hast, aber der Guguck weiß, wie es geht, wenn Du hinkommst, sind schon zehn dagewesen; die müssen die Zeitung lesen, ehe sie trocken ist, und so bald bekommst du sie

nicht. — So gehst du endlich in die Intelligenzoffice und — opferst Deinen Thaler.

„Versteht sich! Sollen gleich eine Stelle haben! Ganz nach Wunsch!" sagt der Intelligenzofficemann und reibt sich die Hände, wahrscheinlich vor Vergnügen, dir einen Platz verschaffen zu können, vielleicht auch wegen des Thalers. Du kommst den andern Tag wieder, aber die Stelle hat sich noch nicht gefunden. So ist's am dritten, vierten und fünften Tag. Der Officemann ist nicht schuld, denn er hat sich wegen deiner die Füße wund gelaufen, wie er selbst sagt, oder vielmehr er hat keinen Schritt gethan, wie dir dein Inneres sagt. Nach vier Wochen weißt du gewiß, daß dein Geld hinausgeworfen ist und du schwörst, in keine Intelligenzoffice mehr zu gehen. Aber — der Officemann lebt deßwegen doch, denn außer dir gibt's noch viele Tausende, die eine Stelle suchen und gerne einen Thaler opfern, um eine solche zu bekommen.

Kommen die Leute nicht von selber, so muß man sie locken; und das „Locken" des Intelligenzofficemanns ist jedenfalls verlockend genug.

An einem schönen Morgen liest Du nämlich in der Zeitung: „Verlangt drei feine Männer auf ein Dampfboot als Aufwärter, ein Commis für ein Handlungshaus, zehn kräftige Porter, und sechs flinke Barkeeper." — Ei, wie du dich auf die Beine machst, und mit dir noch ein Paar Dutzend andere junge Leute, die keine Stelle haben und die Fähigkeit in sich verspüren, als Aufwärter, Porter oder Barkeeper Dienste leisten zu können. Du triffst den Intelligenzofficemann zu Hause, wie ganz natürlich; er wartet ja auf dich. Du verlangst Auskunft wegen der

Stellen. „Mit Vergnügen, nur vorher die kleine Gebühr von einem Thaler.“ — „„„Die Stellen sind doch sicher.““‟ „So sicher, als die ewige Seligkeit.“ — Du zahlst deinen Thaler, denn was bedeutet Ein Thaler, wenn man vierzig in Aussicht hat? Du bekommst eine Adresse, und machst dich flugs dahin auf den Weg. Du findest auch richtig den Adressaten, aber — o Leidwesen, gerade eben jetzt, vor noch nicht zehn Minuten, hat er einen Andern engagirt. Du rennst zurück in die Office und läßst dir eine andere Adresse geben, weil ja ein Paar Stellen ausgeschrieben waren; du schonst deine Füße nicht, um schnell an Ort und Stelle zu gelangen; allein — die Stelle ist schon vor einer Stunde besetzt worden. Der Intelligenzofficemann ist natürlich wieder nicht Schuld; du bist eben zum Unglück geboren. Hie und da bekömmt's Einen, als ob der Officemann mit den verschiedenen „Adressaten“, welche die Stellen zu vergeben haben, unter Einer Decke stecke und als ob somit die zwei Beide dich um dein Geld prellen; allein — wer wird gleich so schlimm von seinem Nebenmenschen denken? Sieht denn der Mann aus, wie ein Betrüger? Da müßte ihm ja die Polizei längst das Handwerk gelegt haben! Ueberdieß, vertröstet dich der Mann nicht auf die nächsten Tage, wo wieder viele Stellen offen werden? Verspricht er dir nicht, zuerst an dich zu denken? Laß dich daher die Zeit nicht verdrießen, und schone deine Sohlen nicht. Der Schuhmacher will auch leben.

Noch kühner treibt's die Intelligenzoffice, die gleich „Engrosparthien-Stellen“ ausschreibt. Sie verlangt z. B. dreihundert Arbeiter an den Canal zu einem Thaler und

25 Cents den Mann und verspricht, die Reisekosten extra zu zahlen. Oder sie verlangt vierhundert Eisenbahnarbeiter unter noch günstigeren Bedingungen. Die Leute, die schon an Canälen und Eisenbahnen arbeiteten, sperren Maul und Nase auf, denn so viel wird sonst nie bezahlt. Hunderte melden sich; Jedem wird sein Thaler abgenommen; Jeder wird aufgefordert, den andern Tag früh acht Uhr, aber präcis, sich einzufinden; denn um diese Stunde wird abgefahren und der Officemann reist selbst mit, aus purer Vorsorge, damit die Leute richtig ankommen und gleich an die Arbeit gehen können. Da kann doch nun kein Mißverständniß obwalten! Da kann kein Schwindel dahinterstecken! — Gott bewahre, ein grundehrlich Spiel. Nur daß, wenn den andern Tag die paar Hundert Leute sich einfinden, die Office fest geschlossen bleibt! — Der Officehalter hat sich mit den schnell eroberten Paar hundert Thalern aus dem Staube gemacht und — was hilft's jetzt, nach der Polizei zu rennen, um ihn verhaften zu lassen? Der ist längst über alle Berge. — Eine Woche drauf kann er ja in einer andern Stadt unter einem andern Namen eine andere Office anfangen!

Manchmal verzweifelt der Officemann daran, noch mehr Leute drankriegen zu dürfen. Er hat schon zu viel „Lockanzeigen" vom Stapel gelassen, um noch einmal auf Erfolg rechnen zu dürfen. Flugs besinnt er sich eines Bessern und läßt in die Zeitung rücken, etwa wie folgt: Ein Großhandlungshaus wünscht aus Gründen mit seinem Buchführer zu wechseln. Gehalt 1,200 Dollars. Geschäftsstunden von 9—3 Uhr. Liebhaber mögen sich unter der Chiffre W. S. brieflich unter Beilage von zwei Post-

marken (für die Briefbesorgung und den Retourbrief) an Herrn Pistor in Nro. 1003 Broadwey wenden." — Die Annonce kostet etwa einen Thaler, aber — eine Buchführerstelle mit 1200 Thaler! Wenigstens sechshundert Anmeldungen laufen ein, denn ein Buchführer hat sonst höchstens 500 Thaler; — und jeder Brief enthält zwei Postmarken, jede drei Cents werth. Das macht 1200 Postmarken, oder so viel als sechsunddreißig Thaler. Um solchen Preis konnte man doch die Annonce erscheinen lassen? — Natürlich, keiner der Briefsteller erhält eine Antwort; aber der Herr Pistor hat 36 Thaler im Sack und säumt nicht, den andern Tag seine Wohnung zu wechseln, damit er nicht in die Verlegenheit kommt, von einem der Briefschreiber persönlich aufgesucht zu werden.

Man sieht, für einen gewandten Mann gibt's in Amerika der Wege viel, um sein Leben zu machen und — ohne Arbeit — sich sein Auskommen zu sichern. Es ist zwar ein Bischen — „Humbug" dabei, d. h. ein bischen Lug und ein bischen Trug, ein bischen Windmacherei und ein bischen Lumperei, aber — in Amerika nennt man einen Betrüger — „smart", wenn er die Leute so betrügt, daß keine Strafe drauf erfolgt. Ein smarter Mann ist ein Mann von Grütz und Pfiff, der auf anderer Leute Kosten lebt und reich wird, ohne daß er wegen Diebstahl ins Zuchthaus kommt.

Einwanderer, besuche nie eine Intelligence-Office. Der Inhaber derselben ist dir zu smart. Daß er oft und viel ein deutscher Jude ist, versteht sich von selbst.

37.

Der Emigrantenwirth.

Der Emigrantenwirth in Newyork ist eine gefallene Größe. Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber und in wenigen Jahrzehnten vielleicht spricht man von ihm nur noch, wie von einer Mythe.

Früher, vor wenigen Jahren noch, war er der Herr der Greenwichstreet und den Deutschen erfaßte eine Art Grauen, wenn er an die Tage zurückdachte, wo er in seinen Klauen steckte. — Wenn ein Schiff mit „Landsleuten" landete, so war's ihm verfallen. Seine Runner hatten es bereits in Beschlag genommen, noch ehe es am Dock lag und am Dock nahm er die Einwanderer in eigener Person in Empfang. „Ein Hurrah für die lieben Landsleute!" — Hatten sie kein Geld, so warf er sie den andern Tag zum Hause hinaus; hatten sie aber Geld, so durften sie ihn nicht verlassen, bis er sich den größten Theil desselben angeeignet. „Sie mußten sich doch erholen, die armen Dinger, von der Seereise!" — Und dann, wenn sie um jeden Preis fortwollten, und sich unter keiner Bedingung mehr halten ließen, — die Rechnung! — Es kam z. B. Einer am 20sten und reiste ab am 26sten. „Wann bist

du gekommen?" „„Am 20sten."" „Daß macht Einen Tag." — Und nun ward Ein Strich gemacht. „Und wie lang bist du da gewesen?" „„Im Ganzen sieben Tage."" Jetzt wurden sieben Striche gemacht. „Und den wie vielten haben wir heute?" „„Den 26sten."" „Das ist wieder ein Tag," und abermals ward ein Strich gemacht. So brachte er neun Tage heraus, und der Emigrant mußte richtig für neun Tage bezahlen. — Und dann das Bier für neun Kreuzer das Glas! Und den Wein für einen halben Thaler die Flasche! — Und — wie viel rechnete er erst für das Aufbewahren der Effecten! Er konnte es doch nicht umsonst thun, wo der Hauszins in Newyork so theuer ist! — Und was trugen erst die Eisenbahnen ein! Die Emigranten mußten doch weiter reisen und er mußte sich ihrer annehmen und ihnen die Billete kaufen! Und zahlte nicht manche Eisenbahndirection Einem Wirthe eine jährliche Aversalsumme von zwei und mehr Tausend Thaler? — — — Das waren goldene Tage!

Freilich, es hing Manches daran, manche Ausgabe und manche Unannehmlichkeit. Oder mußten nicht die Faullenzer und Schmarotzer d. h. die Runner und die andern Spitzbuben der Greenwichstreet vom Emigrantenwirthe verhalten werden und gut verhalten werden? Und ließen sich nicht diese das Essen und Trinken schmecken, auch wenn keine Emigranten da waren? Und war's nicht verteufelt widerwärtig, vor den Mayor zu müssen, wenn einmal so ein Dummkopf von Emigrant wegen „Beschwindeltsein" klagte? — Aber schön war's doch. Das Gold floß wie Wasser, und allein am Auswechseln der Fünffrankenthaler ward täglich so viel profitirt, als ein anderer ehrlicher

Wirth an allen seinen Gästen vielleicht die ganze Woche macht.

Die Zeiten kehren nicht wieder. Die Emigrantenschiffe landen jetzt nicht mehr an einem beliebigen Dock, sondern alle in Castlegarden, und nicht mehr der Emigrantenwirth verkauft die Ankömmlinge an die Eisenbahnen, sondern die Herren in Castlegarden sorgen selbst für Billete. Da kann man freilich einem Bauern nicht mehr 100 Pfund Uebergewicht rechnen und ihn, weil er's nicht glauben wollte, da er alle seine Habseligkeiten in einem Schnupftuch bei sich trug, — in eigener Person auf die Schnellwaage stellen, wobei natürlich sogar mehr als 100 Pfund herauskamen! Da kann man überhaupt keine große Rechnungen mehr machen, denn die meisten Emigranten reisen gleich weiter, ohne sich in Newyork aufzuhalten! — So vergeht alles Schöne auf Erden und die Greenwichstreet hat ihren ganzen früheren Charakter eingebüßt. Die Hälfte der Emigrantenwirthschaften ist eingegangen, und die andere Hälfte hat wenig mehr zu thun. Die Faullenzer und Tagediebe, die Runner und Spitzbuben sind fast ganz verschwunden, denn es gibt nichts mehr zu beißen für sie und — ein jetziger Emigrantenwirth hat an Einem Runner genug.

Der jetzige Emigrantenwirth ist ein ziemlich unschuldiger Mensch. Sein Wohnort ist nicht mehr die Greenwichstreet, sondern irgend eine anständige Straße der mittleren Stadt. Er hat ein Wirthshaus, wie andere Wirthe auch; nur stellt er mehr Betten in Ein Zimmer, als hineingehen. In dieser Beziehung ist er erfinderisch. Auch richtet er das Sousterrain und die Bühne seines Hauses zu einer Art Zwischendeck her, wo er Bett an Bett aufstellt, um

seine lieben Landsleute drin zu logiren, nämlich die, welche an's Zwischendeck gewohnt sind. In Beziehung auf Zucht und Ordnung im Hause ist er sehr streng; denn er erlaubt den Emigranten nicht gerne, auszugehen und anderswo ihr Bier oder ihren Wein zu trinken. Sie könnten sich verirren, oder bestohlen, oder betrogen werden! Bei ihm aber sind sie gut aufgehoben und so gut, daß sie ganz leben und schlafen können, wie auf dem Schiffe: Weiber, Männer, Kinder, Crethi und Plethi unter einander. „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen."

Seine Haupttendenz ist: die Erlaubniß des unbedingten Zutritts in den Castle-Garden. Wie soll er die Emigranten bekommen, wenn er nicht selbst anwesend ist? Er läßt sich deßhalb als Mitglied der deutschen Gesellschaft aufnehmen, zahlt seine Beiträge pflichtlich und ist sehr höflich gegen den Präsidenten der deutschen Gesellschaft und die übrigen Emigrantencommissäre. Neben der Höflichkeit entwickelt er auch noch praktische Eigenschaften, wie z. B. die des Regalirens der Bediensteten in Castle-Garden, und diese Eigenschaft besonders hat ihm schon viele Freunde erworben und manchen Einwanderer in's Haus gebracht.

In Deutschland hält er sich gute Freunde, die ihm vom Abgang dieses und jenes Bekannten Nachricht geben, und kennt er einmal Einen auf einem Auswandererschiffe, so ist's so gut, als ob er Alle kennte. — Auch versendet er seine Karten überall herum in den Gasthöfen Europa's und ist gerne zu Gegendiensten erbötig.

Am meisten Schnur hat er auf die Einwanderer, die mit Dampfbooten anlangen. Diese freilich darf er nicht mit den „Zwischendecklern der Segelschiffe" „zusammenkaser-

niren", sondern er muß sie „logiren", wie er sich witzig ausdrückt; allein — die Dampfbootpassagiere haben auch meist mehr Geld. Er stellt sich deßhalb mit den Offizieren dieser Dampfboote auf „speziellen" Fuß und gibt dem Steward und ersten Koch während des Aufenthals der Dämpfer frei Quartier. — Die sorgen schon dafür, daß er die Passagiere bekömmt!

An Speise und Nahrung für die Emigranten läßt's der Wirth nicht fehlen; doch läßt er die Zwischendeckler und gewöhnlichen Emigranten „besonders" speisen. Sie könnten ihm sonst die übrigen Gäste vertreiben! Und überdieß — vom theuersten Fleische braucht dieser Schlag gerade nicht; sie verstehen's ja doch nicht und — verzehren vom Lendenstück gerade so viel, als vom Schenkelknochen. Denn Appetit haben sie, die Zwischendeckler, viel Appetit!

Der Emigrantenwirth, wie er jetzt ist, hält nur Einen Runner. Er gebraucht ihn, wie der Schäfer seinen Hund; denn der Runner wartet außen vor dem Thor von Castle-Garden und nimmt die in Empfang, die der Wirth herausschickt und hält sie bei einander, daß sie nicht davon laufen, bis der Wirth mit dem Letzten selbst erscheint. Der Runner erhält seinen Viertels- oder halben Thaler per Kopf und damit ist die Sache abgemacht. Aus Dankbarkeit hiefür empfiehlt der Runner natürlich das Haus, für das er wirkt, so, daß der Emigrant nicht umhin kann, einen oder anderthalb Tage länger zu bleiben, als er im Sinne hatte. Im letztern Punkte besteht der Hauptprofit des Wirthes.

Die Emigrantenrechnung ist nämlich jetzt sehr einfach: ein Thaler per Tag. Der halbe Tag wird aber natürlich auch als Ganzer gerechnet. — Bezahlt wird meist baar,

wenn der Emigrant nämlich baar Geld hat. Fehlt letzteres, so wird mit Effecten bezahlt und die Koffer bleiben so lange im Besitze des Wirths, bis das Geld erfolgt. An „Effecten" fehlt's daher in einem Emigrantenhause selten. Nach vier Wochen läßt man — die Effecten versteigern.

Ein reicher Mann wird der Emigrantenwirth nur dann, wenn er alle Tage das Haus voll hat.

Abends, wenn's anfängt, dunkel zu werden, macht er, daß er von Castle-Garden nach Hause kommt. Er fürchtet die Greenwichstreet und noch mehr ihre Bewohner. Bei Nacht nähme er um's Leben keine Emigranten mit sich; denn die alten Rudera der Greenwichstreetrunner regen sich bei Nacht und — für einen Buckel voll Schläge dürfte er dann nicht sorgen.

Der Nimbus, der früher einen Emigrantenwirth umgab, ist verschwunden. Die ganze Poesie des Greenwichstreetschwindels ist dahin. — Die Emigrantenwirthschaften im Innern des Landes, an den Eisenbahnstationen im Westen, wo die „Emigrantenzüge" ihren Inhalt ausspeien, sind noch besser im Gange.

38.

Die deutsche Arbeitersfrau in Newyork.

Sie ist sehr genügsam, die Arbeitersfrau; nur muß sie ein seidenes Kleid haben.

Wenn ihr Mann ein Schneider ist, so hilft sie ihm nähen den lieben, langen Tag lang; ist er ein Schuhmacher, so macht sie die Einfassung an den Schuhen. Kann sie ihm in seinem Geschäfte nicht beistehen, so geht sie auch nicht müssig, sondern macht Hosen oder Westen in einen Kleiderladen, oder stickt sie Mantillen, oder näht sie für einen Hemdterstore oder treibt sie irgend etwas Anderes, das Geld einbringt. Sie weiß wohl, daß in Amerika Zeit Geld ist; sie weiß auch, daß Zeiten kommen, wo der Mann wenig oder Nichts verdient, und daß man daher Etwas auf der Sparbank haben muß, um existiren zu können, weil das „Sich auf Andere verlassen" in Amerika wenig werth ist. Darum scheut sie sich an keiner Arbeit, aber — dessen ungeachtet, ein seidenes Kleid muß sie haben.

Mit dem Kochen ist die Arbeitersfrau bald fertig. Sie hat sich in dieser Beziehung amerikanisirt. Ein Beefsteak, ein Braten, mit einem Worte eine Speise, die in einer halben Stunde fix und fertig ist! Man kann nicht,

wie in Deutschland, den ganzen Morgen in der Küche zubringen. — Sonntags natürlich Sauerkraut. Der Sonntag muß doch eine Ausnahme machen. — An Fleisch fehlt's nicht, aber die Gemüse nehmen zu viel Zeit weg.

Von Kindern ist sie keine besondere Freundin, nicht einmal von eigenen. Sie stehen ihr im Wege. Die „Bäbies," d. h. die Kaumgebornen, werden daher in den Rockingchair, den Schaukelstuhl, der natürlich nicht fehlen darf, gepackt und müssen dort campiren, so schlecht oder so gut sie wollen. Schreien sie, so reißt sie geschwind das Kleid auf und gibt dem „Bäbie" zu trinken, wobei es sie nicht genirt, ob noch andere Leute, als ihr Mann, im Zimmer sind, denn in der Beziehung ist sie irländisirt! Die Irländerinnen reichen bekanntlich ihren Kindern überall die Brust, wo sie sich befinden, sei's im Hause, sei's vor dem Hause; sei's im Eisenbahnwagen oder im Omnibus; sei's im Wirthshaus oder in der Kirche; und — es ist Jedermänniglich erlaubt zuzusehen. — Sind die Kinder etwas älter, so werden sie auf die Straße „vor's Haus" gejagt, wobei hie und da der Fall vorkömmt, daß sich so ein junger Taugenichts verläuft und daß man dann die Mühe hat, ihn vom nächsten Stationshause zu reclamiren. Die Polizeistationshäuser in der ganzen Stadt stehen nämlich durch Telegraphendrähte mit einander in Verbindung, so daß man in wenigen Minuten von überall her erfahren kann, was für „verlaufene" Kinder sich da befinden. — Sobald es thunlich ist, müssen die Kleinen in die Schule, in die Freischule natürlich. Es ist nicht gerade wegen des Lernens, aber — sie sind dort aufgehoben und es kostet ja Nichts! Die amerikanischen Schulen sind nämlich alle

Freischulen, wo die Kinder nicht bloß kein Schulgeld zu zahlen haben, sondern auch noch Tinte und Feder, Schulbücher und Schulatlasse *umsonst* bekommen. Der Staat thut viel und es ist nicht seine Schuld, wenn die Kinder Nichts lernen. Eins aber lernen sie sicherlich, und das ist *englisch*! Und so sehr lernen sie's, daß es Mühe kostet, sie nur noch dahin zu bringen, deutsch zu sprechen. Von deutsch *lesen* und *schreiben* ist natürlich ohnehin keine Rede. — Sind die Kinder einmal herangewachsen, dann sind sie willkommen; denn dann müssen sie — arbeiten.

Von der Kirche ist die deutsche Arbeitersfrau keine besondere Freundin. Man sieht sie selten dahin wandern. Die Kirche kostet Geld und das, meint sie, könne man auf eine nützlichere Art verwenden. Ueberdieß kann sie sich ja in ihrem seidenen Kleide ebensogut im Wirthshause zeigen, als in der Kirche. Somit ist ihr die letztere entbehrlich, und mit der Kirche auch die Ausübung der Sakramente, das eheliche abgerechnet. Sie geht darin so weit, daß sie es vielleicht zwei oder drei Jahre anstehen ließ, ehe nur an eine Taufe gedacht wurde. Es war dieß um so bequemer, weil man dann gleich *alle* die Brüderlein oder Schwesterlein, die sie in den drei Jahren geboren, zusammen taufen konnte! Práktisch muß man werden in Amerika!

Der liebste Tag ist ihr der Sonntag, denn am Sonntag geht's zum „Sacred-Concert." — Die ganze lange Woche hindurch hat sie hart gearbeitet; sie ist Morgens früh aufgestanden und Abends spät zu Bett gegangen; sie hat sich kaum Zeit genommen, sich zu waschen und halbwegs anzukleiden; sie hat keinen Tropfen über den Mund gebracht, als höchstens hie und da ein Schlückchen Bier,

wenn sie für ihren Mann eine Quart holen mußte. Sollte ihr da der Sonntag nicht zu gönnen sein? Und wie benützt sie ihn? Ist's Sommer, so wird in aller Früh abmarschirt; der Mann im schwarzen Hut, sie im seidenen Kleide; das kleine Wickelkind nimmt man auf den Arm, die Andern können springen. Fort geht's nach Staten-Island, oder nach Unionhill oder sonst wohin. Ist's Winter, so bleibt man hübsch zu Hause, bis die Glocke Zwei geschlagen; aber dann geht's fort zur Musik, in's Wirthshaus! Und wie pflanzt sie sich da auf? Der Mann thut, was er kann; er läßt sich's schmecken, bis er g'nug hat, und hat er g'nug, trinkt er noch was; die Frau aber — nun, wie die Bier trinkt! Wie der der Punsch schmeckt! Wie die den Kuchen und Emmenthaler Käse verschwinden läßt! Und die Kinder mit den Laugenbretzeln und dem Cändi! Na, unter einem Thaler lebt man am Sonntag nicht, aber am Werktage braucht man gar Nichts. — Dazu noch die Musik, der Lärmen ringsum, die Shopcameraden ihres Mannes, und sie im seidenen Kleide. Ist das ein Vergnügen!

Im Winter muß wenigstens Ein Ball mitgemacht werden. Ihr Mann ist ja Mitglied einer „Guard" oder einer „Loge," vielleicht gar einer Freimaurerloge, und die halten jedenfalls einen Ball! — Auf diesen Ball freut sie sich schon sechs Monate vorher und spricht nachher von ihm sechs Monate lang! Das ist ein Zurüsten! Sogar Glaçehandschuhe werden gekauft. — Die Kinder geniren sie nicht; die werden mitgenommen. Was sollte man sonst mit ihnen anfangen, da eine Arbeitersfrau natürlich keine Magd hält, die sie bewachen könnte? Soll man sie einer

Nachbarin übergeben? Das geht hie und da, wenn man nämlich eine findet, die mehr als gefällig ist; aber solche Eigenschaften kommen selten vor. Warum sich auch geniren? Die Andern nehmen ja ihre Kinder auch mit; natürlich sie halten auch keine Dienstmädchen, und können also ebenfalls nicht anders. Und sollen nicht die Buben und Mädchen auch ihr Vergnügen haben? Springen und hüpfen die nicht im Saale herum, als wären's lauter Rehlein und Hirschlein? Die Bäbies aber, die Wickelkinder, nun mit denen wird kurzer Proceß gemacht, der Wirth nämlich hält hart über dem Ballsaal ein eigenes Zimmer parat für die Wickelkinder; in diesem Zimmer geht an der Wand hinab eine lange breite Bank und auf dieser Bank liegen große, breite Federdecken und auf diese Federdecken wirft man die Kinder und läßt sie schlafen. Oft liegen dreißig bis vierzig bei- und untereinander und nicht selten schreien sie ein Concert zusammen, daß man es sogar unten im Ballsaal, trotz der Janitscharenmusik, hören muß. Dann springt ein Dutzend Mütter hinauf; ihr Gesicht glüht noch vom Tanze; der Schweiß läuft in dicken Linien die Wangen hinab, aber hurtig die Brust aufgerissen, den Kindern zu trinken gegeben und dann wieder hinabgestürmt in den Ballsaal, denn die Musik hat schon wieder begonnen. — Das muß eine gesunde Milch sein, die die Bäbies soeben bekommen haben! Aber was kann man machen? Man muß doch einmal im Jahre auch sein Vergnügen haben! Und wenn's auch zwei oder drei Mal ist, so ein Bäbie gewöhnt sich am Ende auch hieran; muß sich's ja doch schon in den ersten vier Wochen dran gewöhnen, aufrecht, statt liegend, getragen zu werden! In

Amerika muß man lernen, den Kopf gerade halten. — Der Ball dauert gewöhnlich bis Morgens sechs Uhr, jedenfalls so lange, daß man bei Tage nach Hause gehen kann. Vorher gibt sich die Arbeitersfrau nicht zufrieden. Was sie genießt, will sie recht genießen!

Die Arbeitersfrau hält das Bankbüchlein, d. h. das Büchlein, worin die Ersparnisse auf der Sparbank eingetragen werden, unter ihrem Verschluß, d. h. sie hat's in der Tasche, denn einen bessern Verschluß gibt's in einer Stadt nicht, wo Ein Schlüssel alle Schlösser aufmacht. — Schade, daß das Büchlein bei jeder Kindbett angegriffen und bei einem Todesfall gar erschöpft werden muß.

Im Uebrigen macht dieß der Arbeitersfrau wenig Skrupel. Sie ist seelenvergnügt, weil's alle Wochen ein Mal Sonntag ist.

39.

German friend — Dutch Son-of-a-bitch.*)

„Mein edler deutscher Freund!" — „Du verfluchter deutscher Hurensohn!" — Zwei recht hübsche Benennungen, nicht wahr? Sie bezeichnen aber ganz genau den Standpunkt, den der Amerikaner dem Deutschen gegenüber einnimmt; nur — werden die letzteren Worte, die Schimpfworte, hundert Mal öfter gebraucht, als die ersteren.

Der hochsinnige Amerikaner steht nicht vereinzelt da, sondern ihrer sind Viele, alles Männer von hohem Ruhm und hoher Sittenreinheit. Sie sind es, die Amerika zu dem Lande gemacht haben, das es ist; von ihnen kommen die Gesetze, welche aus der großen Insel im fernen Westen eine freie Heimstätte gründeten für alle „Mühseligen und Beladenen"; sie wissen es, daß die Millionen Deutsche, die nach und nach einwanderten, es sind, die die westlichen

---

*) Son-of-a-bitch, „Hurensohn" ist der ärgste Schimpfname, dessen sich der Amerikaner bedient. Das Wort ist sehr gang und gäbe, man hört es von Tausenden tausendmal täglich; denn nirgends in der Welt wird mehr geflucht und geschimpft, als in Amerika, und besonders in Newyork.

Wildnisse in cultivirtes Land verwandelten, daß die Millionen Deutsche es sind, welche die amerikanischen Fabriken und Manufacturen auf den Standpunkt erhoben, auf dem sie jetzt stehen, daß sie es sind, welche einen freieren, geselligeren Geist in die starren, puritanischen Formen der englischen Abkömmlinge bringen, ja daß kein geringer Theil amerikanischer Bildung ihnen und nur ihnen zu verdanken ist. Der hochsinnige Amerikaner weiß dieß Alles und schätzt es hoch, so gut er die Namen der berühmten deutschen Dichter und Künstler kennt, so gut er deutsche Wissenschaft und Gründlichkeit zu schätzen weiß. Er ist es, der die Deutschen nie auf Eine Stufe mit den Irländern stellt, dem einzigen Volke, das ebenso massenhaft einwanderte, wie die Deutschen; er ist es, der deutsche Ehrlichkeit und deutschen Fleiß in Amerika so hoch stellt, als er in Deutschland selbst steht. — Und darum gibt's nicht blos Einzelne, sondern Hunderte unter den Deutschen, die von edlen Amerikanern zu erzählen wissen, welche ihnen, in jeglicher Lebensfrage, hülfreich an die Hand gingen, welche ihnen Credit gaben und bei Geschäftsfreunden Credit verschafften, während deutsche Geschäftsleute sich kopfschüttelnd zurückzogen und meinten, „vorderhand" Nichts thun zu können. — Er, der hochsinnige Amerikaner, sagt „German friend!"

Aber der hochsinnige Amerikaner ist nicht das amerikanische Volk, und das amerikanische Volk, die große Masse, die Millionen, die denken anders.

Das amerikanische Volk ist ein großes mixtum compositum. Aller Herren Länder haben ihr Contingent dazu geliefert: Engländer, Irische, Schotten, Welsche, Plattdeutsche, Hochdeutsche, Süddeutsche, Schweizer, Schweden, Nor-

weger, Dänen, Franzosen, Spanier, Italiener, Ungarn, Polen und sogar Russen. Der große Stamm aber ist englisch und denkt englisch, wenn er auch die Engländer zugleich beneidet und haßt. Seine Sitten und Gebräuche sind englisch, seine alten Herkommen und Gesetze sind englisch und zwar puritanisch englisch, heuchlerisch englisch. Und dieser Stamm ist es, der alles Fremdländische haßt und verachtet, der dasselbe vielleicht benützt und aussaugt, aber nach gemachtem Gebrauch, wie eine ausgesogene Citrone, mit Verachtung wegschmeißt. Und nun vollends ein fremdländisches Volk, das sich nie dazu bequemen kann, englisch zu werden in Sprache und Sitte, das nie englisch und besonders nie puritanisch englisch denken lernt! — Der Deutsche aber bleibt ein Deutscher und wenn er zwanzig Jahre lang im Lande ist. Hie und da mag sich Einer bestreben, in seiner ganzen äußeren Erscheinung den „Amerikaner“ zu spielen, und besonders junge Ladenschwengel oder „Clerks“, wie sie sich hier nennen, sind zu dieser Rolle geneigt, aber — der Dutchman sieht doch hinten und vornen heraus, und zum Schaden haben sie noch den Spott. Nie lernt ein Deutscher die englische Sprache, wie ein Eingeborener; es fehlt ihm der Ausdruck, der Accent, der Ton. Und wäre es nicht die Sprache, — der Gang, die Haltung, der Bart verräth den Deutschen. Die Mädchen auf der Straße rufen ihm nach: Dutchmann, und die Buben, die gottlosen, setzen ihr: „Goddam“ hintendrein, und dazu ihr: „Son-of-a-bitch“. Der Deutsche bleibt ewig ein Fremder in einem fremden Lande, und dazu noch ein gehaßter, ein verachteter Fremder. Nur seine Kinder werden Amerikaner.

Doch Eine Zeit gibt's im Jahre, wo das Blatt sich wendet; eine Zeit, wenn auch eine kurze, wo kein Mensch von einem Son-of-a-bitch, alle Welt aber von „My noble german friend" spricht. Das ist die Zeit vor den Wahlen.

Wahlen sind in Amerika jedes Jahr; denn entweder werden städtische Beamte gewählt, oder Staatsbeamte, oder United-Statesbeamte, und — in solchen Zeiten ist der Mensch etwas werth, der eine Stimme hat. Eine Stimme kann ja die Entscheidung geben! Freilich bekommt der Eingewanderte erst eine Stimme nach fünf Jahren, wenn er Bürger geworden ist; aber schon Hunderttausende von Deutschen haben jetzt diese Stimme erhalten, und jedes Jahr kommen wieder Tausende hinzu, und des Deutschen Stimme ist gerade so viel werth, als die jedes Andern, und ach — wie angesehen ist da der Deutsche! Doch, täusche dich nicht, er ist eigentlich weniger angesehen, als cajolirt und poussirt.

Für jedes Amt sind zwei, drei, vier Candidaten aufgestellt, je nachdem das Volk in Parteien zerspalten ist. Auch die Deutschen haben natürlich ihre liebe Gewohnheit beibehalten, nie einig zu sein. — Ei, wie wird da geworben! Wie werden da die Deutschen gelobhudelt! Alle Blätter sind voll süßer Redensarten. „Die hochherzigen Deutschen, die Landsleute eines Alexander von Humboldt!" ruft Ein Blatt, das gerne die Deutschen für die Partei Nro. 1 gewinnen möchte. „Die fleißigen friedlichen Deutschen, die besten Bürger des Staats!" meint das Blatt der Partei Nro. 2. „Die Männer der Kraft und Ausdauer, die Freunde der edlen Musik und des Gesangs!" declamirt

die Zeitung von Nro. 3. „Die Abkömmlinge Herrmanns, deren Herz voll Liebe zur Freiheit, deren Charakter nur Ehrlichkeit und Biederkeit!" meint zum Schlusse der Redakteur vom Parteiblatt Nro. 4. — Oh, der süßen Worte, der verlockenden Worte will es kein Ende nehmen. — Und dann erst noch die Candidaten und ihre Freunde? Wie die rennen? Kein Deutscher von nur einem Vierteleinfluß wird übergangen; der Candidat sucht ihn auf, oder läßt ihn durch einen seiner Speciellen aufsuchen! Kein Wirthshaus bleibt verschont; wer drin ist, wird zu einem „Trunk" eingeladen. Es ist ein förmliches Buhlen um die deutsche Gunst. Wenn ein deutsches Fest ist, und wär's nur die Fahnenweihe eines kleinen Turnerchors von zwanzig Mann, — der amerikanische Candidat sucht's auf; er schüttelt Jedem die Hände, als wäre er seit Jahren mit ihm vertraut; er stößt mit ihm an, er trinkt mit ihm, er hält eine kleine Volksrede, in der es von German friends wimmelt, er sorgt dafür, daß es mehr „Fahnen" gibt, als Turner auf dem Platze sind, und Alles ist Eine Freundschaft und Liebe! — Da ist nicht mehr davon die Rede, die Wirthshäuser am Sonntag zu schließen oder das Temperenzgesetz einzuführen. Im Gegentheil, der Richter, der als Temperenzfanatiker jeden Bierzäpfer mit Haut und Haaren zu verschlingen gedroht, er läuft jetzt selbst wie besessen in allen Kneipen herum; er, der das Lagerbier bis in die unterste Hölle verdammt, er stürzt jetzt täglich seine zwanzig, dreißig Glas hinunter, und spricht's öffentlich aus, daß das „deutsche Bier" das einzige Getränk sei, an dem Gott einen Wohlgefallen habe. Ja sogar der Geistliche, der puritanische, scheinheilige Geistliche, der Zelotischste

unter allen Zeloten, der früher gegen die „nichtkirchenlustigen" Deutschen als gegen „Abtrünnige und Heiden" mit Feuer und Schwert zu Felde zog, — auch er mischt sich unter die Wölfe, und singt mit das große „Hosiannah der German friends!"

Aber, — nach der Wahl?

Ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, ein Platzregen bei dreißig Grad Kälte ist ein starker Witterungswechsel, aber er ist Nichts gegen den Wechsel in der Gesinnung gegen die Deutschen, oder vielmehr nicht in der Gesinnung, aber in der Sprache, — nach der Wahl!

Es kann natürlich nur Eine Partei gewinnen; aber jede Partei, die verliert, schiebt ihren Verlust nicht sich selbst, sondern der Stimme der Eingewanderten zu. Die Eingewanderten sind an ihrer Niederlage Schuld, weil sie gestimmt, vielleicht auch, weil sie nicht gestimmt haben! — Aber auch die Parthei, die gewonnen hat, ist nicht zufrieden. Sie hat ihren Sieg vielleicht gerade den Deutschen und Niemanden anders zu verdanken; aber eben das ärgert sie; denn sie wollen den Sieg sich selbst und nicht den Eingewanderten zu danken haben. Die könnten ja sonst am Ende sich fühlbar oder gar Ansprüche machen! — Darum, wo man jetzt eine englische Zeitung zur Hand nimmt, allüberall hat das „German friend" ein Ende mit Schrecken genommen, und das „Goddam dutch Son-of-a-bitch" ist an seine Stelle getreten. Der Deutsche ist jetzt kein Mensch mehr, an dessen Aufgeklärtheit man appellirt; nein er ist nichts als ein Stückchen Vieh: voting cattle, d. h. ein Ochse, gut genug zum „Stimmen", aber zu dumm zu allem Andern.

Und das ist noch das Wenigste. Daß die guten Eigenschaften der Deutschen nach der Wahl (wenn man sie nicht mehr braucht) auf einmal wie verschwunden sind, das könnte man sich noch gefallen lassen; aber die „guten“ sind nicht blos verschwunden, sondern es sind auch schlimme an deren Stelle getreten. Der Deutsche ist jetzt plötzlich ein Gottesleugner, ein Atheist, der keine Kirche besucht, und folglich ein Mann ohne Treu und Glauben. Er ist auf einmal ein Pauper, ein erbärmlicher Lump, der ohne einen Cent in der Tasche an die amerikanische Küste geworfen wird, um sich da zu mästen, — weil unter den jährlichen fünfzigtausend einwandernden Deutschen vielleicht einige hundert „Ortsarme“ mit hinüber spedirt werden! Es ist ein entlaufener Sträfling, der draußen zu liederlich zum Zuchthause war, und den seine Behörden nach Amerika sandten, um ihn nicht selbst hängen zu müssen, — weil unter Tausenden vielleicht zwanzig sind, die zur Auswanderung begnadigt wurden!

Sic transit gloria mundi!

Wie's aber bei und während den Wahlen oft zugeht, wie der Deutsche gepufft und gestoßen und oft auch gehauen und geschossen wird, um ihn vom Stimmkasten abzuhalten und einer feindlichen Partei dadurch Stimmen zu entziehen, das weiß der liebe Leser zur Genüge aus den Zeitungen, und wenn er's nicht weiß, so braucht er nur im Conversationslexicon die Worte: „Louisville, Cincinnati, New-Orleans“ nachzuschlagen.

„Amerikaner sollen Amerika regieren!“ das ist der Grundsatz nicht blos der „amerikanischen“ Partei, d. h. der „Knownothings“, die ihn offen aussprechen; nein, es ist

der Grundsatz der ganzen großen Masse, es ist der Grundsatz aller amerikanischen Politiker, sie mögen es nun sagen oder verschweigen. Der deutsche Einwanderer ist ihnen vielleicht willkommen; ja sie geben sogar Gesetze, um ihn bei seiner Einwanderung zu beschützen; aber sie verlangen seiner nur, um das Land zu bebauen, nur um die Prärien des Westens zu cultiviren, nur um ihn als fleißigen Handwerker benützen zu können. — Er soll arbeiten in den Fabriken oder auf dem Felde, als Handwerker oder als Bauer, das ist seine verfluchte Schuldigkeit; was aber weiter ist, das ist vom Uebel.

Nordamerika hat unter seinen 27 Millionen Einwohnern über 4 Millionen Deutsche; wie Viele unter ihnen haben's schon weiter gebracht als zu einem Handlangerdienst? Nicht einmal die Abkömmlinge derselben in der ersten Generation. Auch in den jungen westlichen Staaten, die fast halbdeutsch sind, schicken sie Deutsche ins Repräsentantenhaus, Deutsche in den Senat?

Amerikaner sollen Amerika regieren, und du, dummer Dutchmann, halt's Maul!

40.

Der Bürgergardist.

Die vereinigten Staaten haben so wenig stehendes Militär, daß ein deutscher Rottenmeister die Hände über dem Kopf darob zusammenschlagen muß. Wie doch ein Staat, der fast so groß ist, als ganz Europa zusammengenommen, mit 10—12,000 Mann auskommen kann! Aber Thatsache ist: er kommt aus und sogar diese wenigen 12,000 Mann sieht man so zu sagen Nirgends, denn, außer einigen kleinen Besatzungen in den Küstenforts, werden sie alle an den Gränzen des Landes gegen die stets meuterischen und stets kriegerischen Indianer verwandt. Hat aber Amerika fast kein stehendes Militär, so hat es um so mehr Bürgermilitär. Die Militz beträgt über 2 Millionen! Bist du nun zufrieden, Rottenmeister?

In Amerika hat ein Bürger drei Dienstleistungen gegen den Staat. Er muß Geschwornendienste verrichten, oder bei der Militz eintreten oder als Feuerlöschmann fungiren. Die Feuerlöschmannschaft besteht zumeist aus Amerikanern und Deutsche werden von den verschiedenen Corps nicht gerne aufgenommen; Geschwornendienste kann der Deutsche nicht leicht verrichten, weil er der englischen Sprache

selten so mächtig wird, um als Eingeborner gelten zu können; aber — das Bürgermilitär, das ist seine Liebhaberei. Er könnte sich zwar davon losschälen, wenn er jährlich einige wenige Schillinge bezahlte, aber — Gott bewahre, er hat eine Passion für das Soldätlesthum, und seine Frau eine Leidenschaft für die Uniform. Er ist vielleicht aus Deutschland ausgewandert, um nicht unter's Militär zu müssen; ja er ist vielleicht flüchtig geworden, um dem „zweierlei Tuch" zu entgehen, aber — in Amerika weiß er nichts Eiligeres zu thun, als sich zur Militz zu melden und Bürgergardist zu werden. Ja, er tritt unter's Gewehr, noch ehe er eigentlich das Recht dazu hat, denn er sollte pflichtschuldigst vorher fünf Jahre im Lande und Bürger geworden sein, ehe er Militzdienste thun kann und darf; aber — es ist so schön, Soldat zu sein, d. h. eine Uniform zu tragen, daß er die langen fünf Jahre nicht abwartet und sich schon früher einreihen läßt.

Freilich, der Dienst ist nicht gar schwer. Ein Bischen Drillen, d. h. Exerciren ein Paar Wochen lang am Abend, wenn's Geschäft vorüber ist, und alle Jahre einmal ausrücken zur Inspection vorm General, das ist fast Alles; denn daß das Bürgermilitär wegen eines Aufruhrs, eines Straßenkrawalls, unter die Waffen gerufen wird, gehört unter die großen Seltenheiten. Freilich, wenn das Bürgermilitär ausrückt zur Inspection, würde mancher Linienoffizier den Kopf schütteln. Die Schwenkungen, die ganze Haltung würde ihm gar absonderlich vorkommen, und besonders das Bürgermilitär „zu Pferde" würde sein ganzes Erstaunen hervorrufen; aber — Amerika lebt ja im Frieden mit Jedermann und wenns je Krieg gibt, so gibts

einen Seekrieg, wo das Bürgermilitär weit vom Schusse bleibt. — Der Dienst ist also nicht schwer, aber um so verlockender ist er, und so verlockend, daß nur Wenige ihm widerstehen können. Oder — haben die Herren Bürgergardisten nicht das Recht, wenn ihrer Dreißig oder Vierzig zusammenstehen, eine eigene Kompagnie zu bilden, was ihnen für eine beliebt? Haben sie nicht das Recht, ihren Hauptmann, ihre Lieutenants, ihre Unteroffiziere selbst zu wählen, und hat nicht Jeder unter ihnen so gut Anwartschaft zu einem solchen Ehrenposten, als der Andere? Ja wählen sie nicht so viele Offiziere und Unteroffiziere, daß wenigstens die halbe Mannschaft chargirt ist? Und dann die vielen Meetings, d. h. Versammlungen, worin berathschlagt wird über die Wichtigkeit aller Wichtigkeiten, über die Uniform? Sollte das nicht lockend sein, wenn die Kompagnie das Recht hat, jedem Gemeinen schon eine Generalsuniform zu geben? Und dann vollends die Scheibenschießen alle Jahre, wo man fast gewiß ist, einen Preis zu bekommen? — Na, wer da widerstehen kann, der ist aus Holz geschnitzelt und stammt nicht von deutschem Heldenblute!

Es ist ein schönes Mixtum compositum, das Bürgermilitär in einer großen Stadt! Am einfachsten sind noch die „amerikanischen" Regimenter; die Schotten tragen sich schon „vaterländisch", fast ganz wie die schottische Leibgarde der Königin von England; die Irländer lieben das Bunte und Farbige und „Grün Erin" ist Nirgends vergessen; die deutschen aber, und diese sind doch die Hauptsache, denn mehr als zwei Drittheile der Regimenter sind deutsch, — na, die Deutschen, wem da das Herz

nicht aufgeht, der hat gar keins im Leibe! Da gibts Uhlanen und Dragoner, Schwarze Jäger und Tyroler-Scharfschützen; kein Land und Ländchen Deutschlands ist vergessen, von überall her werden die Namen und die Uniformen entlehnt, letztere nur etwas idealisirt, etwas mehr mit „Pelz und Busch" versehen, damits auch etwas gleich sieht. Es überläuft dich ein Zittern, wenn du die grimmigen Krieger unter ihren Helmen und Roßschweifen oder unter ihren ellenhohen Bärenmützen, den klirrenden Schleppsäbel an der Seite, einherstolziren siehst! Und dann noch der Schnurrbart, der lange grimmige Schnurrbart! Ein Deutscher und besonders ein deutscher Bürgergardist ohne Schnurrbart wäre ja ein Unding! „Sie sollen nur kommen, die Herren Engländer oder Franzosen, wir hauen sie zusammen, wie Kraut und Rüben," so spricht der Bürgergardist und pflanzt sein Bajonnet auf.

Die Kompagnien werden mit Nummern und Zahlen bezeichnet und zu Regimentern geschlagen. Viele Deutsche aber ziehen es vor „unabhängige Corps" zu bilden, eine Art Freikorps, die im Kriege als Guerillas verwandt werden könnten. Die Erstern bekommen wenigstens ihre „Wehr und Waffen" vom Staate und aus den Staatarsenalen; die Letzteren haben sich Alles selbst anzuschaffen, aber dafür haben sie auch das Recht, ihrer „Guard" einen schönen Namen zu geben. Die Eine heißt sich „Lafayetteguard", die Andere „Steubenguard", die Dritte ist die „Butschersguard" und die Vierte die „Bäckerguard"; ja sogar eine „Umbrellaguard", d. h. eine Regenschirmgarde hat sich in Newyork gebildet; dieselbe trägt schwarzen Rock, schwarze Hose, schwarzen Hut mit einem kleinen Regenschirm als

Kokarde und statt des Gewehrs einen großen, baumwollenen, veritabeln Regenschirm unter dem Arme. — Auch eine Gegend!

Es kostet Geld in Amerika, Bürgergardist zu sein! Da ist vor Allem die Uniform; die schafft sich Keiner leicht unter fünfzig Thalern an, wenn die goldenen Litzen und die schweren Epauletts auch nur ein Bischen „generalsmäßig“ dreinschauen. Die von der „Regenschirmgarde“ und Andere kommen freilich wohlfeiler weg; aber um so theurer wieder die von den „Dragonern“, „Uhlanen“, „Husaren“. Zu einem solchen Corps können natürlich nur Leute treten, die ihres Geschäfts halber schon ein Pferd halten, als Metzger, Grocer, Bierbrauer, Bäcker u. s. w.; zu einem „fußgehenden“ Corps langts schon für einen Schuhmacher, Schreiner, Conditor, Schneider und vor Allem für einen Wirth. Ein Wirth und kein Bürgergardist! Es wäre ja gegen allen Anstand! Der muß doch was aufgehen lassen können! Und dann — trägts ihm nicht wieder Geld ein? Ist denn nicht das „Drillen“ da? Und wenn auch auf Staatskosten gedrillt, d. h. exercirt wird, erregt das Ding nicht Durst und viel Durst und was ist also natürlicher, als daß man nach vollendeten Studien beim Bruder „Wirth“ einfällt? Ja, noch mehr, die vielen Versammlungen, die nöthig sind, um über die Uniform und nachher um über den „Ball“ und das „Scheibenschießen“ zu bestimmen, tragen die dem Bruder „Wirth“ nicht wieder Geld ein? — Ein Wirth muß daher bei einer Compagnie oder einer Guard sein und wenn er das Ding beim rechten Fleck anpackt und das „Traktiren“ loshat, so kanns ihm auch gar nicht fehlen, die Kapitäns- oder doch eine

Lieutenantsstelle zu bekommen! — Oh, welche Lust, Soldat zu sein! Es kostet zwar noch mehr Geld, Offizier zu sein; der Säbel kostet Geld, und das Traktiren und Freihalten kostet viel Geld; aber — „und wenn das halbe Vermögen drauf geht," sagt die Frau, die ihren Vaterlandsvertheidiger partout mit veritablen goldenen Epauletten sehen will! — Ist nämlich der Mann schon darauf versessen, Soldätles zu spielen, so ists die Frau noch viel mehr, besonders die, welche keine Kinder hat. Die Katzen- und Hundeliebhaberei ist in Amerika nicht gar sehr zu Hause, wohl aber die Uniformliebhaberei und am allermeisten die Offiziersstellenliebhaberei. Viel, sehr Viel, ist sie bereit, aufzuopfern, die Frau Schuhmacherin oder Grobschmiedin oder Seifensiederin oder Wirthin, wenn nur ihr Mann Kapitän wird!

Und warum denn nicht? Hält nicht jede Compagnie oder Guard alle Jahre ihr Scheibenschießen und ihren Ball? Und sind nicht die Frauen bei letzterem die Hauptsache und bei ersterem wenigstens der Mitpart?

Das Scheibenschießen wird in der nächsten Umgebung der Stadt abgehalten. Die Compagnie rückt aus, festlich geschmückt, zwölf Chargirte und sechzehn Gemeine; voraus die Musik, prächtige Trompetermusik mit der großen Trommel und dem Piccolo, zum mindesten vierundzwanzig Mann; hintendrein die Judges, d. i. die Preisrichter in schwarzem Fracke, mit die „Preise" tragenden Niggern zum Schlusse. Alle Fenster thun sich auf, wenn die „Guard" einherzieht, und sie zieht natürlich durch alle Hauptstraßen der Stadt, und die Frauen der Gardisten, — ha, wie thun die sich auf! Sie haben von Geschmeide an sich, was sie auftrei-

ben können; ein seidenes Gewand umschließt ihre kräftigen Glieder und fortmarschiren auch sie auf den Kampfplatz, d. h. sie fahren mit der Eisenbahn an Ort und Stelle, um ihre Männer nach erfolgtem Schießen im Essen und Trinken zu unterstützen.

Lieber Leser, die Scheibenschießen sehen sich in der ganzen Welt gleich; die amerikanischen aber haben die Eigenthümlichkeit der „Judges“ für sich. Ein „Judge“ oder Preisrichter darüber, wer am besten geschossen, ist stets ein guter Bekannter der Compagnie, aber nie ein armer. Man ist in dieser Beziehung sehr wählerisch. Der Preisrichter hat nämlich für die Ehre zum Preisrichter erwählt worden zu sein, eine „Gabe“ zu stiften, die herausgeschossen wird. Es darf ein silberner Becher oder eine goldene Uhr, eine Büchse oder ein dutzend Löffel sein, — Alles wird angenommen, sogar „baar Geld“, ein Fünfthalerstück oder so etwas. Je mehr Judges, um so mehr Gaben, daher ist die Zahl der Preisrichter nie gering. Uebrigens fallen auch von „Freunden der Compagnie“ von dem Wirthe, wo der „Ball“ gehalten wird und Andern — Präsente. Jedenfalls müssen so viel Gaben sein, daß Jeder Gardist einen Preis gewinnt! Und was ist das nun für ein Jubel! Keiner fühlt sich gekränkt, denn Jeder hat gewonnen! Die Judges werden fast ersäuft im Champagner! Und das Essen, wie prächtig ist es! Und die Frauen, wie glänzen sie vor Freude! Und die Toaste, zuerst auf den Kapitän, dann den Gastgeber und dann auf alle Andere! Und die Musik, wie schallt sie! Es ist doch was ganz anderes, mit leerem Magen blasen, als mit vollem!

Und wie das Scheibenschießen, so der Ball. Große

und lange Conferenzen sind gehalten worden über das Wo und das Wann. Aber endlich ist der Tag bestimmt. Das Lokal wird schon vier Wochen vorher gemiethet und — die Karten werden ausgegeben. — Ein Ball ist ein Ball in der ganzen Welt; ein amerikanischer Guardball aber hat seine ureigene Eigenthümlichkeit: die Eigenthümlichkeit des Karten- oder Ticketverkaufs. Anderswo in der Welt zahlen die Mitglieder der Gesellschaft die Ballkosten und laden Freunde dazu ein. In Amerika werden auch Freunde eingeladen, aber die Eingeladenen müssen die Ballkosten bezahlen. Das ist der einzige Unterschied. Zu dem Ende bekommt jeder Gardist eine Anzahl Ballkarten oder Tickets zum Verschluß in die Hände und geht nun bei seinen Bekannten hausiren, um die Tickets à 1 Dollar per Stück abzusetzen. Wehe dem Grocer, wehe dem Wirthe, der kein Ticket nimmt, zu ihm kommt er nie mehr! Die Tickets müssen verkauft werden, und wenn er die Leute dazu nothzüchtigen müßte. Und eine Nothzüchtigung ists in vielen Fällen, und eine schmachvolle dazu! Aber was liegt daran, wenn nur zweihundert Tickets verkauft werden, so machts zweihundert Thaler, und um zweihundert Thaler kann man ein schönes Local miethen, viel Musik machen lassen und besonders viel essen und trinken. Den andern Tag kommt doch in der Zeitung: „große Festlichkeit, herrlicher Ballabend, ausgezeichnete Gesellschaft, famose Gemüthlichkeit."

Und was meinst du, wie erst da die Frau Lieutnantin, und gar vollends die Frau Kapitänin glänzt! An einem solchen Abend kann sie erst sagen: „ich habe gelebt!"

Nach sechs Jahren ist die Dienstzeit des Bürgergar-

disten vorüber und von nun an ist er zu keinem Dienste mehr verpflichtet. Aber er hat eine solche Freude an seiner militärischen Laufbahn bekommen, daß er sich unmöglich davon trennen kann; am allerwenigsten, wenn er eine Charge begleitet. Wie könnte Einer den Kapitänstitel aufgeben! Und der Sergeant hat ja Hoffnung, Kapitän zu werden!

Mit der Hälfte Geld, das ein Bürgergardist für sich und seine Uniform ausgibt, könnte man einen europäischen Liniensoldaten verhalten; allein wenn der Bürgergardist dazu Geld hergeben sollte, so würde er sich schön bedanken; was er für sich ausgibt, gibt er zu seinem eigenen Vergnügen aus und — sein Geschäft leidet darunter nicht Noth, wenigstens nicht viel.

Die Kapitäns und Lieutenants müssen „Stunden" nehmen, um ihr Commando loszubekommen, denn das Commando ist englisch und gar schwer zu begreifen, zumeist für einen Schuhmacher oder Seifensieder. Sie würden lieber gestorben sein im alten Vaterlande, als eine solche „Zumuthung" erfüllt haben! Hier aber geschiehts zur „Ehre des Vaterlands", d. h. zur Ehre der Uniform und der Frau Gemahlin, und in den Kopf muß es hinein und wenn der Nürnberger Trichter dazu geholt werden müßte. Aber — es lohnt sich auch! „Wie steht die Seife im Preise, Herr Lieutenant? Was kostet ein Paar Stiefel, Herr Kapitän?" — So müssen jetzt die Kunden fragen und wenn sie sich unterstehen per „Seifensieder oder Schuhmacher" zu reden, so wird die Unverschämtheit auf den Preis geschlagen.

41.

Der Pawnbroker.

Der Pawnbroker ist ein Mann, der auf Pfänder leiht. — Diese Stelle ist in Amerika eigens für die Juden erschaffen worden; vielleicht sind auch die Juden für diese Stelle erschaffen worden. — Wenn ein Christ Pawnbroker wird, so ist er in Einem Tag in einen Juden verwandelt.

Das Pfänderleihen ist in Amerika erlaubt und in Newyork hat ein Pfänderleiher das Recht, fünfundzwanzig Procent Zinsen zu verlangen. Dagegen hat er die Pflicht, das versetzte Gut ein Jahr lang zur Wiedereinlösung parat liegen zu lassen. Von dem Rechte macht er ohne Umstände Gebrauch, nur ärgert er sich über den niedrigen Zinsfuß. Von der Pflicht nimmt er hie und da Umgang, aber nur bei Leuten, von denen er denkt, sie werden ihn nicht mit Klagen behelligen, denn eine Klage scheut er, wie der Dieb das Criminalamt und — es wäre gar kein Spaß, wenn ihm das Recht, auf Pfänder zu leihen, entzogen würde. — Ein Pawnbroker muß nämlich einen Erlaubnißschein vom Mayor und Stadtrath lösen und zahlt jährlich dafür fünfundzwanzig Dollars. Der Erlaubnißschein kann aber keinem Bürger verweigert werden, wenn

er nicht etwa schon wegen Diebshehlerei oder aus sonst einem andern Grunde im Zuchthause saß.

Der Pawnbroker leiht auf Alles Geld, auf Kleider so gut, wie auf Leinwand, auf silberne Löffel wie auf goldene Uhren. Doch zieht er Gold und Silber Allem andern vor. Sein Laden, der immer in einer stark bewohnten Straße liegt, ist vollgepropft mit kleinen Paqueten, die wohl verpackt und mit einer Nummer versehen in den Fächern liegen. Für die Ketten, Ringe, Uhren, Löffel und sonstige Schmucksachen hält er sich eine Safe, d. i. einen feuerfesten eisernen Geldkasten, der schon an sich so schwer ist, daß ihn keine drei Leute heben oder gar stehlen können. Vor der Ladenthüre hängen statt des Schildes drei kupferne Schüsseln, die sich gerade ausnehmen, wie in Deutschland die Barbierschüsseln. Dieß ist das Zeichen, daß hier ein offener Geldbeutel zu finden ist, vielleicht auch, daß man hier über den Löffel barbirt wird.

Der Pawnbroker steht den ganzen Tag von früh acht Uhr bis Abends sechs Uhr hinter seinem Ladentische, der gegen alle Angriffe erbitterter Kunden durch große starke Gitter wohl verwahrt ist, und seine Ehegesponsin theilt sich schwesterlich mit ihm in's Geschäft; die zwei Personen haben den ganzen Tag über genug zu thun. Er, der Herr des Hauses, nimmt sich mehr der Geschmeide, der Metallsachen an. Ein Pawnbroker riecht schon, was gut Gold oder Silber ist. Sie, die Dame des Hauses, richtet ihre Aufmerksamkeit den Kleidungsstücken, dem Bettzeug, den leinenen Artikeln zu und ihre Zunge steht nie still von in der Früh bis in die Nacht. Es ist, wie wenn das bis jetzt unentdeckte Perpetuum mobile drin steckte! Und wie schlecht

macht sie die Artikel, die ihr zum Versatz gebracht werden! Wie verächtlich wirft sie dieselben auf die Seite und bietet vielleicht den achten Theil des wirklichen Werthes darauf! Und wie still vergnügt lacht sie in sich hinein, wenn sie einer alten halbverhungerten Wittwe auf einen Shawl, der vielleicht seine zwanzig Thaler kostete und jetzt noch seine zehn Thaler werth ist, — Einen Thaler, sage Einen Thaler bot und wenn das Gebot angenommen wurde! Sie weiß gar wohl, daß die armen Leute selten dazu kommen, versetzte Gegenstände wieder einzulösen!

Darin steckt eben der Profit. Wie könnte ein ehrlicher Pfänderleiher sich sonst mit lumpigen fünfundzwanzig Procent begnügen? Da braucht man ja viel zu lang, um reich zu werden! — Aber die nicht eingelösten Waaren, die sind's, die dem Pawnbroker im Kopfe stecken.

Allerdings kommen in Amerika Leute dazu, etwas zu versetzen, bei denen man es in Deutschland für unmöglich halten würde. Mancher Arzt, der jetzt jährlich seine 3000 Thaler einstreicht; mancher Kaufmann, der jetzt für Fünfzigtausende jährlich importirt; mancher Privatier, der jetzt vom Ertrag seiner Häuser lebt, war vielleicht vor wenigen Jahren noch in der Lage, seine Kleinodien und die Kleinodien seiner Frau zum Pawnbroker tragen zu müssen; ja für Jeden kommt vielleicht in Amerika eine Zeit, wo er in augenblickliche Verlegenheiten kommt, und sich nicht anders zu helfen weiß, als zum Pawnbroker zu gehen; denn wo sollte er sonst Hülfe herbekommen? Vom Freund Nachbar, oder vom Vetter und Onkel? Prosit die Mahlzeit; die Nachbarschaft und Freundschaft hat ein Ende; geborgt wird nur in Geschäftsangelegenheiten und nur in

Waaren! — Nun, diese Versatzzettel werden wieder eingelöst; aber die Versatzzettel der Armen, die Versatzzettel der Arbeiter! Da bessern sich die Zeiten nicht so schnell, daß man in wenig Monaten ein kleines Capital ersparen kann, und wie mancher Ehering, wie mancher vom Taufpathen in Deutschland noch herrührende silberne Löffel wandert zum Pfänderverleiher, um von diesem nach Jahresfrist mit hundert Procent Nutzen versteigert zu werden!

Je schlechter die Zeiten, um so mehr freut sich der Pawnbroker. — Wenn die Geschäfte gehen und Jedermann zu thun hat, dann besteht seine Kundschaft aus liederlichem Gesindel, aus trunksüchtigen Weibern, aus banquerottirenden Vagabunden und Bummlern. Aber wenn eine Geschäftskrisis kommt, wenn die Banken brechen, wenn das „Stoppen" beim Arbeiter einreißt, dann ist seine Erndtezeit. Ei, wie es da mit neuen Kleidern, mit guten Betten, mit goldenen und silbernen Uhren regnet! Sein einzig Gebet ist um diese Zeit, daß der liebe Gott noch eine kleine Hungersnoth dazu senden möge, damit man vollends Alles zum Pfänderleiher tragen müsse! — Und wie brutal wird er um eine solche Zeit! Sonst war er froh an einem wollenen Unterleibchen, und gab doch seinen Schilling darauf; jetzt befaßt er sich mit Kleinigkeiten und Lappalien gar nicht mehr. Nur Gold und Silber ist wieder Gold und Silber werth! Höchstens kann er noch von feinem Porcellan oder Aehnlichem Gebrauch machen! — Es ist ein komisch Ding, um die Menschen. Geht's ihnen nach Wunsch, so werden sie übermüthig; und geht's ihnen conträr, so wollen sie gleich verzweifeln.

Die Hauptbesucher der Pawnbroker sind die Irländer.

Dieß Volk weiß nicht zu sparen, nicht zu rechnen. Zum Versetzen haben sie aber auch nicht viel, denn ein irländischer Hausrath für eine Familie von zehn Köpfen geht bequem auf einen Handkarren; aber — Brändi muß her, und wenn die Schmorpfanne in's Pfandhaus wandern muß, oder der Rosenkranz, was beides die kostbarsten Artikel für die Irländer sind!

Die liebsten Besucher sind dem Pfänderleiher die Herren von der Langfingerzunft. Er kennt sie wohl, diese Herren; er sieht's Jedem, der dazu gehört, schon von Weitem an; mit Manchem steht er auch in jahrelanger, freundschaftlicher Verbindung. Diese Herren bringen ihm keine alten Kleider und noch weniger altes Bettzeug; die bringen Ballen Tuch und ganze Stücke Seide. Die bringen keine halbabgerissene sechskarätige Hemdknöpfchen oder vergoldete messingene Uhren; die bringen die Ketten und Geschmeide dem Hundert nach und die schweren Ankeruhren dem Dutzend nach. — Er weiß wohl, daß er etwas riskirt bei dem Handel; aber er weiß auch, was profitirt wird. Er weiß wohl, daß die Artikel nicht gefunden werden dürfen, wenn die Polizei nachforscht; aber er weiß auch, daß die Pfandzettel für solche Artikel nicht aufbewahrt werden, und darum ist er weit entfernt, diese Dingerchen länger als einen Tag im Hause zu behalten, wie viel weniger ein ganzes Jahr, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit wäre! Kommt dann die Polizei, und forscht nach dem und dem gestohlenen Gut; er hat's nicht. Welch' Unglück, wenn er's hätte! Er müßt's ja wieder herausgeben! — Darum ist der Pawnbroker fein vorsichtig und sieht es sehr gerne, wenn die Herren von der „Vorliebe zu fremdem Eigenthum" nicht

bei hellem Tage, sondern Abends nach der Geschäftsstunde kommen. Einen gewöhnlichen Kunden würde er fortjagen, aber solche Gäste muß man zuvorkommend behandeln! Zweihundert Procente in vierundzwanig Stunden gewinnen, ist keine verachtungswerthe Eigenschaft! Demzulieb kann man wohl das Gas noch einmal anzünden!

Der Pawnbroker ist in wenigen Jahren ein reicher Mann. Dann kauft er sich ein Haus in einer feinen Straße und spielt dort Sonntags den vornehmen Herrn. Am Werktag ist er in seiner Pfänderbude, denn die gibt er nicht so leicht auf. Ein besseres Geschäft gibt's nicht!

Gesegnet war die Stunde, wo er den Gedanken faßte, nach Amerika zu gehen!

42.

Wie man in Amerika arbeitet!

Arbeiten muß der Mensch in der ganzen Welt, wenn er sein Brod verdienen will und der Schöpfer wußte wohl, warum er die Arbeit erschuf; denn niemals ist ein Mensch glücklicher, als Abends, wenn er sich sagen kann: „Heute hast du wieder dein Tagewerk vollbracht." Es wird aber gar verschieden gearbeitet in der Welt, und z. B. in der alten Welt arbeitet man auf die alte Mode und in der neuen Welt auf die neue Mode.

Hundertmal für Einmal hörst du in Amerika Einen sagen: „Ja, wenn ich drüben in meiner Heimath so hätte arbeiten mögen, hätte ich ebensoviel, wenn nicht mehr verdient." Es hat seine Richtigkeit mit diesem Ausspruch, aber nicht in Beziehung auf die Dauer der Arbeitszeit und nicht in Beziehung auf die Strenge oder Härte, mit der gearbeitet wird, sondern nur in Beziehung auf die Art und Weise, wie gearbeitet wird.

Die Dauer der Arbeitszeit ist eine fixirte, und in ganz Amerika gleichmäßig fixirte; sie beträgt zehn Stunden im Tag, und dauert gewöhnlich von 7—12 und 1—6 Uhr. In Deutschland werden aus den zehn Stunden oft zwölf

und noch mehr und bei manchen Geschäften sind's regelmäßig über zwölf Stunden. In Amerika pressirts oft auch und gar manchmal muß der Arbeiter über die Zeit „schaffen;“ aber das „über die Zeit“ wird besonders bezahlt und wenn's zur Nachtzeit sein muß, so trägt's den doppelten Taglohn ein. Der, welcher auf Stück zu Hause arbeitet, hat sich natürlich an die Zeit gar nicht zu binden, er kann zu seinem Heu: Stroh sagen.

Mit der Dauer der Arbeitszeit wär's also in Amerika keinenfalls schlechter. — Eben so verhält sich's auch mit der Strenge und Härte der Arbeit. — Der Grobschmid wird nirgends in der Welt mit einer Stecknadel drein schlagen und der Schreiner muß den Hobel führen, er mag in Newyork arbeiten oder in Berlin. Die Strenge und Härte der Arbeit bringt das Handwerk mit sich und wenn der Schneider blos auf seinen Sitztheilen müde wird, so wird's der Barbier auf seinen Stehtheilen. So ist's in der ganzen Welt. Aber glaubst du nicht, daß das Land einen Vortheil voraus hat, welches zu den schwersten Arbeiten Maschinen besitzt? Und ist nicht in dieser Beziehung Amerika der ganzen Welt voraus? Eine Maschine vollbringt in einem Tage, was sonst vielleicht hundert Menschen kaum in einer Woche fertig gebracht hätten, und stündlich benützt fast in jeder Fabrik der Arbeiter die Maschine zu einzelnen Hanthirungen, die er ohne Maschine unmöglich allein verrichten könnte. In einer kleinen Fabrik würde sich eine solche Maschine vielleicht nicht austragen, aber — in Amerika macht man's, daß sie sich austrägt. Wo glaubst du nun, daß strenger und härter gearbeitet wird, in Deutschland oder Amerika? — Wenn

ein Arbeiter seiner Pflicht nachkommen will, wenn er seine Zeit, statt mit Schwatzen und Dreckeln und Spielen, mit Arbeiten ausfüllen will, — ganz gewiß in Deutschland.

Aber da sitzt der Knoten und neben dem Knoten der Hase im Pfeffer. Das „wie wird gearbeitet" ist ein ander Ding in Deutschland und ein ander Ding in Amerika. Komm hinüber, und bring deinen alten Schlendrian, deine lang gewohnte Bequemlichkeit, deine Kleinlichkeitskrämerei und mitunter auch deine Faulheit mit, — ach, wie bald wird dir das Gasthütchen abgezogen! Wie bald lernst du dich dreimal in einer Minute drehen, wozu du vorher eine Viertelstunde brauchtest! Entweder verdienst du nichts, oder du mußt den Langsamkeitsteufel zur Hölle schicken, wohin er gehört. — Nicht umsonst sagt jeder Handwerker, in Amerika müsse man wieder von frischem lernen. Das muß Einer auch, und wenn er noch so geschickt ist. Nicht blos, weil die Werkzeuge in mancher Beziehung anders, in mancher Beziehung vielleicht auch praktischer sind, sondern hauptsächlich deßwegen, weil er das Werkzeug anders anfassen muß. Sein Griff muß ein anderer werden, so gut als sein Gang, denn in Amerika macht man eine Stunde in 40 Minuten! Sieh nur einmal einen deutschen Maurer an. Sieh, wie er dasteht vor dem Steine, den er auf die Mauer zu bringen hat; sieh, wie melancholisch er den Stein zuerst dreimal betrachtet, dann zweimal um ihn herumläuft, dann eine Prise nimmt oder eine Pfeife anzündet, dann ihn zu lüpfen probirt, dann noch einmal hinlegt, dann seinen Zollstab hervorzieht und noch einmal mißt, was er schon zehnmal gemessen, dann ihn halb aufrichtet, dann ausschnauft, dann das Herz in beide Hände nimmt und

den Stein heraufhebt, dann nach dem Speisbuben ruft und den Speis sechsmal herumwirft, dann den Stein wieder betrachtet, dann dreimal dreht, bis er recht liegt und dann nach gethanem Heldenwerk eine frische Pfeife stopft! Derselbe Maurer legt zehn Steine in derselben Zeit in Amerika, wenn er nur drei Monate drin gearbeitet hat. — Eine Pappschachtel von einem Hause wird in Amerika in 14 Tagen, ein großes solides Haus ganz von Stein aber in zwei Monaten fix und fertig; in Deutschland würde man ein Jahr dazu brauchen, wenn nicht ein und ein halbes. Aber — es geht dort anders, als man in Deutschland nur begreifen kann. Zum Beispiel, um die Fenster in's ganze Haus zu „fixen", d. h. alle Fenster fertig zu setzen, brauchts nicht länger als Einen Tag; denn du gehst einfach in die Fensterfabrik, kaufst ein nach deinem Bedürfniß, und der Fabrikherr führt dir zehn Minuten drauf Alles vor's Haus und geht nicht eher wieder fort, als bis alle Fenster festsitzen. Wie lange würde das in Deutschland dauern? Oder setze z. B. einen Ofen in Deutschland, so mußt du zum Kaufmann gehen und den Ofen kaufen, dann gehst du zum Maurer und kaufst einen Stein, den du vielleicht nach 8 Tagen erhältst, dann kommt der Hafner und setzt den Ofen, dann gehst du zum Flaschner und läßst die Rohre machen, dann erscheint der Maurer und schlägt das Loch hinaus, dann erscheint wieder der Flaschner und paßt die Rohre ein, dann kommt der Hafner und putzt den Ofen und zum Schlusse kommt der Maurer und mauert das Rohr ein. Es muß gut gehen, wenn der Ofen in sechs Wochen soweit ist, daß man drin heitzen kann. In Amerika gehst du einfach zum Flaschner, liessst dir

einen Ofen aus und eine Stunde drauf steht er fix und fertig in deinem Zimmer, und zum mindesten eben so blank, als der sechswöchentliche deutsche.

„O, das macht der Zunftzwang", ruft da Einer. Er mag in manchen Dingen ein Hinderniß sein, der Zunftzwang, aber in den Hauptdingen ist der Handwerker selbst das Haupthinderniß. Wolle einmal eine Kleinigkeit gemacht haben; zuerst kommt der Meister, zieht den Zollstab und mißt eine halbe Stunde lang; dann ein Paar Tage drauf sendet er den Gesellen und der mißt wieder; dann geht derselbe fort und holt, was er braucht; dann wird die Arbeit gemacht und dann kommt der Meister wieder und glotzt die Arbeit des Gesellen an und zuletzt kommt die Rechnung. In Amerika hätte der Meister die Kleinigkeit in einer Viertelstunde selbst gemacht und seinen Gesellen zu Hause fortarbeiten lassen. In Deutschland aber ist der Meister hiezu zu vornehm, zu bequem!

Nicht der Zunftzwang also ist die Hauptsache, du bist die Hauptsache. Du genierst dich an dieser oder jener Arbeit. „Es ist nicht deine Sache", sagst du und sagst es blos, weil du meinst, es sei eine Schande für dich, mit einem Waschseil in der Hand über die Straße zu gehen. Geh' einmal nach Amerika und sieh den reichen Kaufmann an, wie er, wenn's gerade pressirt, selbst mit Hand anlegt und den Hut auf dem Kopf aber hemdärmelig seinem Knecht eine Kiste abladen hilft? Geh nach Amerika und — in einem Jahre hast du den Standesschniggschnack abgelegt und genirst dich an keinem Geschäft und dann betreibst du auch dein Geschäft auf eine andere Weise; und deine Kunden werden zehn Mal mehr mit zufrieden

sein, als früher, denn sie werden schneller, besser und zweckmäßiger bedient.

Glaubst du's nicht? Geh' einmal zu einem Küfer. In Deutschland ist Einer stolz darauf, wenn er ein zwanzigmäßiges Bierfäßchen in einem Tage fertig bringt; in Amerika würde er sein Auskommen nicht haben, wenn er nicht drei fertig brächte und dazu noch fertig mit sammt sechs eisernen Reifen an jedem Stück. — Oder geh' einmal in eine Rasierstube in Deutschland und geh in eine in Amerika. In Deutschland sitzst du auf einem Stuhl mit bolzgerader Lehne und der Rasirer schindet eine Viertelstunde an dir herum, daß du froh bist, mit zwei Schnitten und drei Zwickern wegzukommen. In Amerika lehnst du dich bequem zurück, legst die Füße auf, und du wirst so sanft barbirt, daß du meinst, es sei nur ein Kitzel; dann frisirt man dir die Haare und trocknet dein Gesicht fein ab, daß du selbst gar keine Mühe hast. In Deutschland ist die Rasirstube eine Qual, in Amerika eine Erholung. — Woher kommt denn das? Auch vom Zunftzwang? — Und doch rasirt der amerikanische Barbier zum mindesten eben so viel im Tag, als du mit deiner althergebrachten, hautschabenden, blutabzapfenden Barbutzenmanier.

In Amerika lernt man, wie man arbeiten muß. Man lernt, wie man das Zeug anzugreifen hat, um schneller und doch bequemer zum Ziel zu kommen. Ich sage dir nicht: gehe hinüber auf deine ganze Lebenszeit, denn ich will dir nicht zumuthen, daß du der Freude der Natur, daß du dem Umgang mit deinen Freunden, daß du dem Wein und Gesang, so wie du es bisher gewohnt warst, auf immer entsagst! ich will dir auch nicht zumuthen, daß

du dich von den eingebornen Amerikanern mit Geringschätzung behandeln lässest und am Sonntag den scheinheiligen Frömmler oder den langweilenden Bierdusler spielen mußt; ich will dir nicht zumuthen, daß du dich, der du in einem so schönen, gesegneten Lande geboren, den Gewohnheiten, Sitten, Bräuchen und Ansichten einer dir fremden Nation fügst, weil sich natürlich diese Nation nicht nach dir richtet; aber das will ich dir zumuthen: statt daß du deinen Sohn von Stuttgart nach Gablenberg, oder von München nach der Au in die Fremde schickst, schicke ihn auf ein Paar Jahre nach Amerika. Er lernt sich anders bewegen und anders regen; er wird nachher Alles auf eine andere, praktischere Art in die Hand nehmen, und das allein ist schon das Ueberfahrtsgeld werth.

43.

Die Straßennymphe.

Es ist das letzte Stadium der Liederlichkeit.

Vor wenig Jahren noch war sie ein blühendes, herrliches Geschöpf, vielleicht der Stolz ihrer Eltern, denen sie davon lief, um ihren Lüsten in der Mercerstreet zu fröhnen. Vor wenig Jahren noch hatte sie Aussicht, wenn nicht auf eine glänzende, doch ehrenwerthe Zukunft, denn ein Ehrenmann liebte sie und wollte sie zu seiner Gattin machen; aber sie zog einen Andern vor, einen Jüngeren, der sie verführte und dann im Elende sitzen ließ. Vor wenig Jahren noch stand sie am Scheidepunkt ihres Lebens; jener Weg führte zur Tugend in bescheidener Zurückgezogenheit; dieser zum Laster, aber glänzend in Gold und Schimmer. Sie hat gewählt, und da siehst du sie nun, was aus ihr geworden ist. — Es ist eine alte Geschichte, und doch könnt's Einem das Herz brechen, wenn man denkt, welche Folgen Ein Fehltritt hatte!

Sieh' sie dir an, die Straßennymphe, am hellen Tage. Nicht bei Nacht, wenn sie geschminkt und geschmückt die Straßen durchzieht; nicht bei Nacht, wenn der Branntwein ihren Augen Glanz, ihrem Gange Leichtigkeit, ihren Glie=

dern Jugendlichkeit gibt; nicht bei Nacht bei falscher Gaslichtbeleuchtung, wenn du selbst schon des Guten zu viel gethan hast; — bei Tage sieh' sie an, bei hellem Sonnenschein. — Du darfst freilich durch keine Hauptstraße gehen, um nach ihr zu sehen; ihre Wohnung ist weder da, wo die Reichen residiren, noch da, wo die Ehrlichkeit und Häuslichkeit ihren Sitz haben. Sie wohnt nicht, wo Menschen menschlich wohnen; sie wohnt, wo die Liederlichkeit und der Schmutz, das Verbrechen und die Gemeinheit Hand in Hand gehen. Von solchen Gassen hat man in Deutschland keinen Begriff, noch weniger von solchen Wohnungen. Es sind Gäßchen, bedeckt mit Staub und Koth, enge, stinkende Durchgänge, in die weder Mond noch Sonne dringt. Es sind Häuser, die am Umfallen nur durch das Nebenhaus gehindert werden, alte, verfallene Holzbaracken, wimmelnd von Ungeziefer, schimmelig von Feuchtigkeit. Es sind Zimmer, — doch nein, keine Zimmer, Löcher, zu schlecht, um Schweinställe daraus zu machen, zu niedrig, drin zu stehen, zu schief, drin zu liegen; Löcher ohne Stubenböden, mit Fenstern, in denen Papier die Stelle des Glases vertritt, mit Wänden, durch die der Wind pfeift, mit Thüren, die halb in den Angeln hängen, und wo ein Bindfaden die Stelle des Schlosses einnimmt. — Und diese Gassen, diese Häuser, diese Wohnungen sind nicht etwa außerhalb Newyorks; nein sie sind mitten im Herz der Stadt; mitten zwischen den ersten und Hauptstraßen; mitten zwischen dem übertriebensten Luxus und den Marmorpalästen der Reichen.

Und hier, in den „five Points," wie das verrufenste Viertel Newyorks heißt, oder in der Worthstreet, der Thomasstreet oder ähnlichen Quartieren, hier wohnt sie, hier

vegetirt sie. — Sie ist angethan mit einem alten zizenen Röckchen; die Füße sind nackt, wie Brust und Arme; das Gesicht ist roth und aufgedunsen wie von vielem Fuselgenusse; die Augen sind roth unterlaufen oder blaugeschlagen von ihrer letzten Fehde mit der Nachbarin; die Haare kleben an der Stirne, von Schweinefett triefend; eine kurze Pfeife steckt in ihrem Munde, und der Taback stinkt auf zehn Schritte. — Das ist sie und in diesem Aufzug sitzt sie stundenlange vor ihrer Mördergrube von Wohnung und paßt bis der Abend kommt. Ihre Nahrung ist Häring und Schnaps; ihr Reden ist Fluchen; ihre Existenz ist eine Blasphemie auf das Wort: Weib.

Wenn aber die Nacht kommt, so fängt ihre Zeit an. In eine seidene Fahne gekleidet, einen Hut auf dem Scheitel — die letzten Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit, durchstreift sie die Straßen. Ihr Gesicht ist weiß und roth gemalt; ihre Augen suchen dich, und wehe dir, wenn du dich finden läßst.

Die Straßennymphe hat's natürlich hauptsächlich auf Fremde abgesehen, schon deßwegen, weil Einheimische sich selten von ihr bethören lassen. Sie treibt sich daher gerne in der Nähe der Gasthöfe und der Theater herum; vor Allem aber liebt sie den Park und den daran stoßenden Theil des Broadway; denn hier ist der Sammelplatz der Spaziergänger und der müssigen, abentheuersuchenden Fremden. Sie geht paarweise oder allein, und wenn du zwei Mal an ihr vorbeipassirst, so darfst du sicher sein, daß sie dich anredet. Du frägst sie nach ihrer Wohnung, aber — sie kann dich nicht dorthin nehmen, denn sie wohnt weit oben in der Stadt bei Verwandten, zu denen sie erst

vor ein Paar Tagen auf Besuch kam. Doch — sie hat eine Freundin in der Nähe und die tritt ihr ihr Zimmer ab, oder kennt sie eine gutmüthige Frau, die Zimmer auf eine Stunde oder die ganze Nacht gegen mäßige Gebühr abgibt. — Natürlich in ihre Mördergrube kann sie dich nicht führen; du würdest nicht hineingehen; doch gehe hin mit ihr, wo du willst, zu der gutmüthigen Frau oder der Freundin — der Mördergrube entgehst du doch nicht.

Hundert Mal im Jahre wird der Fremde in den Zeitungen gewarnt vor den Dirnen, die sich auf der Straße herumtreiben; hunderte und aberhunderte von Beispielen werden erzählt, wie da Einer in eine Lasterhöhle verlockt und bestohlen, wie dort Einer in der Nacht im Schlafe überfallen und halb todt geschlagen wurde; hunderte und aberhunderte von Beispielen, wie's in den „Absteigequartieren" der Straßendirnen zugeht, werden dem Publikum bis in's kleinste Detail hinaus vordemonstrirt; und wenn das Jahr herum ist, so sind wieder ebensoviel, wenn nicht mehr, neue Fälle zu den alten hinzugekommen. Das Publikum läßt sich nicht warnen; die Männer wollen betrogen sein; laßt sie den Elephanten sehen!

Du gehst also mit ihr; ihre Sirenenstimme hat dich gelockt, und dein gefühlvolles, von Wein und Speise übergesättigtes Herz konnte nicht widerstehen. Es kommt dir zwar etwas verdächtig vor, das Haus, in das sie dich führt, aber du beschließt vorsichtig zu sein. Du hast zwar einen kleinen Nebel vor den Augen, aber doch siehst du noch so viel, daß du die Thüre sorgfältig verschließst. Du nimmst sogar den Schlüssel und verbirgst ihn mit deiner Uhr unter

dem Kopfkissen. Deinen Geldbeutel legst du auch noch hinzu und nun — einem gescheidten Kerl, wie du bist, kann Nichts passiren. — Aber, du bist eingeschlafen und sie schläft ruhig neben dir, und Morgens, wenn du aufwachst, schläft sie noch eben so ruhig. Der Schlüssel liegt richtig unter deinem Kopfkissen und die Thüre ist, wie du dich durch den Augenschein überzeugen kannst, nicht geöffnet worden, und dennoch ist dir Alles gestohlen: Uhr, Geldbeutel, Kette. — „Höll' und Teufel, wie ist das zugegangen!" — Vom Lärmen wacht sie auf. Sie weint zuerst und wenn das nichts hilft, so flucht sie. Sie weiß Nichts davon! — Was willst du machen? Geh' auf die Polizei; die zeigt dir sogleich, daß Alles auf ganz natürlichem Wege, ohne Hexerei zugegangen ist; denn du warst in einem von den Absteigequartieren, wo jedes Zimmer mit Geheimthüren versehen ist, damit der Fremde, ohne daß er's merkt, ausgeplündert werden kann. Du bekommst auch deine Sachen großentheils wieder und die Hauswirthin wird sogar als Hauptschuldige in's Arbeitshaus gesteckt; aber — dein Name figurirt in allen Zeitungen, denn in Amerika sind alle Gerichtsverhandlungen öffentlich. — Wie Viele meinst du wohl, werden unter diesen Umständen klagweise auftreten! Und wie Viele werden lieber Uhr und Börse verschmerzen, um nur nicht — blamirt zu sein?

Manchmal greift's die Dirne auch anders an. Sie führt dich in ein Zimmer, wo das Getäfel sich nicht bewegt; im Gegentheil, es ist ein ganz solides, gut verschlossenes Zimmer; aber auf einmal — horch, was klopft und poltert vor der Thüre? Ha, wie sie erschrickt, wie sie

todesbleich wird, wie sie in Ohnmacht fallen würde, wenn sie Zeit dazu hätte! „Um Gotteswillen, mein Mann!“ — Jetzt hast du's. Sie ist kein ledig Mädchen, sie ist eine Frau, und der — Ehemann kommt und trifft euch beide zusammen! Wäre doch ein Mausloch da, um sich darin zu verkriechen! — Endlich, die Thüre springt auf; der grimmige Othello ist da und mit ihm ein Paar Brüder, wuthschnaubend, Rache brüllend. Um dein Leben gäbst du selbst in diesem Augenblicke keinen Sixpens mehr! Was hat also das Geld noch für einen Werth, wenn das Leben verfallen ist! So gibst du dem erzürnten Gemahl Alles, was du bei dir hast, und die Zornwogen legen sich, und er schlägt dich doch nicht ganz todt, sondern du kannst mit den Prügeln, die du schon hast, getrost nach Hause gehen, um darüber nachzudenken, ob der Mann ein wirklicher oder ein fingirter Gemahl gewesen ist.

Auf diese und ähnliche Art macht die Straßennymphe ihr Leben; aber sie bekommt den geringsten Theil der Beute; denn die Hauswirthin, bei der das Stück spielt, und der Gemahl mit den Brüdern, oder die Panel-diebe, d. h. die zu den Geheimthüren im Getäfel Herein-spazierenden, nehmen den Löwenantheil. Doch langt's wieder zu Taback, Fusel und Häringen auf einige Tage!

Lang treibt's die Straßendirne selten. Sie ist bei der Polizei zu schlecht angeschrieben! Es werden deßhalb ganze Treibjagden auf derlei Individuen angestellt und oft in Einer Nacht ihrer fünfzig abgefangen und in's Arbeitshaus als „Vagabundinnen“ gesandt. Manchmal wandert sie auch als Mitschuldige bei einem „Paneldiebstahl“ oder bei dem „Ehegemahleifersuchtsspiel“ statt in's Arbeitshaus in's Zucht-

haus. Jedenfalls ist ihr der Armenspital gewiß, wo sie bei lebendigem Leibe verfault, weil sie — incurabel ist.

Ueber manchen Leichnam, der den Hudson hinabschwimmt, und von dem Niemand weiß, wie er hineinkam, könnte sie Auskunft geben; denn schon mancher Fremde, den sie verlockt und der sich nicht gutwillig berauben ließ, hat seinen Widerstand mit dem Leben bezahlt und ist bei Nacht und Nebel in den Fluß geworfen worden.

44.

Der deutsche Bettler.

Der Bettler in Amerika ist sehr selten Amerikaner, sehr wenig Franzose, sehr häufig Irländer und am allerhäufigsten Deutscher. Es scheint, der Deutsche hat ein besonderes Talent hiezu. Wenigstens weiß er nichts von dem Hochmuth der Amerikaner, die „Betteln“ für Selbsterniedrigung halten.

Er war meist schon Bettler „draußen“ und seine Gemeinde hatte ihn mit sammt seinem ganzen „Pack“ nach Amerika gesandt, um seiner auf einmal los zu werden. Die Ausgabe war nicht gering, denn ein „anständiger“ Bettler hat immer eine starke Familie; aber in zehn oder zwanzig Jahren hätte die Familie der Gemeinde das Dreifache gekostet, als die jetzige Ausgabe ist, und — ein Bettler hat ein zähes Leben und thäte der Gemeinde den Gefallen nicht, bald zu sterben. — So kommt er nach Amerika, mit Nichts auf dem Leibe, als seinem Bettlergewand, mit Nichts in der Tasche, als seinem Schiffsschein und ein Paar Gulden Taschengeld, — so viel als Null in Amerika! Soll er sich nach Arbeit umthun? Und von was in der Zwischenzeit leben? — Und überhaupt warum denn? Es ist

nicht gut, wenn der Mensch seine Handthierung changirt. Was Einer gründlich gelernt hat, darauf kommt er am besten fort. So bleibt er Bettler und mit ihm die ganze Familie. Das Ding verstehen sie aus dem Fundamente und — ihr Fortkommen ist gesichert.

Der Bettler hat einen ausgezeichneten Sinn für Localkenntniß. Er ist noch keinen halben Tag im Lande, so weiß er schon, wo er sich einzulogiren hat. Möglich, daß er Adreßkarten hatte an einige hervorragende Mitglieder der Zunft; wahrscheinlich, daß ihn sein Geruchssinn richtig leitete. Denn so gut die Reichen ihre besondere Quartiere in Newyork haben, so gut haben es die Bettler auch, und ehe du noch in eine Bettlerstraße einlenkst, riechst du schon von weitem die „alten Lumpen", die „Knochen", und was noch sonst auf den Straßen gefunden und in den Häusern erbettelt wird. — Wie aber in Newyork, so überall in den großen Städten.

Der Bettler führt ein strenges Regiment in seiner Familie. Er weiß, daß ohne eine gute Kindererziehung der Staat nicht gedeihen kann. „Nur nicht faullenzen" ist sein Grundsatz, und es wird daher jedem Kinde sein Wirkungskreis angewiesen, so gut als er den seinigen hat, und die Hausfrau den ihrigen. Die Kinder bekommen ihren Quersack und werden schon in aller Früh auf ihre „Tour" ausgesandt. „Morgenstund hat Gold im Mund," sagt der Bettlervater. Ob sie vorher gewaschen und gekämmt werden, ist Nebensache; das „Geschäft" ist die Hauptsache. Den Kindern liegt die Lieferung von Brod und Fleisch ob, und sie haben ihr bestimmtes Quantum abzuliefern, es mag biegen oder brechen. Nicht daß dem Bettler viel daran

gelegen wäre, all' das Brod und Fleisch zu verspeisen; im Gegentheil, er verspeist vielleicht gar nichts davon, höchstens das beste; aber die Fässer müssen voll werden; die Fässer nämlich, die er alle Wochen dem „Schweinezüchter" in der Vorstadt „contraktlich" zu liefern hat. Die Pflicht geht Allem vor! Und Contrakte müssen gehalten werden.

Das Brod- und Nahrungsmittelbetteln nimmt natürlich die niedrigste Stufe des Bettelns ein, aber der Bettelvater denkt: „ein guter Soldat muß von der Pique auf dienen."

Vom „höhern" Bettler gibt's verschiedene Rangstufen. — Die unterste Rangstufe nimmt der ein, der für sein Bettelgesuch keine ander Ausrede kennt, als die: „er finde keine Arbeit." Diese Ausrede bringt ihn in manche Verlegenheit, denn unter hundert Fällen kommt es neunzigmal vor, daß ihm Arbeit angeboten wird! — Schon etwas mehr zieht es, wenn eine Frau mit kläglicher Miene ihr „Schicksal von dem kranken Mann und den sieben unerzogenen Kindern" erzählt. — Aber ein Bettler von nur einigermaßen Bildung und Erziehung gibt sich mit solchen Erbärmlichkeiten nicht ab. Er sorgt dafür, daß seine Frau einen Säugling auf dem Arme hat. Bringt er keinen eigenen in Stand, so muß sie einen miethen, und dieß Säuglingsausmiethungsgeschäft ist keines der schlechtesten, denn es trägt seine fünfzig bis fünfundsiebzig Cents per „Tag und Stück", natürlich je „nach Waare". Von selbst versteht es sich, daß nur solche Mütter „ausmiethen", die an diesem Tage durch häusliche Geschäfte oder auch durch Krankheit verhindert sind, selbst „dem Geschäfte" nachzugehen." — Und so ein Säugling ist seinen halben Thaler

werth! Wer sollte einer armen, geschlagenen Wittwe, die soeben den Ernährer verloren hat, nachdem er sechs volle Wochen krank gelegen, und für Doktor und Apotheker das letzte Stück ins Pfandhaus getragen wurde, — wer sollte ihr einen Cent abschlagen? Es gehören blos eine abgerissene, aber reinliche Kleidung, ein mattes, bleich angemaltes Gesicht und verschiedene Thränen dazu! Natürlich muß auch das Kind ärmlich, verhungert und gelbgrau aussehen und kläglich schreien, für welch' Letzteres die Mutter schon Recepte hat.

Der Bettler selbst, der Vater nämlich, weiß sich noch besser zu helfen: er schafft sich einen Leibschaden an. — Ein Glück für ihn, wenn ihm die Natur schon einen gab, denn dann hat er keine weitere Mühe damit; hat ihn aber Mutternatur in dieser Beziehung „vernachläßigt", so hilft er nach, wie selbiger Schneider mit den wattirten Hosen. Er schafft sich also „Geschwäre" an, und so eckelhafte, übelriechende Geschwäre, daß man ihm ein Kupferstück zuwirft, um nur die Geschichte nicht sehen zu müssen. Oder — er wird „lahm auf einer Seite". Dabei muß er jedoch vorsichtig sein, damit er nie vergißt, auf welcher Seite es ihm beliebt hat, lahm zu werden. Oder — er „verliert einen Arm", d. h. der „verlorene" wird künstlich zurückgebunden, was aber Einer selten länger als zehn Stunden im Tage aushält. — Hie und da wird er auch „blind", und dieser Leibschaden ist der einträglichste von allen; aber es gehört Talent dazu, ihn durchzuführen, und wenn man daher in Newyork einem blinden Bettler begegnet, so darf man beinahe mit Gewißheit darauf zäh-

len, einen Mann vor sich zu haben, an dem ein „Seydelmann“ verloren ging.

Solcher Art sind die „höheren Bettler“. — Die höchste Stufe der Zunft nimmt der „alte Mann“ ein. Vielleicht ist er in der That alt und grau geworden in der Erfüllung seiner Pflichten. Vielleicht hat er aber auch „ein bischen nachgeholfen“. Ein dünnes weißes Haar, ein gebückter Gang, ein durchfurchtes Gesicht, eine zitternde Stimme, Glieder, die den müden Körper kaum tragen und ein dicker Stab, das sind die Hauptingredienzien, die ihm bei dieser Rolle nothwendig sind. Und — „ein Schauspieler könnte von ihm lernen!“

Bettler mit „innern Krankheiten“ kommen auch nicht selten vor. Dazu gehört aber schon ein „Empfehlungsbrief“. Dieser muß natürlich von einem „bekannteren“ deutschen Arzte herrühren und darin bezeugt werden, daß der „Träger arbeitsunfähig in Folge von schweren Leiden und also unterstützungsbedürftig“ ist. Wer wird einem braven, fleißigen, aber in Folge von Unglück bresthaften Manne etwas abschlagen? — Natürlich ist der Brief gemacht und der Träger desselben hütet sich wohl, dem Arzte selbst zu begegnen oder gar ihn um eine Gabe anzusprechen; aber hie und da geräth er doch in eine Falle, entweder begegnet er dem Doktor selbst oder einem Andern, der den Doktor und dessen Handschrift gut kennt und also sieht, daß er einen Betrüger vor sich hat, und — dann heißt's sich auf die Sohlen machen, wenn Schläge vermieden werden wollen.

Die köstlichsten Bettler sind die, denen gerade noch zwei Thaler fehlen, um wieder nach Deutschland hinaus-

reisen zu können, weil sie sich in Amerika nicht fortbringen. Sie treiben's oft viele Jahre; das ganze Reisegeld haben sie; nur die zwei Thaler fehlen; aber diese können sie um alle Welt nicht zusammenbringen. — Derlei Bettler treiben sich meist um die Wohnungen der reicheren Landsleute herum, deren Adressen sie sich aus dem „Directory“ oder Adreßbuch herausschreiben. Sie sind nicht mit einem Cent zufrieden, sondern erwarten zum mindesten einen Schilling. Natürlich hüten sie sich wohl, die Straße zweimal durchzufechten, sonst dürfen sie für's Auspeitschen nicht sorgen.

Eine Abart der Bettlerkunst sind die „Kundschafter“. Sie stellen arme Unglückliche vor, die bessere Zeiten gesehen haben! Sie gehen nicht in die Wirthshäuser, um die Zechenden anzusprechen; sie stellen auch Niemanden auf der Straße; denn sie sind eigentlich „verschämte Hausarme“. Darum erlauben sie sich, die Familie in ihren Wohnzimmern aufzusuchen, oder den reichen Kaufmann in seinem Comptoir. Ihr Betragen ist so gesittet und bescheiden, sie wissen ihre Worte so gut zu setzen, daß sie selten „unbelohnt“ davongehen. — Zur schuldigen Danksagung erfahren denn noch am selbigen Abend die „Freunde unter der Einbrecher- und Diebszunft“, wo Geld und Geldeswerth zu holen, und wo die beste Gelegenheit ist, einen Laden oder ein Haus heimzusuchen. Die Kundschafter haben gute Augen und — ihr Beuteantheil ist ihnen sicher. Sie selbst brechen nie ein, sondern — lassen höchstens 'was mitlaufen!

Jeder höhere Bettler hat seine eigene Tour. Er läuft nicht die Kreuz und die Quer herum, wie ein junger Anfänger. Auf diese Art würde er ja den einen Theil seiner

Freunde und Wohlthäter vielleicht ganz übergehen und den andern zu sehr ermüden. Ein solider Geschäftsmann weiß genau, wann er einen Kunden zu besuchen hat und — der Bettler führt sein Register trotz einem Weinreisenden.

Die „Abende" werden vom Bettler meist im Kreise der Familie zugebracht; es müßte denn sein, daß die Art seiner Einnahme ihn veranlaßte, eine Bettelauction zu besuchen. Auf einer Bettelauction wird nämlich versteigert, was man an alten Kleidern „geschenkt bekommen", was man „Werthvolles" auf der Straße gefunden und was man überhaupt so ungesehen hat mitspazieren lassen. — Diese Auctionen sind nur Nachts, weil bei Tage „gearbeitet" wird; die Steigerer sind „Unnere Leut." — Das Auctionslocal ist zugleich die Bettlerherberge des Viertels und die Bettlerherberge selbst ist die Heimath und das Boardinghaus aller derer von der Zunft, die weder beweibt noch bekebsweibt sind.

Einmal in der Woche geht der Bettler in den „Club", der natürlich auch in der Herberge zusammenkommt. Die Weiber und Mädchen gehen mit, und so wird aus dem Clublocal nicht selten ein Spring- und Tanzlocal. Und dann, wenn der Tanz losgeht, sieh', — wie die Lahmen hüpfen und die Blinden sehen! Die Geschwüre, die Leibschäden sind verschwunden! Die „alten Männer" führen den Reigen an, sehen aber weder grau noch gebückt mehr aus! — Und wie wird getrunken und gegessen! Der Wirth darf sich nicht beklagen, denn er läßt was draufgehen, der Bettler am Clubabend.

Der höhere Bettler bringt's nach einigen Jahren so weit, daß er sein Bankbuch hält, wie der bestbezahlte Ar-

beiter, und — er legt mehr zurück als irgend ein Handwerker es vermag. Mit der Zeit kauft er sich in der Vorstadt sein eigen Häuschen, wohin er sich nach des Tages Last und Hitze zurückzieht. Einige haben's sogar so weit gebracht, daß sie in der Nähe von Newyork, in Brooklyn, Williamsburg; Newjersey oder sonst wo ihre eigenen Gentlemans-Häuser besitzen, die ihnen jährlich ein Paar Hundert Thaler-Rente eintragen. Diese Herren Bettler leben Sonntags als „vornehme Herren", als „Landlords" und „Particuliers"; Montags aber ziehen sie wieder nach Newyork und gehen ihrem Berufe nach.

Wenn der höhere Bettler von Einem, den er um eine Gabe angesprochen, abgewiesen wird, so nimmt er die Miene der Entsagung an, wirft einen Blick der Wehmuth gen Himmel, und — flucht erst, wenn er zur Thüre draußen ist. Nur der Stümper wird schon in der Stube grob!

In ein deutsches Wirthshaus in Newyork, wenn's nur halbwegs besucht ist, kommen täglich weit über hundert Bettelnde. Die Polizei bekümmert sich lediglich nichts darum! — „'S ist ein freies Land", und — und wenn du ihnen nichts geben willst, so jage sie fort. Nur, wenn ein Bettler des Diebstahls verdächtig ist, oder gar zu unverschämt im Anfordern wird, schickt ihn der Richter als Vagabund ins Gefängniß. Du mußt aber vorher klagen! — Die gewöhnliche Strafzeit für's Vagabundiren ist zwei Monate.

Auf dem Lande geht's mit der Bettelei nicht. Der Bauer, besonders der amerikanische, ist hartherzig. „Arbeite, dann hast du Brod," sagt er. Der Bettler ist jedoch verschiedener Meinung, und zieht Brod ohne Arbeit vor. Er

verirrt sich daher sehr selten auf's Land. Er fürchtet des Farmers Hund!

Der Bettler, der in Europa das meiste Glück macht, der „Invalide" nämlich, zieht in Amerika gar nicht.

Der Amerikaner verachtet den Bettler gründlich, und die Gemeinden, die ihre Ortsarmen nach Amerika sandten, um sie auf immer los zu sein, haben den deutschen Namen in Amerika verachteter gemacht, als alle entleerten Zuchthäuser thun konnten.

Der Samstag ist des Bettlers Freudentag. An diesem Tag nimmt der Arbeiter seinen Wochenlohn ein, und der Arbeiter theilt gerne mit.

45.

„Und Fleisch grad gnug!"

„Und Fleisch grad gnug!" schreibt der Hans und der Peter, der Fritz und der Jakob von Amerika. — Er schreibt vielleicht auch ein klein wenig von der kostspieligen Reise und daß das an den Agenten bezahlte Ueberfahrtsgeld bei weitem nicht gelangt habe, weil man in Havre oder in Bremen, in Rotterdam oder in Hamburg, oder gar vollends in Liverpool „einige" Zeit habe warten müssen und mancher Gulden in der Erwartung der goldenen Kieselsteine Amerika's „gespendet" worden sei; er schreibt wohl auch ein Paar Worte von der freundlichen Aufnahme in Newyork oder Baltimore, oder Philadelphia und wie man ihm allda aus lauter christlicher Barmherzigkeit seine „Last", besonders die Last seines Geldbeutels bedeutend erleichtert habe; — schreibt natürlich auch, wie leicht oder wie schwer es ihm geworden sei, eine Stelle als Taglöhner oder als Bauernknecht zu bekommen; jedenfalls aber schreibt er, daß er als Taglöhner des Tages seinen Thaler und mehr verdiene, oder als Knecht seine zehn Thaler im Monat und alles frei; unter allen Umständen aber schreibt er: „und Fleisch grad gnug!"

Und wie Viele, wie unendlich Viele hat das „Fleisch grad gnug" nach Amerika verlockt!

„Der Mensch lebt nicht vom Brod allein." Das wissen die Leute wohl, die alle Tage Cotteletttes oder Beefsteak verzehren. Die aber in Deutschland, die unter der Armuth auf dem Lande zu Hause sind, wissen es kaum. Füge zum Brode noch Kartoffeln und abgenommene saure Milch, so hast du die ganze Nahrung des *Armen*. — So war's *lange* Zeit und an *vielen* Orten, und wenn die Gewerbe stocken, oder wenn Mißjahre kommen und Frucht und Obst und Wein und Kartoffeln nicht gedeihen, so werden solche Zeiten sich wiederholen und *müssen* sich wiederholen. Freilich der *Bauer* schlachtet sich alle Jahre seine zwei oder drei Schweine, er verkauft seine Frucht und hat Geld genug, vom Metzger im Orte sein frisch Fleisch zu beziehen. Er hat, wenn nicht Wein, so doch Obstmost im Keller und thut sich alle Tage gütlich an einem frischen Trunk. Der *Arme* aber, sollte *der* nicht eine kleine Bewegung in der Magengegend verspüren, wenn er liest: „und Fleisch grad gnug!"

Lieber Einwanderer oder Auswanderer (du kannst zwischen beiden Ausdrücken wählen) ich will dir nur zum Schlusse noch sagen, daß es *vollkommne Wahrheit* ist, wenn man dir schreibt „und Fleisch grad genug!" Wer in Amerika lebt, hat *Fleisch* genug. In den Städten verzehrt ein Arbeiter zum Frühstück vielleicht schon mehr Fleisch, als im alten Vaterlande Mancher den ganzen Tag sieht, und auf dem Lande fehlt es noch weniger an Fleisch und es ist vielleicht sogar möglich, daß Einer Tage lang *gar nichts* sieht als *Fleisch*. Wie's aber sonst aussieht, um

den Lebensgenuß, wie's dem Arbeiter insbesondere ergeht und dem Handwerker, das hast du aus dem ganzen Büchlein, besonders aus den Artikeln „Stoppen", „er macht sein Leben", „ein amerikanischer Sonntag", u. s. w. ersehen. Nun will ich dir auch noch sagen, wie's dem Taglöhner und Bauernknechte ergeht, ja sogar dem vermöglichern Bauern, wenn er sich einfallen läßt, auszuwandern, und was er hat, außer dem „Fleisch genug!"

Als du auszuwandern Lust bezeugtest, da sagte man dir: „bleibe nicht in Newyork, dem modernen Sodom und Gomorrha, sondern reise gleich weiter dem Westen zu, denn dort allein ist für den Bauersmann etwas zu machen"; und man hatte ganz Recht, als man dich so belehrte; du selbst aber sagtest dir: „zu meiner Ueberfahrt brauche ich sechszig bis siebzig Gulden, und zu meiner Reise in's Land werden doch dreißig bis vierzig Gulden reichen, so brauche ich im Ganzen meine hundert Gulden; und — dort drinn habe ich monatlich meine acht bis zehn Dollars und Alles frei, das macht im Jahr zweihundertfünfzig bis dreihundert Gulden, und dann bin ich sparsam, und diene ein Paar Jahre, und zuletzt kaufe ich mir ein Bauerngut von hundert und noch mehr Aeckern, die man ja zu einem Dollar den Acker von der Regierung haben kann, und dann bin ich ein unabhängiger, ein gemachter Mann." So hast du dir gesagt, aber — du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht und die doppelte Kreide vergessen.

Zuerst die Reise! Hast du denn die Nebenausgaben auf der Reise an den Seehafen vergessen? Glaubst du, man lebe die Paar Tage bis dahin von der Luft, besonders wenn man das „Fleisch genug" in Aussicht hat? Meinst

du, im Seehafen vor der Abfahrt sei es so spottwohlfeil, wie auf deinem Dorfe? Bist du der Ansicht, das Geschirr, das du dir „auf's Schiff" kaufen mußt, koste nichts? Und gedenkst du unterwegs, die vielen Wochen, die du auf hoher See zubringen mußt, blos von der Schiffskost zu existiren? Du mußt einkaufen, Wein, Brod, Schinken, Obst und Anderes einkaufen und — man gibt dir nichts umsonst. — So sind hundert oder hundert und fünfzig Gulden hin, ehe du nur „drüben" ankommst. Bist du aber da, siehst du endlich wieder Land, lacht dir das frische Brod, das Obst, der Wein, das Bier entgegen, meinst du, beide Augen zudrücken zu können? Du drückst Ein Auge zu und kaufst und gibst Geld aus. „Du bist ja bald an Ort und Stelle und verdienst Geld, „wie Heu", denkst du. Jetzt kommt die Reise ins Land. Du willst sparen und gehst mit dem „Einwandererzug." Es ist weit, sehr weit bis nach Jowa, oder Wisconsin, oder Michigan, oder Illinois oder wo du sonst hinwillst; der Einwandererzug ist zwar ein bischen sehr unbequem, aber er ist um so und so viel Thaler wohlfeiler! Gut, — aber weißt du auch, wie lange du mit dem Einwandererzug unter Wegs bist? Und weißt du, was es unterwegs kostet? Glaubst du, du kommst mit allen Nebenausgaben unter vierzig bis fünfzig Thalern weg? Und sind nicht diese vierzig Thaler schon wieder hundert Gulden? — So kostet dich die Reise deine zweihundertfünfzig bis dreihundert Gulden, du magst's rechnen, wie du willst. Und dabei ist noch immer vorausgesetzt, daß du nirgends gerupft und nirgends betrogen worden bist, und wo ist auch nur Einer, der das sagen kann? Da hilft dir dein „Mißtrauen"

nichts; im Gegentheil, je mißtrauischer du bist, um so eher fällst du in die Hände des Spitzbuben, der dich zutraulich zu behandeln versteht. Und sie verstehen das, die deutschen „Landsleute", mit denen du es zu thun bekommst!

Aber jetzt bist du an Ort und Stelle. Es wird dir doch nicht fehlen, gleich Arbeit zu bekommen? Gewiß nicht. Deine acht Thaler im Monat sind dir sicher und — „Fleisch genug."

Natürlich liegt die Farm, d. i. der Bauernhof, auf den du kommst, ein klein wenig abseits. Ein Bauer kann doch nicht in der Stadt wohnen! Auch sind keine „Dörfer" allda zu schauen, sondern jeder Bauernhof liegt für sich isolirt und ringsum eingezäunt. Die nächste „Stadt", wie sie sich nennt, besteht zwar blos aus ein Paar Dutzend Häusern; „einigen Kramläden, einem Gasthaus, einer Kirche, einer Schule, einer Schmiede u. s. w."; aber du hast doch zehn bis zwanzig Meilen dahin. Es kommt dir ein bischen einsam vor, auf der Farm; „die Menschen sind so gar weit entfernt", denn es ist Niemand da, als der Farmer, die Farmerin und du! Doch — der Farmer läßt dir keine Zeit zum Nachdenken. Morgens früh mit Tagesanbruch heraus in den Stall zum Melken, dann hinaus ins Feld, in den Wald. Da gibt's keine Unterbrechung den lieben langen Tag; da gibt's keinen Ständerling mit einem Kameraden, keine Schürzenunterhaltung! Man nimmt sich keine Zeit zum Essen, aber — Fleisch hast du genug! — Im Winter ist's gar kalt draußen im Walde, wenn du die Bäume zu fällen, das Brennholz zu schlagen, die Riegel zu den Zäunen (Fenzen) zu behauen hast, und im Sommer, wenn du zu mähen, zu schneiden, zu ackern

hast, — ach wie warm ists im Sommer und dazu noch die verdammten Mosquitos! Wie gut thäte da ein guter Schluck Apfelwein aus dem kühlen steinernen Krüglein „zu Hause!" Wie prächtig wäre eine „Halbe Braunes"! Oder wenn nur wenigstens Milch da wäre! Ei, mein lieber Freund, die Milch, die braucht man zum Käse machen, denn das ist ein Haupteinnahmezweig des Farmers, und Bier, das gibts auf zwanzig Meilen in der Runde nicht. Und Apfelwein vollends? Glaubst du denn die Obstbäume wachsen in Amerika über Nacht? Die müssen auch erst gepflanzt werden, und wachsen, und brauchen Jahre, um groß zu werden, und — in den ersten zehn Jahren hat ein Farmer gar nicht Zeit, an Obstbäume auch nur zu denken, weil er vorher sein Land urbar machen und für den Lebensunterhalt sorgen muß, ehe er an den „Luxus" denken kann. — Aber, was geht dich denn Milch und Bier und Obstmost an, du hast ja Fleisch genug!

Und was für Fleisch hast du! Speck, nicht Fingersdick, aber Handdick; Speck, nicht allein Morgens, sondern auch Mittags und nicht blos Mittags, sondern auch Abends. Freilich Gemüse gibts keines, höchstens im Herbste etwas Kraut, auch das Brod ist nicht so, wie du es „draußen" genossen, denn es ist meist von Welschkornmehl, aber — Fleisch, Schweinefleisch, gesalzenes Schweinefleisch mit dreizoll dickem Speck hast du in Hülle und Fülle! Du bekommst den Speck warm und bekommst ihn kalt, du bekommst ihn gebraten und bekommst ihn gesotten, aber — Speck bekommst du immer. Oder glaubst du, der Bauer werde zwanzig Meilen weit in die Stadt senden, um frisches Ochsenfleisch? Oder er werde am Montag ein Kalb

und am Dienstag ein Lamm schlachten, um deinen Gaumen zu kitzeln? Ach — der Bauer könnte das nicht, wenn er auch wollte. Das Rindvieh braucht er nothwendig, um aus seinem Ertrag baar Geld zu machen; er hat Nichts als Schweine, von denen er alle Vierteljahre eines schlachtet und — einsalzt. Auf welch' andere Art sollte er es denn aufbewahren? — Jetzt hast du's, nach was dein Herz begehrte: Fleisch genug!

Freilich am Werktage mußt du hart, sehr hart arbeiten und am Sonntag hast du Nichts, gar Nichts, als das Recht zu schlafen! Freilich, wenn du ein paar Stiefel brauchst, so mußt du sie mit acht Thalern bezahlen und Rock und Hosen und Hemden und Strümpfe im Verhältniß, denn es ist gar weit von den Fabrikstädten bis zu dir, und in Amerika rechnet man nicht nach Gulden und Kreutzern, sondern nach Thalern! Freilich siehts also ganz anders aus, als du dirs dachtest, den Speck ausgenommen, allein — in fünf bis sechs Jahren hast du dir doch vielleicht deine dreihundert Thaler erspart und nun kannst du dir selbst ein Gütchen kaufen und heirathen und — ein gemachter Mann werden. —

Natürlich ein Gütchen in der Nähe einer Stadt, einer Eisenbahn kannst du nicht kaufen, denn dazu langt dein Geld nicht. Ein Acker gut Land in solcher Nähe ist nicht unter hundert Dollar zu haben und wird in manchen Gegenden doppelt so theuer bezahlt. Du darfst mit deinem bischen Geld froh sein, wenn du nicht ganz in die Wildniß mußt. Kaufst du aber den Acker um drei bis vier Thaler, so bist du noch immer weit genug von „cultivirten" Gegenden ab. — Doch „nur Muth ge-

faßt! Frisch angefangen! Wenns nur noch zu ein bischen Vieh, zum nöthigen Ackergeräthe langt!“ So denkst du und fängst an und brauchst ein Paar Jahre, bis du so viel Land urbar hast, um die nöthige Frucht zu pflanzen, zehn Jahre brauchst du, bis deine Obstbäume wachsen, um dir „Most“ zu bereiten, und zwanzig oder dreißig Jahre, bis in der Gegend eine Stadt erstanden, aus der du das „Nöthige“, wenn nicht alle Tage, doch alle Wochen kommen lassen kannst. — Diese ganze, lange Zeit über hast du „Fleisch genug“ gehabt, dein Trinken und Essen war Speck und Wasser! Aber jetzt ist dein Gut vier oder zehnmal so viel werth und — deine Kinder sind versorgt.

Merke dir das, lieber Auswanderer, du selbst hast des Lebens Noth und Qual zu erdulden, bis zur Hefe, und wenn dir's ganz günstig geht, so bringst du's soweit, daß, wenn du dich hinlegst und stirbst, deine Kinder versorgt sind! Wie aber, wenn dich in deiner Verlassenheit Krankheit und Fieber heimsucht, wenn für dein Weib die Stunde der „Noth“ kömmt, wenn deine Kinder auf dem Siechbette liegen? Wohin zum Arzte? Und wenn du je Einen findest, in deiner Einsamkeit, was kostet er dich? Eine Krankheit bringt dich um ein ganzes Jahr zurück, und glaubst du, in einem frischumgebrochenen Boden sei es so gesund zu leben? — Wie oft denkst du da an die Kartoffeln und die abgenommene Milch und das frische Brod zu Hause? Wie oft verwünschest du den Brief, worin stand: „Und Fleisch genug!“

„Fleisch genug,“ aber keinen frischen Trunk, kein frisches Essen, keine Schule für die Kinder, keine Kirche in

